Zusammengestellt und herausgegeben von
Matthias Köpke

Ludendorffsche Philosophie und Darwinismus

Gott und die Natur

Eine Sammlung von Aufsätzen –
aus der Gedankenwelt des Hauses Ludendorff.

1. Auflage
Eigenverlag, 2018.



Fast alle Beiträge in vorliegender Schrift sind der Zeitschrift „Mensch und Maß“ entnommen. Diese Schrift erscheint im Verlag Hohe Warte, damals war der Verleger Franz Karg von Bebenburg. Die Quellennachweise befinden sich jeweils **vor** den Beiträgen. Die vorliegende Schrift erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. **Man beachte auch die Literaturhinweise am Ende dieser Schrift.**



Erich und Mathilde Ludendorff

„Wehe dem Volk, dem die Geschichte nicht Lehrmeisterin sein kann!“

Diese Schrift dient der geschichtlichen
Forschung und wissenschaftlichen
Dokumentation

Zusammengestellt durch:
Matthias Köpke, Eigenverlag 2018, 17291 Nordwestuckermark, Germany. E-mail: Esausegen@aol.com
1. Auflage

Diese vorliegende Schrift und deren Verfasser beanspruchen für sich den Esausegen gemäß 1. Mose (Genesis) 27, 40 und stehen somit unter dem Schutz des Esausegens als oberste gesetzliche Regelung für alle Jahwehgläubigen!

Nähere Informationen zum Esausegen sind in den Werken: **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger", „Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe", „Der Papst oberster Gerichtsherr in der BR Deutschland"** und **„Das offene Tor"** von Matthias Köpke, jeweils als E-Book und Freeware unter www.archive.org oder www.scribd.com enthalten! Dasselbe gilt für die anderen Werke von Köpke.

Weitere Bücher von Matthias Köpke, als e-Book im Internet www.archive.org:

1. „Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger", 2. „Das Buch der Kriege Jahwehs", 3. „Kampf für Wahlenthaltung", 4. „Kampfgift Alkohol", 5. „Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff", 6. „Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland", 7. „Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe", 8. „Scheinwerfer-Leuchten", 9. „Haus Ludendorff und Wort Gottes", 10. „Jahweh, Esausegen und Jakobs Joch", 11. „Es war vor einhundert Jahren", 12. „Destruction of Freemasonry through Revelation of their Secrets". 13. „Denkschrift: Mit brennender Sorge", Offener Brief. 14. „Warum sind meine Kinder nicht geimpft?". 15. „Vom Wesen und Wirken des Bibelgottes Jahweh und seiner Kirche". 16. „Schrifttumsverzeichnis von Erich Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff". 17. „Drei Irrtümer und ihre Folgen". 18. „Erich Ludendorff. Eine Antwort auf Verleumdungen des Toten". 19. „Meine Klage vor den Kirchen- und Rabbinergerichten". 20. „Das offene Tor". 21. Die Ludendorff-Bewegung und der Nationalsozialismus". 22. „Die Hochflut des Okkultismus". 23. „Mathilde Ludendorff. Eine Antwort auf Verleumdungen der Toten". 24. „Eine vollkommene Gesellschaftsordnung?". 25. „Am Heiligen Quell – Beilage zur Ludendorffs Volkswarte 1929-1931". 26. „Mathilde Ludendorffs Bedeutung für die Frauen". 27. „Die Spaltung der Ost- und Westkirche". 28. „Von ‚Gott' zu Gott – Das von Wahn überschattete Wort?". 29. „Der geschichtliche und der biblische Jesus". 30. „Das päpstliche Rom gegen das deutsche Reich". 31. „Wahrheit oder Lug und List". 32. „Die Weite der Weltdeutung Mathilde Ludendorffs". 33. „Vergleich einiger Rassenlehren". 34. „Haben die 3 großen Weltreligionen etwas mit der Flüchtlingskrise zu tun?" 35. „Die Mission des Rudolf Steiner". 36. „Ludendorff und Hitler". 37. „Mathilde Ludendorffs Auseinandersetzung mit dem Okkultismus". 38. „Die Philosophin und der Feldherr". 39. „Alles ‚zum Besten der Menschheit' – Ziele und Wege des Illuminatenordens Adam Weishaupts". 40. „Statt okkulter Priesterherrschaft – Gotterkenntnis". 41. „Der Pensionsprozeß Ludendorff – Eine Dokumentation". 42. „Seelenabrichtung durch Magie und Kult". 43.. „Ist die Bibel ein jüdisches Geschichtsbuch?". 44. „Wie wird das Werk Mathilde Ludendorffs im Leben wirksam?". 45. „Auf der Suche nach Sicherheit und Gewissheit". 46. „Ludendorffsche Philosophie und Darwinismus". 47. Wie frei ist der Mensch? – Gedanken über die Freiheit". 48. „Mathilde Ludendorff und das Ende der Religionen". 49. „Vom Denken in der griechischen Antike bis zur Gegenwart". 50. „Die Gotterkenntnis Ludendorff als zeitgemäße Lösung der Volkserhaltung". 51. „Mathilde Ludendorffs Loslösung vom Christentum und das Werden ihrer Gotterkenntnis". 52. „Die Bedeutung Mathilde Ludendorffs für die Welt". 53. „Die ersten Blutopfer ‚unserer Freiheit'". 54. „Warum die Weltfreimaurerei Mathilde Ludendorff so ‚liebt'". 55. „Wie und warum das Haus Ludendorff zum Gegner der Freimaurerei wurde". 56. „Unser Marxismus – eine unserer Verirrungen". 57. „Omnia instaurare in Christo – Alles in Christus erneuern".

Hinweis des Verlages

Auch in der israelischen Gesellschaft gibt es laut Prof. Israel Shahak*, der einige Jahre Vorsitzender der *Israelischen Liga für Menschenrechte* war, und dem amerikanischen jüdischen Wissenschaftler Norton Mezvinsky** – dem mohammedanischen und christlichen Fundamentalismus vergleichbar – extremistische Bestrebungen, die allen nichtjüdischen Personen und Völkern die Menschenwürde aus religiöser Überzeugung absprechen; sie verletzen die von der Menschenrechtskommission sowie die im Grundgesetz garantierten Grundrechte und die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung. Über extremistische Verhaltensweisen – ganz gleich welchen Ursprungs diese sind – aufzuklären und ihre geistigen Grundlagen sowie ihre politischen Zielsetzungen offenzulegen, ist ein Gebot der rechtsstaatlichen Selbstbehauptung und stellt berechtigte Notwehr dar.

Den **imperialistischen Bestrebungen** des im Mosaismus (Judentum, Christentum, Islam) wurzelnden Extremismus der sogenannten **Jakob-Fraktion**, (vgl. 1. Mose 27, Vers 28-29):

„So gebe dir Gott (Jahweh) *vom Tau des Himmels und vom Fett der Erde und Korn und Most in Fülle! Völker sollen dir dienen und Völkerschaften sich vor dir niederbeugen! Sei Herr über deine Brüder, und vor dir sollen sich niederbeugen die Söhne deiner Mutter! Die dir fluchen, seien verflucht, und die dich segnen, seien gesegnet!“*

kann spätestens seit 1948 der im Auftrage des mosaischen Gottes Jahweh den Nichtjuden in der Verkörperung Esaus erteilte Segen entgegengehalten werden
(1. Mose 27, Vers 40, Satz 2 der Luther-Bibel, Stuttgart 1902, 19. Auflage):

„Und es wird geschehen, daß du ***auch ein Herr*** *und sein* (Jakobs) *Joch von deinem Halse reißen wirst.“*

Nach mosaistischer Sicht wäre eine Behinderung oder gar Verhinderung dieses Hervortretens mit dem Esausegen gleichbedeutend mit einem grundsätzlichen **Bruch des Bundes mit Jahweh und die Verhinderung der Ankunft des Messias**, welche die **Verfluchung und Vernichtung** durch Jahweh nach sich zöge. Nach dieser Lehre würde jeder Jude oder von Juden abhängige Nichtjude (künstlicher Jude wie z.B. Christen, Freimaurer, Mohammedaner usw.), der diesem Segen zuwider handelt, den **Zorn Jahwehs** auf sich und die jüdische Gesellschaft heraufbeschwören und dadurch die **Vernichtung Groß-Israels** (Jakobs) **durch Jahweh** fördern.*** Siehe dazu: Der Fluch des Ungehorsams, 5. Mose 28, 15-68; davon bes. Vers 58! Der Bann setzt sich automatisch in Kraft, sobald der Esausegen verletzt wird (z.B. in der röm.-katholischen Kirche u.a. die „excommunicatio latae sententiae“ [Strafe für Ungehorsam]).

Letztendlich wird, wie es in der Weissagung des Mosaismus heißt, die allseitige **Einhaltung des Esausegens** – ohne den Juden zu fluchen – zum weltweiten Frieden zwischen Juden (auch künstlichen Juden) und Nichtjuden führen.

***Israel Shahak † (Jerusalem): *„Jüdische Geschichte, jüdische Religion – Der Einfluß von 3000 Jahren“*, 5. Kapitel: *Die Gesetze gegen Nichtjuden*, Seite 139-180, Süderbrarup 1998, Lühe Verlag, Postfach 1249, D-24390 Süderbrarup.**
****Israel Shahak u. Norton Mezvinsky: *„Jewish Fundamentalism in Israel“*, 176 Seiten, London 1999, Pluto Press, 345 Archway Road, London N6 5AA.**
***** Roland Bohlinger: *„Denkschrift auf der Grundlage des geltenden Völkerrechts und des im Alten Testament verkündeten Jakob- und Esausegens“*, veröffentlicht in „Freiheit und Recht“, Viöl im Nov. 2002.**

Inhaltsverzeichnis
(laut PDF-Seitenzähler)

Der Komponist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Wahrheit aus, in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht.

Schopenhauer

Zum Geleit

Eine Ergänzung zu vorliegender Arbeit leisten noch folgende Schriften (im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com als PDF-Datei erhältlich):

Zusammengestellt und herausgegeben von Matthias Köpke **Warum die Weltfreimaurerei Mathilde Ludendorff so „liebt“** Eine Sammlung von Aufsätzen – aus der Gedankenwelt des Hauses Ludendorff. 1. Auflage Eigenverlag, 2018	*Zusammengestellt und herausgegeben von* Matthias Köpke **Mathilde Ludendorff und das Ende der Religionen** Eine Sammlung von Aufsätzen – aus der Gedankenwelt des Hauses Ludendorff. 1. Auflage Eigenverlag, 2018

Hier jeweils der Direktlink zur digitalisierten Internetausgabe:

https://archive.org/details/KoepkeMatthiasWarumDieWeltfreimaurereiMathildeLudendorffSoLiebt

https://archive.org/details/KoepkeMatthiasMathildeLudendorffUndDasEndeDerReligionen

Zusammengestellt und herausgegeben von Matthias Köpke **Wie frei ist der Mensch?** Gedanken über die Freiheit Eine Sammlung von Aufsätzen – aus der Gedankenwelt des Hauses Ludendorff. 1. Auflage Eigenverlag, 2018	*Zusammengestellt und herausgegeben von* Matthias Köpke **Wie wird das Werk Mathilde Ludendorffs im Leben wirksam?** Eine Sammlung von Aufsätzen – aus der Gedankenwelt des Hauses Ludendorff. 1. Auflage Eigenverlag, 2018

Hier jeweils der Direktlink zur digitalisierten Internetausgabe:

https://archive.org/details/KoepkeMatthiasWieFreiIstDerMensch

https://archive.org/details/KoepkeMatthiasWieWirdDasWerkMathildeLudendorffsImLebenWirksam

Sehr zu empfehlen bezüglich der Gotterkenntnis Ludendorff sind auch noch folgende e-Bücher:

Zusammengestellt und herausgegeben von Matthias Köpke **Von „Gott“ zu Gott** Das von Wahn überschattete Wort? Eine Dokumentation zur Gotterkenntnis (Ludendorff). 1. Auflage Eigenverlag, 2017	*Zusammengestellt und herausgegeben von* Matthias Köpke **Die Weite der Weltdeutung Mathilde Ludendorffs** Die Philosophie als lebenswichtige Wissenschaft? Gotterkenntnis – der Weg in die Freiheit? Eine Sammlung von Aufsätzen – aus der Gedankenwelt des Hauses Ludendorff. 1. Auflage Eigenverlag, 2017

Hier jeweils der Direktlink zur digitalisierten Internetausgabe:

https://archive.org/details/KoepkeMatthiasVonGottZuGott1.Auflage2017

https://archive.org/details/KoepkeMatthiasDieWeiteDerWeltdeutungMathildeLudendorffs1.Auflage2017

Zusammengestellt und herausgegeben von Matthias Köpke **Ludendorff und Hitler** Eine Sammlung von Aufsätzen – aus der Gedankenwelt des Hauses Ludendorff. 1. Auflage Eigenverlag, 2018	*Neu Zusammengestellt und neu herausgegeben von* Matthias Köpke **Die Bedeutung Mathilde Ludendorffs für die Welt** Eine Sammlung von Aufsätzen – aus der Gedankenwelt des Hauses Ludendorff. 1. Auflage Eigenverlag, 2018

Hier die Direktlinks zu diesen e-Büchern:

https://archive.org/details/KoepkeMatthiasLudendorffUndHitler1.Auflage

https://archive.org/details/KoepkeMatthiasDieBedeutungMathildeLudendorffsFrDieWelt

B 4157 DX



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 19 9. 10. 1983 23. Jahr

Inhalts-Übersicht

Genügen die Werke der Gotterkenntnis (Ludendorff) dem naturwissenschaftlichen Maßstab?

Von H. Binder

Warum das Christentum Denken und Forschen überlebte

Weil die Religionen Aussagen machen, für die die Vernunft zuständig ist, sind sie zwangsläufig auch der Kritik der Vernunft und folglich auch der wissenschaftlichen Überprüfung unterworfen. Zu allererst müssen ihre Inhalte natürlich daraufhin geprüft werden, ob sie nicht — nach Kant — Grenzüberschreitungen der Vernunft und daher leere Aussagen sind. Da die Religionen sich stets Vorstellungen über Gott machen und mit der Vernunft ein dazu gehörendes Ordnungssystem schaffen — eben eine Religion —, irren sie von vorneherein. Dazu kommt ferner, daß viele ihrer einzelnen Behauptungen und Vorstellungen selbst vernunftwidrig sind oder sich im Lichte neuerer Forschungen als unwahr herausstellen.

Dies alles bleibt natürlich auch den Gläubigen und den Interpreten (Priestern, Theologen) der Religionen nicht verborgen. Daß sie dennoch an ihrer Religion festhalten, hat z. B. folgende Gründe: Ihre Leidangst, ihr Glücksstreben, ihr Irren über das Schicksal und ihr Verbundensein mit dem religiösen Brauchtum von Kindheit an; sie betrachten zudem die Religion als zur Sippe und persönlichen Geschichte gehörig, verbrämen sie, eigenem Erleben und Denken entsprechend, und nehmen sie dabei nur in Teilen an; auch ist manche Vorstellung durch Suggestion so gefestigt, daß kein freies Nachsinnen darüber mehr zustande kommt.

Entstehen offensichtliche Widersprüche beispielsweise zwischen dem Schöpfungsglauben der Religion und der wissenschaftlichen Erkenntnis oder zwischen überlieferten religiösen Geboten und unserem eigenen Rechtsdenken und Wertgefühl, werden die religiösen Aussagen gerne „*liberalisiert*“ und als nicht wörtlich zu nehmend hingestellt; ja, man geht so weit und stellt sie gar als Ausfluß ehemaliger orientalischer Zustände hin, statt sie strikt als „*Worte Gottes*“ aufzufassen. Dabei bleibt von dem im AT und NT dargestellten Christentum kaum mehr übrig als der Glaube an eine das Schicksal gestaltende Kraft, die alles hat werden lassen und alles werden läßt und irgendwie für ausgleichende Gerechtigkeit vor und nach dem Tode sorgt.

Diese moderne Kurzform des christlichen Glaubens macht allerdings nicht frei vom Priestertum, schränkt aber dessen Einfluß auf die Gläubigen ein. Deshalb ist es sehr folgerichtig, daß der Oberhirte der katholischen Kirche den freien Auslegern des Glaubens, die zugleich auch die Hierarchie der Kirche kritisieren, kurze und strenge Zügel anlegen will. Nicht daß der Papst das Rad der Geschichte zurückdrehen und die Ergebnisse jahrhundertelanger Forschung indizieren würde. Insoweit hat die katholische Kirche längst Frieden geschlossen mit der Wissenschaft. Die offizielle Lehrmeinung Roms ist heute nicht mehr gegen das von der Wissenschaft gezeichnete Bild von der Weltentstehung und der Entstehung des Menschen gerichtet, sie hält aber am Kern des christlichen Schöpfungsgedankens fest, nämlich an den Eingriffen von Gottvater, Sohn und Heiligem Geist. Und wenn sie nicht gerade ein naturwissenschaftlich gebildetes Publikum vor sich haben (und wann haben sie das schon?), machen sich die Pfarrer und Religionslehrer in der Regel frei von den Forschungsergebnissen und suggerieren Kind, Mann und Weib nur das, was nach Meinung der ganzen Kirche für sie angeblich besser ist, und das haben sie selbst auch am sichersten im Kopf.

Besonders auffallend ist, daß sich keine der Religionen öffentlich mit kritischen Erkenntnislehren (vor allem mit den Erkenntnissen Kants) auseinandersetzt.

Weil sich die Kirche als Hoffnungs- und Heilsarmee im Dienste der Dreieinigkeit an der Herde sieht, ist für sie das Bild vom Menschen und Menschenamt wichtig. Und dazu kann die Naturforschung alleine keine zwingende Vorstellung geben. Allerdings verweist sie jene Wunder, von denen das Christentum lebt, wie z. B. die leibliche Auferstehung nach dem Tode, ins Reich der Wünsche und Zauberei. Daran liegt es, warum man im christlichen Lager trotz des Waffenstillstands mit der Wissenschaft insbesondere die biologische und medizinische Forschung und Lehre nicht mit ungeteilter Freude sieht.

Solange sich aber Menschen glücksuchend, hilfsbedürftig, hilfeflehend und gleichzeitig auch sündenbewußt und bußfertig an die Kirche wenden, steckt der Anker des Christentums (und anderer Religionen) fest im Grunde.

Schon die Tatsache, daß das Christentum trotz seiner vernunftwidrigen, für den Glauben aber wesentlichen Wunder und Legenden immer noch viele, viele Anhänger hat, und daß sich daran nichts grundsätzlich

geändert hat durch die Entwicklung der Naturforschung, zeigt, auf welchem Felde man sich hier bewegt. Wer Glück, Trost und Seligkeit im Wunderglauben und bei Heilkündern und Hirten sucht, ist mit den Forschungsergebnissen über die Erscheinungen in der Natur, im Seelenleben der Menschen usw. nicht bedient.

Die Rolle der Kirche und die Abhängigkeit eines Menschen von ihr, aber auch Freiheit und Gotterleben einer Menschenseele kommen schön zum Ausdruck in der Geschichte „*Das verlorene Lachen*" von Gottfried Keller. Darin sagt einmal der Pfarrer wütend zu dem freien, widersprechenden Jukundus:

„Sie sind wohl in mehr als einer Beziehung ein Laie, sonst würde Ihnen bekannt sein, daß wir Theologen heutzutage manche Kreise des Wissens in unsere theologische Wissenschaft hereingezogen haben, die ihr sonst nicht verpflichtet waren und deren Übersicht Ihnen in Ihrer Lebensstellung fehlt!"

Worauf Jukundus etwas hart entgegnete: „Dieses Bedürfnis mögt Ihr Theologen fühlen; ich glaube aber nicht, daß Euere Theologie dadurch den Charakter einer lebendigen Wissenschaft wiedergewinnt, so wenig als die ehemalige Kabbalistik, die Alchimie oder die Astrologie eine solche genannt werden könnte!"

Im Innersten getroffen und beleidigt, rief jetzt der Geistliche:

„Ihr Haß gegen uns macht sie blind und töricht! Aber es ist genug, wir stehen über Ihnen und Ihresgleichen, und Ihr werdet in Euerem verblendeten Dünkel die Köpfe an unserem festen Bau einrennen!"

Jukundus, nun ganz ruhig geworden, antwortete:

„Immer gleich das Gefährlichste! Wir rennen gegen keine Wand! Auch handelt es sich nicht um Haß und nicht um Zorn! Es handelt sich einfach darum, daß wir nicht immer von neuem anfangen dürfen, Lehrämter über das zu errichten, was keiner den andern lehren kann, wenn er ehrlich und wahr sein will, und diese Ämter denen zu übertragen, welche die Hände danach ausstrecken. Ich als einzelner halte es vorläufig so und wünsche Euch indessen alles Wohlergehen; nur bitte ich, mich vollkommen in Ruhe zu lassen; denn hierin verstehe ich keinen Scherz!"

Die feste Stimme, mit der er diese letzten Worte gesprochen hatte, zerrissen seiner Frau, die seinen Arm zum Weggehen ergriffen hatte, das Herz. Denn sie hatte in der neuen Kirchenkultur, die so freisinnig und gebildet schien, den einzigen Halt gegen einen geheimen Kummer

gefunden, der sie so drückte. Später, als Justine ihrem Jukundus seelisch immer ähnlicher geworden war, antwortete er ihr auf die Frage „Jukundus, was wollen wir nun mit der Religion oder mit der Kirche machen?“ kurz: „Nichts!“ Und nach einigem Nachdenken ergänzte er:

„Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen. Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen sind, so verfallen ihre Tempel, und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblüht und leuchtet wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewissens und ungeteilt schreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wissen und Gemüt lassen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz auseinanderreißen . . .“

Stimmen die Aussagen in den Werken M. Ludendorffs mit denen der Wissenschaft überein?

Wer gewohnt ist, beispielsweise die Religion des Christentums als alten, vom Erkenntnisfortschritt der wissenschaftlichen Forschung überholten Irrglauben abzulehnen, wird gegenüber anderen Weltanschauungen den gleichen Maßstab anlegen: Er wird für sich nur eine Weltanschauung gelten lassen, deren Aussagen über die Welt, ihre Entstehung, ihre Zusammenhänge und insbesondere über die Sonderstellung des Menschen vereinbar sind mit dem logischen Denken und dem gesicherten Wissen. Er wird also nur eine solche Weltanschauung annehmen, die ihm keine vernunftwidrigen Vorstellungen zumutet, keine Anhänglichkeit und keinen Glauben von ihm fordert.

Nur ist das freilich kein ausreichender Standpunkt bei der Suche nach einer Weltanschauung oder bei der Beschäftigung mit einer solchen. Wen weiter nichts drängt und bewegt, wäre mit dem Forschungsstand der Wissenschaft, den diese zum jeweiligen Zeitpunkt gerade bietet, vollauf bedient. Demgegenüber erwartet man von einer Weltanschauung jedoch vor allem Antworten auf die Sinn-Fragen (Sinn des Universums, Sinn des Menschenlebens, Sinn seiner seelischen Unvollkommen-

heit, Sinn des Todes usw.), man erwartet von einer Weltanschauung das Besinnen auf die Transzendenz (= das Ewige), das Wesen in der Welt der Erscheinungen, und man erwartet die Klärung und Beurteilung der seelischen Haltung und Entwicklung *(„Selbstschöpfung")* des Menschen.

Daß die Werke Mathilde Ludendorffs, die Gotterkenntnis geben, die letztgenannten Aufgaben vollkommen erfüllen, wird von Lesern der Werke nie bezweifelt. Gelegentlich hört man aber ängstliche Fragen danach, ob diese oder jene Aussage M. Ludendorffs denn naturwissenschaftlich erwiesen sei, oder, ob die Werke der Philosophin denn heute, teils 60 Jahre nach ihrer Entstehung, noch im Einklang stünden mit dem Bild der schnell fortschreitenden Naturwissenschaften.

Zumindest in früheren Jahrzehnten wurden die Werke ja auch oft unter diesem Gesichtspunkt hervorgehoben: Sie stünden — anders als die Bibel usw. — im Einklang mit der Naturwissenschaft.

Bekanntlich hat Mathilde Ludendorff zu Beginn dieses Jahrhunderts — als eine der ersten Frauen in Deutschland — Naturwissenschaften und Medizin studiert und ihr naturwissenschaftliches Wissen durch Literaturstudien insbesondere in den 30er und 40er Jahren erweitert. Sie hatte für ihre Zeit außergewöhnlich große naturwissenschaftliche Kenntnisse und vor allem ein gründliches Verständnis. Auf dem Gebiet der Biologie schätzte sie selbst ihr Wissen größer ein als in der Physik (siehe *„Wunder der Biologie . . ."*, Bd. 1, S. 12).

Es blieb natürlich dennoch nicht aus, daß sich in ihren Werken bei der Schilderung naturwissenschaftlicher Tatbestände und Zusammenhänge gelegentliche Schreib- und Druckfehler einschlichen, Mißverständnisse und Fehler entstanden und manche Darstellung von neueren Forschungsergebnissen korrigiert oder ergänzt werden muß. Man muß auch bedenken, daß die Werke nicht von naturwissenschaftlichen Lektoren druckfertig gemacht wurden und das Werk *„Siegeszug der Physik . . ."* sogar unter besonders schwierigen Bedingungen eilig und heimlich (ohne Druckerlaubnis, da nicht kriegswichtig) 1941 in Druck ging, das zweibändige Werk *„Wunder der Biologie . . ."* unter schwierigen Bedingungen bald nach dem Kriege.

Nennen wir ein paar Beispiele für naturwissenschaftlich fehlerhafte Aussagen in ihren Werken. In dem 1921 fertiggestellten *„Triumph des Unsterblichkeitwillens"* wurde die Kugelalge Volvox als tierischer statt als pflanzlicher Vielzeller beschrieben und in einem Satz fälschlich den

Negern (allgemein) Fetischglaube unterstellt. Beide Fehler sind in der Neuauflage korrigiert. Diese Fehler waren für die philosophischen Ausführungen vollkommen belanglos. Genauso ist es mit kleinen naturwissenschaftlichen Fehlern, Ungenauigkeiten und Druckfehlern in der *„Schöpfungsgeschichte"* (beispielsweise der hypothetischen Schilderung der Entwicklung der höheren Einzeller aus Bakterienzellen) oder in *„Das hohe Lied der göttlichen Wahlkraft"* oder in *„Wunder der Biologie ..."*.

Dagegen erscheinen manchen Lesern die Druckfehler und Fehler bei naturwissenschaftlichen Beschreibungen in dem Werk *„Siegeszug der Physik — ein Triumph der Gotterkenntnis meiner Werke"* (1941) gewichtiger. Mathilde Ludendorff hat selbst in einem Anhang zu diesem Werk viele Fehler korrigiert und Ergänzungen nachgeschickt. Sie dankte darin auch den Physikern Weisser und Adam für ihre Einzelkritiken an naturwissenschaftlichen Aussagen des Werkes. Besonders mußte sie dabei jedoch hervorheben, daß durch all die nötigen Richtigstellungen und Ergänzungen ihre *„philosophische Deutung nirgends ... bedroht oder gar gestürzt"* worden sei.

Der eine oder andere Physiker hätte in dem Werk aber gerne noch ein paar weitere Korrekturen angebracht. Da wird vor allem beanstandet, daß M. Ludendorff das Wort Kraft anders, nämlich in allgemeinerem Sinn als der Physiker verwendet, z. B. auch da, wo der Physiker gewohnt ist, die Größe Energie zu verwenden. Sie unterscheidet die beiden Größen nicht entsprechend den physikalischen Definitionen*). So schreibt die Philosophin auf S. 27: *„. . .und der Physiker muß staunend erkennen, daß dieses gesamte Weltall nichts anderes als gesetzlich wirkende Kraft ist"*, und sie beschreibt auf S. 36 ff. die Elementarteilchen des Atoms (soweit sie damals schon bekannt waren) als *„Kraftwölkchen"* und *„Kraftzentren"*. Der Physiker ist hier jedesmal gewohnt, von Energie zu sprechen und die Zustände hinsichtlich der Energie zu berechnen. So führt M. Ludendorff auch das Atom auf reine *„Kraftäußerung"* zurück (Fußnote S. 51), statt die der mathematischen Quantentheorie entsprechenden Begriffe, insbesondere den Begriff Energie, zu verwenden.

---

*) Kraft als gerichtete Größe, die Ursache einer Bewegungsänderung ist; Energie als gespeichertes Arbeitsvermögen (von Körpern oder Teilchen, aber auch von elektromagnetischen oder Gravitationsfeldern).

Auffallenderweise verwendet M. Ludendorff aber nie das Fremdwort Energie (griech. energeia = Wirksamkeit, Kraft) und benutzt dafür stets das (althoch-)deutsche Wort Kraft in seiner ursprünglichen Bedeutung, so wie das jeder Leser — den Nur-Physiker ausgenommen — auch gewohnt ist: Kraft als Vermögen, etwas zu bewirken, also im Sinne von Triebkraft und Arbeitsfähigkeit, und im weiteren Sinn auch Kraft als innewohnende Ursache für eine Wirkung und Tätigkeit.*) Das deutsche Wort Kraft umschließt also in seiner allgemeinen und herkömmlichen Bedeutung auch genau die Bedeutung des griechischen Worts Energie. Für die Zwecke der Physik ist es dagegen nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar notwendig, genau (mathematisch) definierte Größen zu wählen, die miteinander in (mathematischen) Zusammenhang gebracht werden können. Die Begriffe für solche Größen entnimmt die Physik aber normalerweise der überlieferten Sprache, und so muß sie die Bedeutung der Begriffe für ihren Gebrauch stark einschränken.

Die in einem *„System"* liegende Ursache für eine Wirkung bezeichnet man — wie schon erwähnt — auch im herkömmlichen Sinne zutreffend als Kraft. Und so ist es physikalisch und logisch richtig, die Wechselwirkungen zwischen den Elementarteilchen eines Atoms und zwischen Atomen als Kraft oder Kräfte zu bezeichnen. Und dies tut Mathilde Ludendorff. In gleichem Sinne ist ja in der Physik von Kraft die Rede, z. B. dann, wenn die sogenannten Feld- oder Grund-Kräfte der Natur angesprochen werden: Gravitation, Elektromagnetismus und Molekularkräfte. (Zur physikalischen Beschreibung aller Erscheinungen im Weltall — die Wechselwirkungen zwischen den vielerlei Elementarteilchen im Atom eingeschlossen — sind nach dem heutigen physikalischen Weltbild drei Feldkräfte ausreichend: Gravitation, elektroschwache Kraft und starke Kraft.)

Es sind aber in dem Werk *„Siegeszug der Physik . . ."* auch noch einige kleinere Fehler und Ungenauigkeiten enthalten, die im einzelnen hier nicht aufgezählt werden sollen. Sie sind aber allesamt ohne Bedeutung für die philosophischen Ausführungen in diesem Werk. Dagegen können sie sehr wohl einem Physiker, der mit diesem Werk in die Gotterkenntnis eingeführt werden will, das Lesen arg erschweren, wenn er sich besonders heftig an ihnen stößt. Der Fachwissenschaftler ist ohnehin

*) In der Physik wird die Größe Kraft nur entsprechend dem zweitgenannten Sinn verwendet, für die Triebkraft und Arbeitsfähigkeit aber die Größe Energie.

in der großen Gefahr, dieses Werk als Fachbuch mißzuverstehen und es entsprechend studieren und kritisieren zu wollen. Es ist aber nicht das Einführungswerk in die Gotterkenntnis, und so reicht es zur ersten Klärung auch nicht aus.

Manchen Physiker könnte es auch stören, daß in dem Buch der sogenannte Urknall, wie ihn die Physiker beschrieben haben, so sicher als Geburtsstunde des Weltalls hingestellt wird. (Die Physiker haben nämlich aus der Rotverschiebung der Spektrallinien der Sterne die fortwährende Ausdehnung des Weltalls gefolgert und als Beginn den Urknall angenommen.) Es bleibt abzuwarten, ob die Urknall-Hypothese nicht doch durch eine andere Erklärung abgelöst wird. Die Gotterkenntnis M. Ludendorffs ist aber, wie auch das Werk *„Schöpfungsgeschichte“* zeigt, keineswegs auf diesen *„Urknall“* festgelegt.

Nun stellt sich natürlich noch die Frage, ob bei einer Neuausgabe eines Werks von Mathilde Ludendorff versucht werden sollte, den jeweiligen Stand der Wissenschaft einzuarbeiten.

Dies darf und kann nicht geschehen: Denn Änderungen an einem philosophischen Werk — zumal an dem der Gotterkenntnis — können selbstverständlich posthum nicht nachgeschoben und unterschoben werden, es sei denn, es handle sich nur um Druck-, Rechtschreib-, Satzzeichen- und grammatikalische Fehler, vielleicht auch bestimmte Ausdrucksfehler und Satzkonstruktionen. Das Originalwerk kann nicht mit neuen Kenntnissen aus der Forschung angereichert werden und dennoch authentisch bleiben. Schließlich müßten fortwährend Neubearbeitungen erfolgen, und das Werk bliebe hinsichtlich der Forschungsergebnisse dennoch zeitbedingt. Mathilde Ludendorff hätte sich wohl gegen solche Abänderungen verwahrt. Sind die wesentlichen Erkenntnisse Immanuel Kants nach 200 Jahren überholt oder auch nur relativiert, weil in heutiger Sicht Kants naturwissenschaftlicher Kenntnisstand überholt und unbefriedigend ist? Stört es heute jemand, daß in Kants philosophische Schriften — je nach Titel — nicht die derzeitige Kosmologie, Atomtheorie, Abstammungslehre, Gehirnphysiologie und die neueren Überlegungen über die Erkenntnisse eingearbeitet sind?

Auch dem Anbringen von zusätzlichen Fußnoten durch einen Herausgeber sind Grenzen gesetzt, weil das Lesen des Haupttextes dadurch erschwert wird und vielleicht sogar Verwirrung und Ablenkung entstehen.

Um Neues zu veröffentlichen, und um es mit Bekanntem zu verbin-

den, bleibt allemal nur die Möglichkeit, ein neues, eigenes Werk zu schaffen. So ist es durchaus denkbar, daß ein neueres physikalisches und biologisches Weltbild einmal von jemandem im Lichte der Gotterkenntnis dargestellt wird. Unbedingt nötig wird dies nicht sein, denn es kommt letztlich nicht darauf an, an Hand welcher Beispiele und naturwissenschaftlichen Einzelheiten und Feinheiten das Gottahnen geweckt, das Gotterleben angeregt und Gotterkenntnis dem Leser zu vermitteln versucht wird.

Die Unabhängigkeit der Gotterkenntnis von Forschungsergebnissen

Weil Mathilde Ludendorff in jedem ihrer philosophisch-weltanschaulichen Werke immer — wie sich's gehört — vom Anschauen der Welt ausgeht, arbeitet sie auch immer Forschungsergebnisse in ihre Darstellungen ein. Sie breitet diese manchmal ungewöhnlich breit vor dem Leser aus und versucht damit zu vermeiden, daß der Leser eilig und flach, ohne entsprechende Aufnahme und ohne lebendigen Widerhall in seinem Bewußtsein — im Erleben seines Ichs — darüber hinwegeilt. Die Philosophin hat oft dargelegt, welche Hilfen die Vernunft und die Vernunfterkenntnisse der wissenschaftlichen Forschung für das Gotterleben und das Gotterkennen sind: Sie hat sie mit Leitern verglichen, die in die Höhe führen, wo sie — bildlich gesprochen — einen Abflug ins Jenseits der Erscheinungswelt, also ein Erleben und Erkennen göttlicher Wesenszüge der Erscheinungen auslösen können.

In der Einführung zu Band 1 ihres Werks *„Wunder der Biologie im Lichte der Gotterkenntnis meiner Werke“* schreibt sie, daß sie vor allem jene Forschungsergebnisse vor dem Leser ausbreiten will, die *„tiefer zum Wesen der Schöpfung gedrungen“* seien. Mathilde Ludendorff geht es vor allem um solche Forschungsergebnisse, die man als gottwesentliche Grundtatsachen umschreiben könnte (z. B. Arten-Entwicklung; Altern und Sterblichkeit der Vielzeller; Entsprechungen zwischen den Leistungen von Zellplasma, aber auch der Menschenseele, und den aufeinanderfolgenden Schöpfungswillen in der physikalischen, chemischen und biologischen Entwicklung der Welt; die — sinnvolle — Entwicklung und Begrenzung der Wahrnehmungsfähigkeit; die Unbegrenztheit, durchgehende Harmonie und Einheit in Atom und Kosmos). Dabei kommen fehlerhafte oder unvollständige Einzelangaben nicht zum Tragen in der philosophischen Betrachtung *(„Deutung“)*.

Mit den beiden Werken *„Siegeszug der Physik ...“* und *„Wunder der Biologie ...“*, die die Werke, die Gotterkenntnis wiedergeben, ergänzen, hat sich die Philosophin zwei Aufgaben gestellt: Sie sollen die wesentlichen Forschungsergebnisse den philosophischen Erkenntnissen, wie sie in den anderen Werken enthalten sind, gegenüberstellen, und sie sollen Freude über den tiefen Einklang entstehen lassen; daneben sollen sie die Naturwissenschaft ergänzen, indem sie den Blick für die Wunder des Weltalls öffnen und dabei Einsicht in sein Wesen wecken.

In *„Wunder der Biologie ...“*, *„Siegeszug der Physik ...“* und auch schon in der *„Schöpfungsgeschichte“* legt Mathilde Ludendorff großen Wert auf die Feststellung, daß sie ihre philosophischen Erkenntnisse n i e an Forschungsergebnisse geheftet habe, wodurch sie antastbar, relativ (bedingt) werden würden (z. B. *„Wunder der Biologie ...“*, S. 33 f.). Im Prosateil der *„Schöpfungsgeschichte“* wiederholt sie nach der Beschreibung eines jeden wesentlichen Schöpfungsschritts den Hinweis an den Leser, daß die jeweilige Stufe des Werdens an sich und soweit sie der philosophischen Schau entnommen, unbedingt (absolut) und für alle Zeiten unerschütterlich sei. Daß sie aber, soweit sie mit den Tatsachen (Ergebnisse sind gemeint) der Wissenschaft verbunden und in Worte gefaßt, antastbar, relativ (bedingt) geworden seien.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist der Philosophin auch der Hinweis: *„Erst recht nicht wollte ich sie (die Forschungsergebnisse) hinstellen, als sei sie (die philosophische Erkenntnis) für sich selbst beweisbedürftig durch Forschungsergebnisse.“* (*„Wunder der Biologie ...“*, S. 34)

Schon im Jahre 1939, also noch vor Erscheinen ihrer Physik- und Biologie-Bände, nimmt M. Ludendorff zu unserem Anliegen ausführlich und ganz eindeutig in der Schrift *„Erledigte Gotterkenntnis? Hoffnungslose Wissenschaft“* Stellung:

„Das, was ich in meinen Werken gesagt habe, ist nicht widerlegt! Aber das soll uns hier nicht das Wesentlichste sein. Das über meinen Tod hinaus Wichtige ist die klare Feststellung, daß ich nur in dem ersten meiner philosophischen Werke auf naturwissenschaftlichen Tatsachen aufgebaut habe, die nicht Hypothesen (wissenschaftlich begründete Annahmen) sind, und daß ich im übrigen meine Erkenntnisse aus philosophischer Intuition schuf und gab und dann zur Naturwissenschaft hinüberblickend diese Erkenntnis von der Wissenschaft nachträglich als be-

stätigt zeigen konnte. Dies war mir wichtig, weil nur der Schaffende selbst die Klarheit der Erkenntnis im Schaffen hat, die einer solchen Bestätigung durch die Naturwissenschaft für sich selbst wahrlich nicht erst bedarf! ... All dem jetzigen und zukünftigen Gerede gegenüber, daß meine Erkenntnis auf naturwissenschaftlichen Hypothesen aufgebaut sei, stelle ich die Tatsache entgegen:

Die deutsche Gotterkenntnis baut in dem ersten Werke ‚Triumph des Unsterblichkeitwillens' auf den Tatsachen der Entwicklungsgeschichte auf und weiter auf der Tatsache, daß die Einzeller noch potentiell unsterblich sind und das Todesmuß, die Sterblichkeit als Gesetz, bei dem ersten Vielzeller, der unterschiedliche Zellen aufweist, ... auftritt, um dann bei allen höheren Entwicklungsstufen innegehalten zu werden. Diese Tatsachen sind unantastbar erwiesen!" (Seite 7 f.)

„Von dem Augenblick dieser unerhört wesentlichen philosophischen Erkenntnis an lagen alle Zusammenhänge in voller Klarheit vor meinen Augen." (Seite 9)

„Ein ganz anderes Verfahren ist schon in dem Werk ‚Triumph des Unsterblichkeitwillens' angewandt, nämlich ein nachträgliches Heranziehen naturwissenschaftlicher Feststellungen oder Hypothesen nach der schon gewordenen philosophischen Klarheit. So dient auch der Hinweis auf das Aufhören des Aufsteigens neuer Arten von Lebewesen zu höheren Stufen der Bewußtheit nach der Menschwerdung und der Hinweis, daß auch die Naturwissenschaft ein plastisches Zeitalter des Werdens der Arten von dem darauffolgenden Zeitalter trennt, nur der gewonnenen philosophischen Erkenntnis, daß das bewußte Lebewesen, der Mensch, daß Ziel der Entwicklung sei, zur nachträglichen Bestätigung des Erkannten. Hier und in allen anderen Fällen baut meine philosophische Erkenntnis keineswegs auf naturwissenschaftlichen Tatsachen auf, sondern blickt nach der gewonnenen Klarheit hinüber auf die Naturwissenschaft und freut sich darüber, wenn diese schon so weit vorgedrungen ist, um die philosophische Erkenntnis von sich aus auch noch bestätigen zu können. Das philosophische Erkennen aber zeigt sich auch dadurch als das unabhängige und weit tiefer hindringende, daß es den

---

Die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung der Menschen, die die Welt nie angeschaut haben. Alexander von Humboldt

Sinn der Kräfte und ihrer Gesetze enthüllt, die die Naturwissenschaft nur beschreiben konnte. Bei diesem Verfahren, das also schon in dem ersten der philosophischen Werke sofort einsetzen konnte, als der Schöpfer derselben den Sinn des Menschenlebens erkannt hatte, blieb es in allen weiteren philosophischen Werken.“ (S. 8)

Mathilde Ludendorffs Schrift „*Ein Blick in die Werkstatt der Naturwissenschaft unserer Tage*“ aus dem Jahre 1941 schließt mit dem Kapitel ab „*Philosophische Erkenntnis und naturwissenschaftliche Forschung*“. M. Ludendorff schreibt dort, daß sie mit dieser Schrift die „*Gefahr noch erhöht habe, die allein durch den Umstand entstanden ist, daß ich in meinen Werken ausführlich mitgeteilt habe, wie zwei naturwissenschaftliche Tatsachen ... mich zum Sinnen über letzte Fragen des Lebens anregten ... Dieser erneute Blick auf die jüngsten Forschungen könnte die Gefahr noch erhöhen, der der Laie immer wieder erliegt, indem er von der Vorstellung nicht los kann, als bedürfe philosophische Erkenntnis naturwissenschaftlicher Ergebnisse an sich, als sei sie nun in Zukunft abhängig von Einzelergebnissen der Forschung.*“ (S. 61)

Und etwas später beschreibt Mathilde Ludendorff knapp und klar den Weg und das Ziel philosophischen Erkennens, das zur Gotterkenntnis findet:

„*Der Philosoph, der eigentlich allein das Recht haben müßte, sich so zu nennen, weil in ihm Erkenntnisse vom Wesen der Schöpfung intuitiv erwachen, sieht die inneren Zusammenhänge dieses Weltalls in Klarheit so wie der Komponist seine Melodien hört; und so wie dieser sie nach den Gesetzen des Kontrapunktes zum Werke aufbaut, so baut der Philosoph nach den Gesetzen der Logik aus den wesentlichen Grunderkenntnissen seiner Schau deren Zusammenhang mit allen weiteren Tatsächlichkeiten, die er schaut, auf, damit andere Menschen den Weg zur Gesamterkenntnis gehen können, denen er ja seine klare zusammenhängende Schau selbst nicht schenken kann. Je mehr Tatsachen er aus der naturwissenschaftlichen Forschung, aus der Geschichte der Völker, aus der Erfahrung an Menschenseelen, aus den Gesetzen des Wirkens und Gestaltens des Menschen in der Umwelt dabei heranziehen kann, umso lieber ist es ihm, denn gerade durch alle diese Beispiele kann der Empfänger der Werke seine Überzeugung wieder und wieder festigen, daß ihm Wahrheit, daß ihm enthüllte Wirklichkeit geboten wird.*

Da meine Werke vom Wesen der Schöpfung ausgehend das Weltall

in Sinn und Gesetz übermitteln, das Wesen der Schöpfung aber nicht von der Menschenvernunft durch Denken ergründet, sondern nur vom Ich der Menschenseele erlebt werden kann, so ist es begreiflich, wie oft in meinen Werken das Miterleben Voraussetzung ihres vollen Erfassens ist.“ (S. 64)

Aber nicht einmal die beiden schon wiederholt genannten naturwissenschaftlichen Tatsachen (Arten-Entwicklung; potentielle Unsterblichkeit der Einzeller und Todesmuß der Vielzeller) waren unbedingte Voraussetzungen zur Schaffung der Gotterkenntnis. Die Gotterkenntnis hätte in einem Menschen auch durch eine ganz andere Anregung werden können.“ (S. 67)

„Nachdem die Gotterkenntnis geworden ist, haben diese naturwissenschaftlichen Tatsachen nur den einen Wert, daß mit ihrer Hilfe andere Menschen leichter zu der Erkenntnis finden können.“ (S. 67)

Weil die Philosophin notwendigerweise auch Menschenkennerin ist und deshalb die Hilfesuchenden und Fragenden kennt, antwortet sie auch noch auf deren erwarteten und etwas hilflosen Einwand:

„Fragt sich nun der Leser, wie er eine tatsächliche schöpferische Einsicht in das Wesen der Schöpfung von den Phrasen über ‚Schau‘ und ‚Gotterleben‘ und von den Wahnvorstellungen okkult Verworrener oder Geisteskranker unterscheiden soll, so sieht er sich hier ganz in der gleichen Lage wie allem Kulturschaffen gegenüber.

Was pinselt nicht alles mit Farben auf Leinwand, und wie sehr werden die seelenärmsten Machwerke von den vielen seelenarmen Menschen besonders hochgewertet! Auch hier eine Flut der Scheinkultur und dazwischen die seltenen Gleichnisse Gottes, die Werke, die tiefes seelisches Erleben künden.

Welch eine Flut seelenarmer Tonkunst wird in unserer Zeit dem Ohr zugemutet: Auch hier wird die Seelenarmut manchmal durch großes Können etwas verhüllt, und mitten unter dieser Flut der Scheinkultur stehen die seltenen schöpferischen Werke, die Gleichnisse Gottes in den Klängen der Musik schenken.

Ganz das gleiche gilt in noch weit höherem Grade auf dem Gebiete der Philosophie. . . . (es) enthüllt sich nirgends so klar wie hier der Schein. Er treibt recht erbarmungslose Selbstentlarvung. Hier wird alles unerträgliche Phrase, Verworrenheit bis zum Schwachsinn, was nicht wahrhafte Erkenntnis ist. So ist denn der Gehalt meiner Werke zwar

der einzige, aber auch der überzeugendste Maßstab dafür, daß hier aus dem Wesen der Schöpfung gewonnene Einsicht Wahrheit enthüllt." (S. 68 f.)

So kommen wir also zu dem Ergebnis, daß die naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse die Religionen trotz deren gravierenden Vernunftirrtümern nicht überwinden konnten und können, daß die Forschungsergebnisse aber auch kein Maßstab zur Beurteilung der Gotterkenntnis (Ludendorff) sind. Allerdings bestehen dabei grundsätzliche Unterschiede: Während in der Religion für das logische Denken kein Raum ist, schon ihre Grundansichten (z. B. die Gottesvorstellung und das Denken über das Schicksal) irrig sind, und die Religion ein Glauben (d. i. Anhängerschaft) verlangt, räumt die Gotterkenntnis dem logischen Denken und den naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen eine hohe Bedeutung ein; die Gotterkenntnis sieht in den Fähigkeiten der Vernunft zudem eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende Voraussetzung für ihr Entstehen, und sie fordert nie eine gläubige Hingabe.

Daß Religionen wie das Christentum die Zeiten des Erkenntnisfortschritts überlebten und überleben, liegt vor allem an ihrer Hoffnung weckenden Glück- und Heilbringer-Rolle und Suggestionsarbeit, mit denen sie sich den Seelenfesseln der Leidangst und Glückssehnsucht zuwenden. Es kommt ihnen auch zugute, daß nicht jedes Hirn — zumal nicht in der Kindheit — durch einen der Wirklichkeit entsprechenden Erkenntnisstand gegen die Suggestion von Wahn und Wunderglauben einigermaßen gewappnet ist.

Daß dagegen die Gotterkenntnis so unabhängig ist von den Ergebnissen der Wissenschaften, liegt ausschließlich daran, daß ihre Aussagen nie konkurrieren mit der wissenschaftlichen Forschung und diese anerkennt als alleinige, angemessene Aufklärerin der Erscheinungswelt (von den Elementarteilchen bis zu den Atomen, Galaxien, Biomolekülen und dem Menschen samt seinen körperlichen und seelischen Leistungen). Die Philosophie Mathilde Ludendorffs verweist aber genauso auch die wissenschaftliche Forschung in ihre (methodisch bedingten) Schranken. M. Ludendorff versucht in ihren Werken, die Gotterkenntnis übermitteln, möglichst an Hand von Forschungsergebnissen und von Erfahrungen an Menschenseelen, das *„Ding an sich"* der Erscheinungswelt, das Göttliche, mit dem Wesen und Sinn, den das Weltall und die Men-

schenseele bergen, dem Bewußtsein des Ich-Erlebens nahezubringen. Daß ihr dies nur bedingt gelingen kann, liegt weniger an der Schwierigkeit der sprachlichen Übermittlung des Gotterlebens als an der sinnvollen Unvollkommenheit der Menschen (siehe *„Das Gottlied der Völker“*, 1956, S. 14, und *„Der Mensch, das große Wagnis der Schöpfung“*, S. 47—70).

B 4157 D

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 11 9. 6. 1977 17. Jahr

Inhalts-Übersicht

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 11 9. 6. 1977 17. Jahr

Gotterkenntnis und Relativitätstheorie

Von Dipl.-Phys. Tjark Ebel

In der Philosophie Mathilde Ludendorffs nimmt der Äther eine zentrale Stellung ein. So heißt es in der „Schöpfungsgeschichte" im Abschnitt „Schöpfung der Urwelten":

„Da ward der Äther und aus ihm bewegter Urstoff im Äther."

Die Philosophin versteht unter Äther einen „Urnebel", einen äußerst leichten, unwägbaren Stoff. Er stellt die Vorstufe der Erscheinung dar, ist also noch nicht selbst Erscheinung.

Der Name „Äther" entstammt der griechischen Mythologie. Er bezeichnet die reine Himmelsluft, die die Götter atmeten. Die Physik des siebzehnten Jahrhunderts führte den Äther als Träger der Lichtschwingungen ein, nachdem Christian Huygens (1629–1695) die Wellennatur des Lichtes entdeckt hatte. Mathilde Ludendorff hat den Namen „Äther", wie sie selbst schreibt, aus der Physik übernommen, doch dürfte es ihr sicher nicht entgangen sein, wie nahe die Vorstellungen der Griechen ihrer Philosophie, nach der der Äther der Träger des göttlichen Willens ist, gekommen sind.

Als nun Albert Einstein im Jahre 1905 das Relativitätsprinzip aufstellte und damit die Relativitätstheorie begründete, wurde der Lichtäther im physikalischen Weltbild überflüssig. Die naturwissenschaftliche Aussage „Es gibt keinen Äther" scheint in unlösbarem Widerspruch zur Gotterkenntnis zu stehen, die auf den Äther nicht verzichten kann, ohne sich selbst aufzugeben. Wer daraufhin den Schluß zieht, daß die Relativitätstheorie falsch sein muß, weil die Gotterkenntnis richtig ist, macht es sich entschieden zu einfach. Er gerät damit in gefährliche Nähe der Theologie vergangener Jahrhunderte, die wissenschaftliche Erkenntnisse leugnete, weil sie dem christlichen Glauben widersprachen. Diese Fehler dürfen wir nicht wieder-

holen! In der Naturerkenntnis kann und darf es kein „a priori" geben. Nur eine freie Forschung kann die Wahrheit ergründen. Doch eins dürfen wir: Darauf vertrauen, daß letzten Endes die Gotterkenntnis in allen Punkten bestätigt werden wird.

Wir müssen uns zunächst etwas eingehender mit der Relativitätstheorie (wir wollen uns dabei auf die spezielle beschränken) und ihrer heutigen Stellung in der Physik befassen. Selten hat eine physikalische Theorie so viele Diskussionen ausgelöst wie die Relativitätstheorie. Da sie dem Anschein nach allen bisherigen (klassischen) Anschauungen widersprach, stieß sie zunächst in der Fachwelt wie in der Öffentlichkeit auf Ablehnung. Der wissenschaftliche Streit dauerte Jahrzehnte, führte aber schließlich zur allgemeinen Anerkennung. Die Entscheidung fiel durch zahlreiche Experimente, die ausnahmslos zu Gunsten der Relativitätstheorie ausgingen.

Der eigentliche Ausgangspunkt der Relativitätstheorie war der berühmte Michelsohn-Versuch, der den „Ätherwind" nachweisen sollte, dem die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne ausgesetzt ist. Das Ergebnis war negativ; auch in weiteren Versuchen war der Äther nicht nachweisbar. Zur Erklärung nahm Hendrik Antoon Lorentz an, daß sich bewegte Körper in der Bewegungsrichtung verkürzen und gab die entsprechenden mathematischen Formeln (als Lorentz-Transformation bekannt) dafür an, ohne allerdings eine nähere Begründung geben zu können. Einstein formulierte 1905 das Relativitätsprinzip (d. i. die Aussage, daß Bewegungen physikalisch nur relativ, also zwischen zwei Körpern, nicht aber absolut, also für sich, nachweisbar sind) und zeigte, daß sich aus diesem Prinzip die Formeln der Lorentz-Transformation ableiten lassen. Damit lieferte er die noch ausstehende Begründung.

Trotz gleicher mathematischer Formeln kommen Lorentz und Einstein zu verschiedenen Ergebnissen. Bei Lorentz erfährt jeder Körper, der sich gegenüber dem (ruhend gedachten) Äther bewegt, eine Verkürzung (Lorentz-Kontraktion). Nach Einstein erscheint ein Körper B, der sich gegenüber dem Körper A bewegt, von diesem aus gesehen verkürzt. Da nach dem Relativitätsprinzip beide Körper gleichberechtigt sind, muß aber auch A, von B aus gesehen, verkürzt erscheinen.

Einstein forderte neben der Lorentz-Kontraktion eine Zeitdehnung (das bedeutet, daß die Uhren im bewegten Körper langsamer gehen). Diese Zeitdehnung ist bereits in der Lorentz-Transformation enthalten, von Lorentz aber niemals ausgesprochen worden. Ferner ergänzte Einstein das

Relativitätsprinzip durch Hinzunahme des Prinzips von der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit. Dieses Prinzip war nicht neu, es entstammt vielmehr der Äthervorstellung. Als Folgerung aus den beiden Prinzipien ergab sich eine Massenzunahme mit der Geschwindigkeit (und damit das Äquivalent von Masse und Energie) sowie das Einsteinsche Additionstheorem der Geschwindigkeiten.

Gegen die Relativitätstheorie wird oft eingewendet, sie sei zu unanschaulich. Nun, die Quantentheorie ist wesentlich unanschaulicher! Der Leser möge sich einmal die Mühe machen, im „Siegeszug der Physik“ nachzulesen, was Mathilde Ludendorff im Abschnitt „Sinnvolles Maß der Ursächlichkeit“ schreibt, dann wird er erkennen, daß Anschaulichkeit keine Voraussetzung für die Richtigkeit einer Vorstellung sein kann.

Ein weiterer Einwand lautet: Die Relativitätstheorie widerspricht der Erfahrung. Das ist grundfalsch, denn als die Relativitätstheorie entstand, gab es die entsprechenden Erfahrungen noch gar nicht. Bei allen „normalen“ Geschwindigkeiten stimmt die Relativitätstheorie in ihren Aussagen mit der klassischen Physik vollkommen überein, erst bei sehr großen Geschwindigkeiten (etwa ab 30 000 Kilometer in der Sekunde) ergeben sich Unterschiede. Derartige Geschwindigkeiten sind für den Menschen auch heute noch unerreichbar (und werden es vermutlich immer bleiben). Die höchste Geschwindigkeit, die Raumschiffe zur Zeit erreichen (40 000 Kilometer in der Stunde oder 11 Kilometer in der Sekunde) muß in diesem Zusammenhang als sehr klein angesehen werden.

Das würde also bedeuten, daß die Relativitätstheorie überhaupt nicht nachprüfbar wäre? Keineswegs! Die hohen Geschwindigkeiten sind zwar im makroskopischen Bereich unerreichbar, nicht dagegen in der Welt des Allerkleinsten. Elektronen, Protonen, Atomkerne und Ionen (geladene Atome) lassen sich heute auf Geschwindigkeiten bringen, die der Lichtgeschwindigkeit (300 000 Kilometer in der Sekunde) sehr nahe kommen. An diesen kleinen Teilchen läßt sich die Richtigkeit der Relativitätstheorie überprüfen.

Es ist verhältnismäßig einfach, die Massenzunahme mit der Geschwindigkeit nachzuweisen. Das Newtonsche Gesetz „Kraft gleich Masse mal Beschleunigung“ liefert die Möglichkeit dazu. So wurden die ersten Versuche an schnellen Elektronen (die besonders leicht zu beschleunigen sind) durchgeführt (später auch mit anderen Teilchen wiederholt) und die Einsteinschen Formeln bestätigt. Obwohl bereits dieser Versuch genügt hätte, die

Entscheidung zwischen Relativitätstheorie und den klassischen Anschauungen zu fällen, haben die Physiker nicht geruht, bis jede einzelne der Behauptungen Einsteins experimentell überprüft war. Eindrucksvoll ist der Nachweis der Zeitdehnung. Atome senden bekanntlich Lichtschwingungen mit Frequenzen aus, die dem betreffenden Atom eigentümlich sind (Spektrallinien). Sie stellen also selbst kleine Uhren dar, deren „Pendel" mit äußerster Präzision schwingen. Werden diese Atomuhren auf hohe Geschwindigkeiten gebracht, so müssen sie nach Einstein für den außenstehenden Beobachter langsamer gehen, das muß sich in einer Verschiebung der Spektrallinien zu kleineren Frequenzen oder größeren Wellenlängen hin (Rotverschiebung) bemerkbar machen.

Bei der Beobachtung ergibt sich eine Schwierigkeit durch den sogenannten Dopplereffekt: Die Spektrallinien verschieben sich nach dem blauen bzw. roten Ende des Spektrums, je nachdem, ob sich die Lichtquelle auf den Beobachter zu oder sich von ihm fortbewegt. Der Dopplereffekt ist wesentlich stärker als die Einsteinsche Rotverschiebung, läßt sich jedoch durch einen Kunstgriff ausschalten: Man beobachtet die Spektrallinien elektrisch geladener Atome (Ionen), die durch ein Magnetfeld auf eine Kreisbahn gezwungen werden. Das Spektrometer befindet sich im Kreismittelpunkt. Die Ionen bewegen sich weder darauf zu noch entfernen sie sich. Die Einsteinsche Rotverschiebung bleibt allein bestehen.

Eine besonders exakte Bestätigung hat das Additionstheorem der Geschwindigkeiten in den letzten Jahren in den großen Beschleuniger-Anlagen erfahren. Im Deutschen Elektronen-Synchrotron in Hamburg-Bahrenfeld werden Elektronen, die mit einer Energie von 10 Millionen Elektronenvolt eintreten, in zahlreichen Umläufen auf eine Endenergie von 6 Milliarden Elektronenvolt beschleunigt. Nach klassischen Vorstellungen müßte ihre Geschwindigkeit dabei auf das fünfundzwanzigfache anwachsen. Tatsächlich ist aber die gesamte Anlage schon im Grundprinzip auf eine konstante Umlaufgeschwindigkeit eingestellt. Würden die Elektronen tatsächlich schneller werden, so würden sie sofort aus dem Takt geraten und nicht mehr weiter beschleunigt werden. Wie ist es aber zu erklären, daß die Elektronen bei jedem Umlauf einen Geschwindigkeitszuwachs erfahren und doch dabei insgesamt nicht schneller werden? (nur die Energie wird laufend größer).

Nun, Einstein macht's möglich! Das Additionstheorem der Geschwindigkeiten besagt, daß bei großen Geschwindigkeiten ein Geschwindigkeits-

zuwachs keine entsprechende Erhöhung der Geschwindigkeit zur Folge hat (Lichtgeschwindigkeit plus einer anderen Geschwindigkeit gibt wieder Lichtgeschwindigkeit). Das präzise Arbeiten der Beschleunigeranlagen muß als glänzende Bestätigung des Additionstheorems angesehen werden.

Bei dieser Sachlage kann es nicht verwundern, wenn die Richtigkeit der Relativitätstheorie in der Wissenschaft nicht mehr in Zweifel gezogen wird. Auf keinen Fall kann die Relativitätstheorie durch wortreiche Abhandlungen „widerlegt“ werden, wie man sie gelegentlich von „Anti-Relativisten“ liest. Tatsachen lassen sich nun einmal nicht wegdiskutieren!

Wie aber sehen wir jetzt vom Standpunkt der Gotterkenntnis die Relativitätstheorie? Die Gotterkenntnis ist Philosophie und steht damit über allen Naturwissenschaften und damit über der Relativitätstheorie. Das kann aber nicht bedeuten, daß durch philosophische Erkenntnis entschieden werden kann, ob die Relativitätstheorie richtig ist oder falsch. Wenn Mathilde Ludendorff schreibt, daß ihre Philosophie der Bestätigung durch die Naturwissenschaft nicht bedarf, so ist das von ihrem Standpunkt aus sicher richtig. Doch wie sollen wir einen Außenstehenden überzeugen und wie soll dieser die „richtige“ Philosophie von der „falschen“ unterscheiden, wenn nicht durch die Übereinstimmung mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaft?

Eine Philosophie läßt sich nicht im mathematischen Sinn (deduktiv) beweisen (ein solcher Beweis wäre ein Gottesbeweis, den es nach Kant nicht geben kann), wohl aber gibt es die Möglichkeit des induktiven Beweises, den man auch als Beweis „von unten nach oben“ bezeichnen kann: Die Philosophie muß in Einklang stehen mit möglichst vielen Tatsachen. Jede Übereinstimmung erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß die Philosophie richtig ist, aber schon eine einzige Nichtübereinstimmung mit der Wirklichkeit genügt, sie zu widerlegen!

Der Philosoph ist in durchaus ähnlicher Lage wie der Naturwissenschaftler, denn auch naturwissenschaftliche Theorien lassen sich nur induktiv beweisen. Die Philosophie bildet in der Beweiskette „von unten nach oben“ die letzte und damit höchste Stufe, gewissermaßen den krönenden Abschluß. Doch ihre hohe Lage ist auch gefährlich, sie muß sich ja auf viele naturwissenschaftliche Theorien stützen und jede Widerlegung einer solchen Theorie beraubt sie einer Stütze, ja kann auch die Philosophie selbst widerlegen. Dieser Fall tritt ein, wenn die Aussagen der Philosophie mit erwiesenen Tatsachen in Widerspruch stehen. Da nun die Relativitätstheorie

heute sehr fest begründet ist, müssen wir folgern: „Wenn zwischen Gotterkenntnis und Relativitätstheorie ein Widerspruch besteht, muß die Gotterkenntnis falsch sein.“

Die Betonung in diesem Satz liegt auf dem Wörtchen „Wenn“. Es ist das Ziel dieses Aufsatzes, nachzuweisen, daß dieser Widerspruch nur scheinbar ist, in Wahrheit also nicht besteht. Eine häufige Fehlerquelle sind Verständigungsschwierigkeiten. Philosophen und Naturwissenschaftler sprechen verschiedene Sprachen, ganz verschiedene Dinge werden u. U. mit dem gleichen Wort bezeichnet. Wird ein solcher Fehler nicht erkannt, sind Trugschlüsse unvermeidlich. So wäre es durchaus denkbar, daß der Lichtäther und der philosophische Äther trotz gleicher Namen und ähnlicher Eigenschaften ganz verschiedene Dinge sind. Damit würde sich der Widerspruch auflösen, die Relativitätstheorie wäre für die Gotterkenntnis gleichgültig geworden, weil keine Berührungspunkte mehr vorhanden wären. Doch wirklich befriedigen wird uns eine solche Annahme wohl kaum. Die Gotterkenntnis kann und darf nicht bei der Diskussion um eine so wichtige naturwissenschaftliche Theorie gleichgültig abseits stehen! Sie muß Stellung beziehen!

Lassen wir Mathilde Ludendorff selbst sprechen! Sie schreibt über den Äther in der „Schöpfungsgeschichte“:

„Somit weiß unsere Philosophie, daß das Weltall von jenen Urtagen der Schöpfung an bis zum Ende seiner Tage durchdrungen ist von jener ersten Vorstufe des Urstoffes. Der Naturwissenschaftler wird sich mit seinen ‚Äther-Hypothesen‘ immer auf dem unsicheren Boden der Annahmen bewegen müssen. Er wird seine Theorien abwandeln, umstürzen und wieder aufrichten, denn wahrnehmbar im Sinne der Naturwissenschaft ist der Äther nicht. Wir wissen um ihn mit der gleichen Sicherheit, wie wir um das Fließende des allmählichen Eintauchens des Göttlichen in Raum, Zeit und Ursächlichkeit um des weltenschaffenden Wunschzieles: der Bewußtheit, willen wissen. Unsere Seelenlehre wird uns die hohe Bedeutung dieser Erkenntnis noch erweisen, die uns von der Vorstellung eines Weltalls unzusammenhängender Einzelerscheinungen befreit.“

Deutlicher kann es kaum noch ausgesprochen werden: „Wahrnehmbar im Sinne der Naturwissenschaft ist der Äther nicht.“ Das Wort „wahrnehmbar“ kann sich nicht auf die direkte Wahrnehmung durch unsere Sinnesorgane beschränken (das geht aus dem Zusammenhang hervor), es ist offenbar auch die Wahrnehmung durch Instrumente gemeint. Der Physi-

ker würde das Wort „nachweisbar" an die Stelle setzen: „Physikalisch nachweisbar ist der Äther nicht."

Deshalb also mußten der Michelson-Versuch und alle weiteren Versuche zum Nachweis des Äthers negativ ausfallen! Wenn aber der Äther nicht nachweisbar ist, wie sollte dann seine Geschwindigkeit gemessen werden können? Oder wie sollte die Geschwindigkeit eines Körpers gegenüber dem Äther gemessen werden können? Die Messung absoluter Geschwindigkeit ist also unmöglich!

Das ist das Relativitätsprinzip!

Das Relativitätsprinzip ist in der Philosophie Mathilde Ludendorffs enthalten und findet dort seine Begründung. Damit lösen sich die scheinbaren Widersprüche auf. Mühelos entdecken wir jetzt den „Übersetzungsfehler" zwischen Physik und Philosophie. Die Aussage der Physik „Es gibt keinen Äther" muß ergänzt werden: „im physikalischen Sinne", und besagt dann nur, daß der Äther physikalisch nicht nachweisbar ist. (Diese Sprechweise ist in der Physik nicht ungewöhnlich: Was nicht nachweisbar ist, existiert nicht! Auch die Quantentheorie hat so begonnen!) Jetzt fügt sich die Relativitätstheorie nahtlos in das Gebäude der Gotterkenntnis ein, und wer sie kennt, wird sie als einen der schönsten Bausteine anerkennen.

Auch das zweite der Relativitätstheorie zugrunde liegende Prinzip, das Prinzip von der Konstanz der Lichtgeschwndigkeit, findet seine Begründung in der Gotterkenntnis. Ein Beispiel mag das veranschaulichen. Es zeigt zugleich die Schwierigkeiten auf, in der sich die Physik vor Einführung der Relativitätstheorie befand. Wir stellen uns ein Raumschiff vor, das sich mit einer bestimmten Geschwindigkeit, sagen wir 10 Kilometer in der Sekunde, bewegt. An der Stirnseite befinde sich ein Scheinwerfer, der Licht nach vorne aussendet. Bewegt sich dieses Licht nun mit 300 000 oder 300 010 Kilometern in der Sekunde?

Vom Standpunkt der Korpuskeltheorie des Lichtes müssen wir den Scheinwerfer als eine Kanone ansehen, die mit „Lichtkügelchen" schießt. Zweifellos würde diesen auch die Geschwindigkeit des Raumschiffes übertragen, die Antwort müßte lauten: 300 010 Kilometer in der Sekunde. Nach der Wellentheorie des Lichtes überträgt der Äther die Lichtschwingungen, die Geschwindigkeit hängt daher nur von seinen Eigenschaften, nicht aber von der Geschwindigkeit der Lichtquelle ab, also müßte die Antwort 300 000 Kilometer pro Sekunde richtig sein. Nach der Äthertheorie und damit nach der Gotterkenntnis muß also die Lichtgeschwindig-

keit konstant sein. Dieses Prinzip wurde von Einstein in die Relativitätstheorie übernommen. Ob das nur geschah, weil kein Grund vorlag, davon abzugehen, oder ob hier der sichere Instinkt eines Genies erkennbar wird? Diese Frage muß sich jeder selbst beantworten. Fest steht, daß Einstein mit dem Prinzip von der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit den Rückweg zur Äthervorstellung offenhielt.

Diesen Weg beschritt Dirac 1953, als er den Lichtäther wieder in die Diskussion brachte. Ohne jeden Zweifel kommt Dirac damit der Philosophie Mathilde Ludendorffs erstaunlich nahe. Bei aller Freude darüber sollten wir jedoch nicht übersehen, daß Diracs Hypothese bisher durch nichts bewiesen ist und sicher niemals bewiesen werden wird („Der Naturwissenschaftler wird sich mit seinen ‚Äther-Hypothesen' immer auf dem unsicheren Boden der Annahmen bewegen müssen", sagt Mathilde Ludendorff). Diese Hypothese kann also niemals irgendein Beweis sein, ganz bestimmt aber kein Beweis gegen die Relativitätstheorie. Wie sollte man wohl von Dirac, dem Schöpfer der relativistischen Quantenmechanik, eine Widerlegung der Relativitätstheorie erwarten? Nein, Dirac fußt auf Einstein und hat die Relativitätstheorie in wesentlichen Punkten ergänzt. Wir müssen ihm danken für den Hinweis, daß Äthervorstellung und Relativitätsprinzip auch im physikalischen Bild miteinander vereinbar sind.

Nicht unwichtig erscheint mir, daß Dirac den Lichtäther aus mathematischen Gründen wieder einführte. Das ist ein Hinweis darauf, daß die Mathematik ein wichtiges, vermutlich das wichtigste Bindeglied zwischen Philosophie und Naturwissenschaft darstellt. Viele Forscher haben in der Schönheit einer mathematischen Theorie einen Leitstern für ihre Forschungen gesehen, mit dem sicheren Gefühl, daß das, was wahr ist, auch durch einfache Formeln beschrieben werden muß. Dieser Leitstern hat selten getrogen. Auch der Relativitätstheorie läßt sich diese Schönheit nicht absprechen.

Legen wir uns doch abschließend noch einmal die Frage vor, ob die Relativitätstheorie wirklich so sehr „der Vernunft widerspricht". Wie sieht es da beispielsweise mit der Aufhebung des Begriffes „gleichzeitig" aus, der ja in der Relativitätstheorie nicht mehr existiert? Mathilde Ludendorff lehrt uns, daß Raum, Zeit und Ursächlichkeit nur in der Welt der Erscheinung existieren und auf ein sinnvolles Maß begrenzt sind. Die Quantentheorie zeigt die Begrenzung der Ursächlichkeit in der Welt der Atome. Sollten da nicht auch die Grenzen des Raum- und Zeitbegriffs erkennbar sein? Die

Relativitätstheorie beschäftigt sich mit den höchsten Geschwindigkeiten, sie muß damit zwangsläufig die Grenzen des Begriffs „Zeit“ erreichen. Wie können wir erwarten, daß dabei unsere im täglichen Leben gewonnenen Vorstellungen noch Gültigkeit haben?

B 4157 D

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 11 | 9. 6. 1977 | 17. Jahr

Inhalts-Übersicht

Albert Einstein – Feind oder Freund?

Von Bruno Preisler jr.

„Vati, was ist denn hinter dem Mond? Was ist hinter der Sonne? Was hinter der Milchstraße? Hinter dem Himmel? Wo ist die Welt zu Ende? Und was ist dann dahinter?“ So fragen alle Generationen von Kindern, wenn sie denken lernen, immer wieder neu. Jeder hat da eigene Erfahrungen, entweder aus der Zeit, da er selbst fragte und mit Verwundern finden mußte, daß er keine rechte Antwort erhielt, nicht einmal von Eltern oder Lehrern, die doch gewiß ihr Bestes geben wollten, oder in der Rolle dessen, der hier, so gut er konnte, seinen Kindern oder Schülern eine Antwort geben mußte. Oft löste ein Scherz die Betroffenheit: „Dort ist die Welt mit Brettern zugenagelt.“

Aber das Rätsel blieb. So der Raum, so aber auch die Zeit. Was war vorher? Was kommt danach? Auch hier kein „Ende“ abzusehen. An den Anfang eine Schöpfung und an das Ende ein Jüngstes Gericht zu setzen, mag unsere Gefühle und unsere Ethik befriedigen, beruhigt aber nicht unseren Verstand, so fest ist dieser von Natur aus in der Vorstellung einer immerwährend, „ewig“ verstreichenden Zeit verwurzelt.

Nun mag einer leichtlich kommen und verlangen, daß man das Fragen läßt, wo auf Antwort nicht zu hoffen ist, nach dem Satz, das Unerforschliche sei ruhig zu verehren und nichts weiter. Dieses schöne und richtige Wort Goethes ist hier indessen falsch am Platz. Es gilt erst dort, wo man keine Antworten mehr geben kann, darf aber in keinem Sinne rechtfertigen, das Denken oder Fragen von außen her – gewissermaßen durch die Verordnung: nun aber Schluß! – zu beschneiden.

Damit wir dies deutlich sehen, sind noch ein paar Überlegungen nötig.

Der Verstand erklärt nicht alles. Logik löst nicht jedes Rätsel. Unendliches Unerforschliches bleibt. Man möchte sagen, daß die Welt der Logik in diesem Meer des Irrationalen nur eine ausschnitthafte Besonderheit ist, eigentlich eine Merkwürdigkeit. Dennoch ist sie in sich geschlossen und

kann insofern nicht einfach als „falsch“ beiseite getan werden. Mag von der Sicht des Ewigen her das kleine Einmaleins nebst anderen Regeln unserer ratio auch eine Nichtigkeit sein, wir haben dennoch die Ergebnisse von Plus und Minus, Multiplikation und Division als richtig anzuerkennen. Gott widerspricht nicht unserer Logik, sondern umfaßt sie mit einer höheren Wahrheit. Wir müssen lernen, das Antikausale vom Überkausalen zu trennen.

Mit antikausalen, das heißt dem Wissen widersprechenden, „Wundern“ hat das Christentum die Erhabenheit von Vater, Sohn und Heiligem Geist zu begründen versucht. Dieser Versuch ist heute so untauglich, wie er es eh und je schon war. Er ist auch niedrig, denn das Antikausale als Verneinung der Verstandeswelt beruht ja rein auf dieser. Die Durchbrechung einer Ordnung ist nur von ihr selbst abgeleitet, denn ohne Ordnung wäre auch ihre Durchbrechung unmöglich. Bejahung und Verneinung sind nur zwei Seiten derselben Sache.

Insofern ist das Christentum ein Produkt der Rationalität, und zwar einer Rationalität, die ebenso falsch wie anmaßend ist, weil sie ihre Grenzen nicht sieht oder nicht sehen will, indem sie die göttlichen Wunder nicht anders begreifen kann oder will, denn als paradoxe Verkehrung der Logik. Deshalb ist diese Gottesvorstellung in Wirklichkeit auch mechanistisch und materialistisch, mag sie sich im übrigen noch so jenseitig geben. Vielleicht könnte man es gar listig oder frivol nennen, einen Gott auf diese Weise – unglaublich wirksam, wie sich gezeigt hat – zu installieren. Ich will das hier nicht weiter untersuchen.

Mir geht es nur darum, daß wir auf unser Fragen nach Zeit und Raum Antworten brauchen, und daß es nicht zulässig ist, dieses Fragen kurzerhand mit dem Hinweis auf das Unerforschliche zu verhindern.

Zwar haben wir schon längst Antworten, und diese lauten „Ewigkeit“ und „Unendlichkeit“. Das sind wohl tiefsinnige und wertvolle Begriffe unserer dichterischen Sprache, aber, wie eingangs gezeigt, als Lösungen unserer Fragen nicht geeignet. Sie stürzen unser Denken nur in die Ausweglosigkeit; man könnte auch sagen in das Niemandsland zwischen zeitlich und ewig, endlich und unendlich. Das Wort „unendlich“, lediglich als Verneinung von „endlich“ gebildet, erweist schon durch sich selbst, daß wir damit nicht weiterkommen.

Wir brauchen eine andere Antwort, und diese Antwort gab uns Albert Einstein. Selbstverständlich war auch er kein Zauberer, der Unmögliches

möglich machte, aber er erlöste uns aus der Zwanghaftigkeit unseres eingewöhnten und angeborenen Denkens, die darin bestand, daß wir, wie es auch Newton noch tat, immer noch das Weltall eingebettet dachten in eine Art riesiges Gefäß, den „absoluten“ Raum, beziehungsyeise in den logisch gleichgearteten „Äther“, die irgendwo und irgendwie ihre feste Grundlage haben sollten, indem sie „ruhend“ waren. Ebenso dachte man sich die Zeit als ein Phänomen, das sozusagen mit der Welt nichts zu tun hatte, sondern in erhabenem Gleichmaß neben ihr und außer ihr, als losgelöste („absolute“) Zeit verstrich.

Diese Vorstellungen: hie das Universum, das vom Begriff her alles umfassen sollte, für was wir Namen haben, da wiederum Eigenschaften desselben, die dennoch Bezugspunkte außerhalb dieses Universums voraussetzten, diese logisch unvereinbaren, unerfüllbaren Vorstellungen mußten einmal aufeinanderprallen. Dieses wissenschaftliche Gewitter war unvermeidbar. Die Lösung konnte nur in der Erkenntnis liegen, daß unsere herkömmlichen Auffassungen von Raum und Zeit falsch waren. Die Dimensionen, die ihre absoluten Bezugspunkte verloren, wurden „relativ“ (Man könnte die Relativitätstheorie, wie schon Einstein sah, wie hier aber nicht näher begründet werden soll, allerdings ebensogut „Absolutheitstheorie“ nennen). Es liegt auf der Hand, daß damit vieles durcheinandergeriet. Aber das war kein willkürlicher „Hokuspokus“, sondern es waren lediglich Folgerungen aus unausweichlichen Einsichten.

Unsere Anschaulichkeit versagte. Aber das war vorauszusehen. Je mehr wir uns dem Rätsel zu nähern gedenken, auf dem wir schließlich selbst beruhen, desto weniger können wir hoffen, dabei mit landläufigen, alltagserprobten Fähigkeiten wie „Anschauung“ noch etwas zu erreichen. Es wird uns nicht gelingen, dem Rätsel persönlich ins Angesicht zu schauen und den Gott, der uns schuf, anschaulich zu verstehen. So sollten wir uns über die Kapriolen, die unser Denken in seinen nunmehr erreichten Grenzgebieten schlägt, nicht wundern und nicht grämen. Nein, es wäre vermessen, nur unsere Anschaulichkeit zum Maßstab dafür zu setzen, wie die Dinge wirklich sind. Dennoch müssen wir aber, soweit es geht, zu Ende denken. Das ist uns Menschen aufgegeben. Einstein, und viele große Wissenschaftler vor ihm, mit ihm und nach ihm haben es versucht.

Der Verfasser dieser Zeilen, der erst nach dem Zweiten Weltkrieg mit Relativitäts- und Quantentheorie bekannt wurde, empfand beides spontan als Erlösung aus der übertriebenen Rationalität und entsetzlichen Ver-

standesüberschätzung, in die sich die abendländische Welt vielleicht seit der Aufklärung hineingebohrt hat und an der sie heute leidet. Aus Segen ist längst Fluch geworden, nämlich eine harte, verkrampfte, unerbittliche Welt. Als Erlösung kann sie bei uns bis heute nur das Christentum anbieten, ihre eigene Durchbrechung, an die aber niemand, insbesondere kein naturwissenschaftlich gebildeter Mensch, mehr glauben kann.

Welche Befreiung war es da, als Einstein ein ganz neues Verständnis der Zeitlichkeit und damit der Unsterblichkeit möglich machte, welche die Erkenntnis Mathilde Ludendorffs wunderbar bestätigt! Welche Befreiung war es, als Plancks Quantentheorie das unstetige, „durchlöcherte" Wesen der Naturgesetze, das heißt ihre nur statistische Gültigkeit enthüllte und damit die von Mathilde Ludendorff geforderte Einflußmöglichkeit des Göttlichen auf das Lebendige naturwissenschaftlich erkannte und in Gesetze formte! Pascual Jordan hat das in mehreren Schriften vorzüglich herausgearbeitet (z. B. in „Das Bild der modernen Physik", Ullstein Nr. 161, 1957), wenn er auch letztlich ganz falsch eine Rechtfertigung des Christentums folgerte, weil er nicht den Gegensatz zwischen Widersinn und Übersinn (Antikausalität und Überkausalität) sah.

Seit Einstein, Planck und allen, die dazugehören, mußten wir die rationale Hoffart des vergangenen Jahrhunderts, welche die gesamte Welt mit Modellen aus der menschlichen Anschauung erklären wollte, fahren lassen. Wir haben wieder Grund, bescheidener zu sein. Gleichzeitig sehen wir uns selbst neu und die rätselvollen Regeln, nach denen wir geformt und angetreten sind. Im Grunde erforschen wir immer nur uns selbst.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß eine umwälzende und schwer zu verstehende Lehre wie die Relativitätstheorie Gegner auf den Plan rief; kaum denkbar, daß dies hätte ausbleiben können. Auch heute mag es Gegengründe geben, die ihr Gewicht haben und die eine gründliche Auseinandersetzung erfordern. Solche sind jedoch in dem gegnerischen Schrifttum nur sehr schwach vertreten. Vor allem finden wir da eine Fülle negativer Urteile, welche lediglich die Unanschaulichkeit der Theorie zu ihrem Argument machen, indem sie sie mit Absurdität und Unsinn gleichsetzen. Dazu kommen Verbalinjurien wie „Humbug", „Märchen", „Witze", „tolldreiste", „Mathematitis", „anmaßender Schwindel", „Amateurmetaphysik", „Denkseuche", und dann das Wort „Betrüger". Stärker kann es kaum kommen.

Die Verbindung der drei Raumdimensionen mit der vierten Dimension,

der Zeit, zu einem Raum-Zeit-Kontinuum, obwohl wegen der eigentümlichen Sonderstellung, die wir der Zeit herkömmlich geben, fast naheliegend, unterfällt der Kennzeichnung „Blödsinn". Und kann es sich denn um eine „Massensuggestion" handeln, wenn bis heute nur verschwindend geringe Teile des Volkes wirklich Kenntnis von der Relativitätstheorie genommen haben und angeblich Hunderte von Wissenschaftlern ihre Gegner sind? Der Verfasser hat auf Höherer Schule und Universitäten von dieser Suggestion jedenfalls nichts gespürt, ihm gab das Schicksal stattdessen einen theoretischen Physiker als Onkel, und das übrige mußte er sich aus unscheinbaren Büchern selbst zusammensuggerieren. Ja, wenn man Fußball oder Fernsehshows als Massensuggestion bezeichnen würde. Kaum verdient unsere heutige, staatlich gestützte Religion noch diese Kennzeichnung, geschweige denn das, was ein Häuflein Physiker in der Zeit von 1900 bis 1921 an Theorien entwickelt hat.

Einstein ein „Plagiator": wohl vor allem eine häßliche Umschreibung für die Tatsache, daß seine Leistung auf der mancher Kollegen fußt, wie ganz unbestritten ist. In Einstein „Mein Weltbild" (Ullstein Nr. 65, S. 138) las ich gerade den Satz:

„Wir fanden, daß die mathematischen Methoden zur Lösung des Problems ... im infinitesimalen Differentialkalkül von Ricci und Levi-Cività bereits fertig vorlagen."

Dies als Beispiel, in dem Einstein auf andere hinweist. Es gibt zahlreiche andere Stellen, in denen er Kollegen und Vorgänger nicht nur ausdrückerwähnt, sondern auch mit Wärme würdigt, so H. A. Lorentz und Riemann (S. 27, 143 aaO), Mach (S. 133 aaO), Michelson, Dirac, Maxwell, Faraday und viele andere. Von Riemanns Ergebnissen sagt er: „Damit war eine Grundlage für meine allgemeine Relativitätstheorie geschaffen" (S. 137 aaO). Newton und Kepler widmet er ganze Abschnitte; besonders seine Würdigung Keplers ist fast menschlich rührend (S. 147 ff. aaO), und Newton findet in seinem Buch „Die Evolution der Physik" (mit Infeld, Rowohlts deutsche Enzyklopädie Band 12) derartig viel Erwähnung, daß der Leser fast ungeduldig werden könnte.

Einstein hat anerkannt, daß die Spezielle Relativitätstheorie (anders die allgemeine) auch dann – und ohne große Verzögerung – formuliert worden wäre, wenn er es nicht getan hätte, weil die Zeit reif dafür war, vgl. Infeld: „Albert Einstein. Sein Werk und sein Einfluß auf unsere Welt", Akademie-Verlag Berlin 1957, S. 65. Infeld, Einstein-Mitarbeiter und -Bio-

graph, spricht völlig frei aus, daß „der große Mathematiker Poincaré ... selbst beinahe die Spezielle Relativitätstheorie entdeckt hätte" (S. 14 aaO). Ferner liest man beispielsweise: „Das mathematische Genie Minkowskis brachte Einsteins Gedanken in eine neue geometrische Form ..." (aaO S. 63). Kurz, man findet nur unbefangene Darstellungen. Für das abstoßende Bild von Korruption, Schwindel und „Mache" lassen sich nirgends Anhaltspunkte finden. Man lese Einstein selbst; hinter diesen einfachen und klaren, eher bescheidenen Worten steckt kein Betrüger oder Schwindler oder böswilliger Abschreiber.

„Einstein selbst stellt am Ende seines Lebens seine ganze wissenschaftliche Arbeit als fragwürdig hin": das muß als eine unlautere Verallgemeinerung der Zweifel Einsteins erscheinen, die sich nach dem vorangegangenen Zitat doch lediglich auf die „allgemeine Feldtheorie" bezogen, die Einstein später noch versucht hat, nicht aber auf die Relativitätstheorie, wie die Arbeit von Aretz behauptet.

In Nebensätzen werden – neben all dem – auch die Quantentheorie und ihr Urheber Planck „fertiggemacht" (das ist der Mann, der auf der Rückseite des bundesdeutschen Zweimarkstücks abgebildet ist). Planck und Einstein sollen „sich gegenseitig gemacht", Planck und Laue vor allem Einstein „gemacht" haben, indem sie „wider besseres Wissen die Unwahrheit verbreitet" hätten. – Außerdem wird noch ganz kurz die Theorie der Ausdehnung des Weltalls, abgeleitet aus der spektralen Rotverschiebung im Licht ferner Galaxien, angegriffen. Selbst wenn letzteres etwas für sich hätte, meine Herren Barth, Sztatecsny, Trumpp, Soddy und Aretz: Wollen Sie denn gleich die ganze neuere Physik auf die Hörner nehmen?

Ich habe schon ausgeführt, daß die Relativitätstheorie und noch mehr die Quantentheorie als wissenschaftlich begründete Verwerfungen des Mechanismus und Materialismus scharfe Waffen gegen das Christentum wären. Noch schärfer, weil offensichtlicher, würden sie gegen das theoretische Gebäude des Marxismus/Leninismus wirken. Das ist drüben schon erkannt worden, indem man auf den „Idealismus" in der westlichen Physik sehr empfindlich reagiert hat. Auf diese geistige Auseinandersetzung wird es allein ankommen, aber wir nehmen unsere Mittel nicht wahr. Unter Adenauer gab es eine Rückversteifung in das Christliche, also in eine Haltung, die nie und nimmer eine Chance in der Auseinandersetzung mit dem Osten geboten hätte, viel schlimmer: die unsere geistige Niederlage unab-

wendbar gemacht hätte, wäre diese Restauration nicht durch neuere Gärprozesse wiederum entkräftet worden.

Sie haben nur eine Wahl, meine Herren Kritiker, wenn Sie sich mit den Merkwürdigkeiten der Relativitäts- und Quantentheorie nicht ernsthaft auseinandersetzen wollen: Sie müssen dann wieder glauben, daß die Welt am Ende mit Brettern zugenagelt ist ...

B 4157 DX



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 5 9. 3. 1982 12.3.82 22. Jahr

Inhalts-Übersicht

Die Physik und das Leben

Von Dr. Hartwig Golf

Unter diesem Thema behandelt Professor A. G i e r e r in einem ausführlichen, ziemlich fachlich gehaltenen Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 30. 12. 81 die Entstehung komplexer Gestalten, also des Lebendigen, sowie über Bewußtsein und Grenzen der Erkenntnis. Dabei vergleicht er vor allem physikalische und biologische Gesetzmäßigkeiten.

„Trotz der verborgenen Ähnlichkeiten von Prinzipien der Strukturbildungen in unbelebter und belebter Natur gibt es aber auch Merkmale biologischer Gestaltbildung, die für die Biologie charakteristisch sind.“ Hierzu gehört u. a. die genaue Neubildung von Strukturen; so sind z. B. Elefanten untereinander auch im einzelnen viel ähnlicher als etwa Wolken. Die einzelnen Körperteile, Rüssel, Stoßzähne usw. entstehen an den dafür bestimmten Stellen in vorher festgelegter Form.

Lebewesen haben also Systemeigenschaften, die für die belebte Natur typisch sind, auch wenn sie vollständig auf den Grundgesetzen der Physik beruhen. Dasselbe gilt vom Gehirn bzw. dem Denken. So läßt sich das Denken nicht vollkommen begründen, weil jedes formale Denken auf nicht formalen und daher nicht völlig in sich abgesicherten Voraussetzungen beruht.

Wenn auch eine Gültigkeit der Physik für den Ablauf der Gehirntätigkeit besteht, so ergibt sich daraus keine wissenschaftlich, also keine von der Vernunft nachweisbare Theorie des Leib-Seele-Zusammenhangs. Eine solche Erkenntnisgrenze hat nach Gierer ähnliche Folgen, wie die beiden bekanntesten in sich selbst enthaltenen Grenzen der wissenschaftlichen Methode, die Quantenunbestimmtheit und die Un-

entscheidbarkeitstheorie. Die Grenze ist *„metatheoretisch“*, liegt also jenseits des Denkens oder der Erkenntnis der Vernunft. Beim Leib-Seele-Problem geht es um Bewußtsein vom Bewußtsein, bei der Quantenunschärfe um die Messung des Messens, bei den Unentscheidbarkeitssätzen um die Logik der Logik. Deshalb meint Gierer:

„Während das inhaltliche Verständnis der Natur durch den Fortschritt der Wissenschaft immer besser wird, ist das Programm, die metatheoretischen Voraussetzungen dieser Wissenschaft abzusichern, aus wissenschaftlich einsichtigen Gründen zum Scheitern verurteilt.“

Als Folgerung für das menschliche Selbstverständnis ergibt sich hieraus für Professor Gierer, daß die „metatheoretische Mehrdeutigkeit“ nicht nur Unsicherheit, „sondern auch einen positiven Aspekt der menschlichen Freiheit“ bedeutet:

„Es ist möglich, die Welt in Übereinstimmung mit wissenschaftlichen Tatsachen und logischem Denken auf agnostischer Grundlage oder im Glauben an Gott zu interpretieren, der Evolution, der Geschichte und dem persönlichen Leben einen Sinn zu unterlegen oder nicht, das Bewußtsein als nicht weiterhin befragbare Basis jeder objektiven Erkenntnis oder als Eigenschaft bestimmter Nervensysteme anzusehen, die Zukunft als wirklich offen oder als durch verborgene Parameter vorherbestimmt zu betrachten.

Wissenschaft kann dem Menschen zwar helfen, ihn aber nicht davon befreien, sich seine Werte und Ziele selbst zu setzen, denn sie kann die Rätselhaftigkeit und Mehrdeutigkeit der Welt grundsätzlich nicht beseitigen. Sie ist vielmehr konsistent (ohne Widerspruch) mit kulturellem und philosophischem Pluralismus. Diese notwendige Selbstbescheidung der Wissenschaft wird besonders wichtig für ihre Beziehung zu verschiedenen Religionen und Kulturen. Durch den Einfluß der Wissenschaft wurden und werden Religionen und Ideologien verändert; aber sie werden kaum verschwinden oder verschmelzen, sondern ihre Verschiedenheit und Identität bewahren. Die wissenschaftliche Tatsache, daß sinnvolle Fragen nicht in allen Fällen durch objektive Wissenschaft entschieden werden können, zeigt uns die Notwendigkeit für Toleranz verschiedener Interpretation der Welt in der Erkenntnis der Grenzen unserer eigenen Einsicht.“

Hier wird also deutlich die Begrenztheit der Wissenschaft bzw. der menschlichen Vernunft erkannt und dargestellt, nur nicht in ihrer gan-

zen Bedeutung genügend hervorgehoben. Das liegt daran, daß Gierer nicht auch von vornherein auf Emmanuel Kants wichtigste philosophische Erkenntnis zurückgreift, nämlich auf die Tatsache, daß die Erkenntnismöglichkeit der Vernunft sich nur auf Zeit, Raum und Ursache (Kausalität) erstreckt, und zwar die Bereiche, in die auch die Erscheinung, also die Welt, eingeordnet ist.

Insofern gibt es auch gar keine „metatheoretische Mehrdeutigkeit", sondern alle Überlegungen der Vernunft oder wissenschaftlichen Bemühungen, die über die drei Bereiche von Zeit, Raum und Ursache hinausgehen, sind Übergriffe der Vernunft, führen also zwangsläufig zu Irrtümern.

Wenn der Mensch jedoch, wie Gierer es deutlich ausspricht, *„sich seine Werte und Ziele selbst zu setzen"* hat, so wird er dazu durch sein zweites Erkenntnisorgan befähigt, das sogenannte „Ich" oder „Icherleben", der Brennpunkt der ethischen oder göttlichen Wünsche und bewußten Erlebnis im Menschen, das *„gotterfüllte Ich"* oder wie man diese zweite Erkenntnisfähigkeit des Menschen sonst nennen will.

Vernunft und Icherleben stellen also das Bewußtsein dar, durch das sich der Mensch vom höheren Tier unterscheidet. Während der Mensch durch seine Vernunft sozusagen das Bewußtsein der Welt, der Erscheinung oder der Schöpfung darstellt, ist er durch sein zweites Erkenntnisorgan, das Ich oder Icherleben, befähigt, sich außerhalb der Erscheinung zu stellen und sein Denken und Handeln unabhängig von eigennützigen Vernunftüberlegungen oder sonstigen Zweckmäßigkeitserwägungen nach moralischen, ethischen oder „göttlichen" Wertungen oder Gesichtspunkten auszurichten. —

Die Entwicklung der Welt einschließlich der Lebewesen führte nun von kleinsten Einheiten bis hin zum Menschen. Deshalb liegt es noch durchaus auf dem Gebiete der Vernunft oder Wissenschaft, um zu erkennen, daß das Bewußtsein, dessen Träger der Mensch ist, das Ziel dieser Entwicklung darstellt, während die Ursache, die diese Entwicklung ausgelöst hat und zielstrebig hin zum Bewußtsein führte, jenseits der Erkenntnismöglichkeit unserer Vernunft liegt und deshalb auch naturwissenschaftlich nicht erfaßt werden kann. Es läßt sich eben nur feststellen, daß hinter dieser Entwicklung eine Kraft oder ein Wille gestanden haben muß.

Wenn nun die Philosophin Mathilde Ludendorff in ihrer Philoso-

phie, der Gotterkenntnis, sagt: *„Am Anfang war Gottes Wille zur Bewußtheit"*, der dann nämlich diese Entwicklung einleitete und aufrecht erhielt, so besteht diese Feststellung zu Recht; allerdings nur, wenn man unter „Gott" das von der Vernunft nicht erfaßbare Wesen der Erscheinung versteht, Kants „Ding an sich". Gott oder die Gottheit durch irgendwelche Vernunftüberlegungen „interpretieren" zu wollen, was Gierer noch für vertretbar hält, bedeutet dagegen den Übergriff der Vernunft auf einen Bereich, für den sie nicht zuständig ist, und führt zwangsläufig zu Irrtümern.

Der Evolution (Entwicklung) dagegen und dem persönlichen Leben kann von der Vernunft durchaus ein Sinn unterstellt werden. Ihr Sinn liegt in der Schaffung des Bewußtseins, und für den einzelnen bedeutet das die Möglichkeit des sich Bewußtwerdens über die Tatsache eines Diesseits und Jenseits oder der Erscheinung und des Wesens der Erscheinung.

Deshalb verliert auch die Welt oder die Schöpfung sofort viel von ihrer Rätselhaftigkeit, sobald die Vernunft des einzelnen erkennt, daß sie nicht dazu entstanden ist oder geschaffen wurde, um hinter die Erscheinung oder jenseits von Zeit, Raum und Ursache blicken zu können. Die Ursache der Schöpfung oder der Welt, das Wesen der Erscheinung läßt sich deshalb auch nicht wissenschaftlich erfassen oder feststellen.

Die Freiheit des einzelnen dagegen, die Professor Gierer aus der *„metatheoretischen Mehrdeutigkeit"* herleitet, besteht lediglich in der Möglichkeit, sich für oder gegen das Gute bzw. Schlechte sowie das Schöne und Häßliche zu entscheiden oder auch gar keine Stellung zu beziehen. Wie sich der einzelne entscheidet, hängt dann vor allem von dem Grade der Entfaltung oder Verkümmerung des „Ichs" oder „Icherlebens" in der Menschenseele ab, dem Brennpunkt „göttlicher" oder edler bewußter Erlebnisse und Wünsche.

Voraussetzung für diesen freien Entscheid, der nur dem Menschen möglich ist, wird durch die angeborene Unvollkommenheit der Menschenseele erreicht. Diese ergibt sich wieder aus der Tatsache, daß in der Menschenseele entweder der *„von Gott verlassene Selbsterhaltungswille"* herrscht, der ja nicht mehr wie beim Tier dem Instinktzwang unterliegt, also in Lustgier und Leidangst ausarten kann, oder aber das *„gotterfüllte Ich"*, als Brennpunkt des Bewußtwerdens des Guten,

Wahren und Schönen oder wie man göttliche Wesenszüge sonst bezeichnen mag.

Erst die Einsicht in die Begrenztheit der Vernunft auf die Schöpfung oder die Erscheinung auf Zeit, Raum und Ursache, und die Erkenntnis über die Tatsache eines zweiten Erkenntnisorgans der Menschenseele, als „Ich" oder „Icherleben", durch das dem Menschen göttliche Wesenszüge bewußt werden können, schaffen die Voraussetzung, sinnvolle Fragen über Gott und die Welt stellen und auch beantworten zu können.

Zugleich wird damit die Bedeutung der Religionen und Ideologien verändert, weil sie sich mit diesen Erkenntnissen als Lehren erweisen, in denen alte überlieferte Wahrheiten und Weisheiten, also Ergebnisse und Erlebnisse unseres zweiten Erkenntnisorgans, kunterbunt mit unglaublichen Irrtümern und Übergriffen der Vernunft vermischt sind.

Wenn die Religionen und Ideologien trotz aller Erkenntnisse der Naturwissenschaft und Philosophie sich auch fernerhin erhalten und von vielen nach wie vor überzeugt geglaubt werden, so liegt das an weiteren in den Menschen liegenden seelischen Möglichkeiten und Eigenschaften, auf die näher einzugehen, hier jetzt zu weit führt.

B 4157 D

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 11 9. 6. 1977 17. Jahr

Inhalts-Übersicht

Der Mythus vom Zufall

Am 31. Mai 1976 ist der anerkannte und umstrittene Biologe und Philosoph Nobelpreisträger Jacques Monod im Alter von 66 Jahren in seiner Wohnung in Cannes gestorben. Kurze Zeit vor seinem frühen Tod fand ich in der in Paris erscheinenden Zeitschrift „Nouvelle Ecole“ Nr. 25–26 vom April 1975 unter obiger Überschrift einen Aufsatz von Marc Beigbeder, der sich nach meiner Meinung zu einer Würdigung des „Klassikers der Molekularbiologie“ eignen würde. Ich habe deshalb folgende Ausführungen entnommen und ins Deutsche übertragen:

In seinem Buch „Zufall und Notwendigkeit“ eröffnet Jacques Monod der modernen Biologie eine beachtliche Anzahl neuer und großartiger Perspektiven. Trotzdem hat in der allgemeinen Debatte, die auf die Veröffentlichung dieses Werkes folgte, eine recht lebhafte Polemik eingesetzt, die sich gegen die entscheidende Rolle richtete, die Monod dem Zufall in der Erscheinung und Evolution der lebenden Systeme eingeräumt hat.

„Die a-priori-Wahrscheinlichkeit dafür, daß unter allen im Universum möglichen Ereignissen ein besonderes Einzelereignis sich vollzieht, liegt nahe bei Null“, behauptet er (Seite 178 der deutschen Ausgabe in der Übersetzung von Friedrich Griese) und fährt an anderer Stelle fort: »Das Universum trug weder das Leben, noch trug die Biosphäre den Menschen in sich. Unsere ‚Losnummer‘ kam beim Glücksspiel heraus.“

Diese Behauptung hat Aufsehen erregt. Denn viele Biologen sind der Ansicht, daß das Erscheinen des Lebens im Kosmos durchaus nicht so unwahrscheinlich sei, und halten den Zufall für etwas anderes als nur den einfachen Gegenpol zur Notwendigkeit. Die marxistischen Schriftsteller, von Monod nicht ohne Grund als „Animisten“ und „Metaphysiker“ angesehen, fühlten sich herausgefordert.

Bereits im Jahre 1952 hat sich Raymond Ruyer bemüht, den Zufallsbegriff zu widerlegen, und nun scheint man allgemein diesen Begriff zu beanstanden.

Zum Beispiel übt René Buvet, der Organisator der dritten internationalen Konferenz über Ursprung und Anfang des Lebens und der biologischen Prozesse, die im April 1970 in Frankreich abgehalten wurde, ernsthafte Kritik an bestimmten Thesen Monods. Unglücklicherweise verfällt er aber selbst in den finstersten Reduktionismus, wenn er erklärt, daß „man heute eine vollständige Rückführung alles Lebenden in die Gesetzlichkeit der nicht-lebenden Systeme erlebe".

Interessanter hingegen ist das Buch von Ernest Schoffeniels, dem Nachfolger von Marcel Florkin auf den Lehrstuhl der vergleichenden Biochemie der Universität Lüttich. Schoffeniels, der übrigens Monods Ansichten über die Bildung der „Ursuppe" (= Wasser mit Frühformen des Lebens), die natürliche Selektion im Molekularbereich, die Beständigkeit des Lebenden, die invariante Fortpflanzung etc. teilt, lehnt die Anwendung des Zufallsbegriffs in der Biologie entschieden ab. Er zitiert Laplace: „Das Wort Zufall bringt nur unsere Unwissenheit über die Ursachen der Erscheinungen zum Ausdruck, die wir eintreten und sich ohne erkennbare Ordnung aneinanderreihen sehen."

Nach seiner Meinung geschieht bei der Mischung von Aminosäuren die Hinzufügung einer neuen Aminosäure eben nicht zufällig. Diese Auffassung steht im Gegensatz zu Monods Behauptung (übrigens in Übereinstimmung mit einem der „Dogmen" der Molekularbiologie). Da die Konfigurationszahl der Dipeptide begrenzt sei, kann die Verbindung nur von einer „Wahl" abhängig sein, die von „molekularstrukturellen Komplementaritäten oder Inkompatibilitäten (Unverträglichkeiten) beeinflußt" wird, sagt Schoffeniels.

Die Physiker der Brüsseler Schule behaupten ebenfalls: „Der reine Zufall existiert nicht." Sie stützen sich auf die Thermodynamik und erkären, daß das Leben, wenn auch in einem labilen Gleichgewicht, Gesetzen unterworfen sei.

Ilya Prigogine, Direktor des Instituts für Thermodynamik an der Universität Austin (Texas), erklärt: „Das Lebewesen ist nicht der unwahrscheinliche Gewinner einer gewaltigen Lotterie, das Leben tritt nicht mehr als unbestimmbares Wunder in Erscheinung, auch nicht als Wettkampf gegen ein Universum, von dem es nicht anerkannt wird. Mit der Verallgemeinerung der Thermodynamik wird das Verständnis dafür geweckt, daß gerade und erst recht das Leben bei bestimmten Voraussetzungen die Regel ist. Der strenge Dualismus von Zufall und Notwendigkeit hat sich überlebt."

Die Thermodynamik beruht auf der Aufstellung von zwei wichtigen Hauptsätzen. Nach dem ersten bleibt die gesamte Energie eines wahrnehm-

baren (makroskopischen) Systems bei dessen chemisch-physikalischen Transformationen erhalten, und die bei der Verbrennung des Kraftstoffs aufgebrauchte Menge an chemischer Energie findet sich unvermindert in der für den Antrieb des Fahrzeugs bestimmten Leistung und in der von dem Radiator abgegebenen Wärme wieder vor. Der zweite Hauptsatz führt in die Physik den Begriff des Zeitablaufs in einer Richtung, das heißt in der Irreversibilität, ein. Für jedes abgeschlossene System, das weder Stoff noch Energie mit der Außenwelt austauscht, wird eine Entropie genannte Funktion festgelegt. Daß Maß der Entropie liefert das Maß der molekularen Unordnung innerhalb eines gegebenen Systems. Jedes abgeschlossene System ist zu einer zunehmenden Entropie verurteilt, das heißt auf Zeit zum Tode. Von einer anfänglichen Heterogenität läuft es auf eine immer größer werdende Homogenität zu.

Wenn man diese Gesetze bei den lebenden Systemen anwendet, dann wäre in der Tat die Wahrscheinlichkeit ihres Erscheinens sehr gering. Aber die lebenden Systeme sind anderer Art. Anstatt auf eine zunehmende Homogenität streben sie auf eine Heterogenität zu, nach immer größer werdenden Mannigfaltigkeit. Die Einzel-Organismen werden geboren, wachsen, bauen ab und verschwinden. Aber das Leben selbst geht weiter und breitet sich unaufhörlich aus.

Die lebenden Systeme sind keine abgesonderten und abgeschlossenen Systeme, sondern freie Systeme. Sie sind einer konstanten Dissipation (= Fluß) von Materie und Energie unterworfen, daher der Name „dissipative Strukturen“. Solche Strukturen sind ständig in einem unausgewogenen Gleichgewichtszustand, oder besser: sie befinden sich in einem antigonistischen Gleichgewicht, faktisch in einem kontradiktorischen Verhältnis zwischen den Systemen und der Umwelt. Um die „biologische Ordnung“ zu erklären, ist es also unumgänglich, eine spezifische Annäherungsperspektive zu bestimmen, in welche insbesondere die Logik des Widerspruchs miteinbezogen ist, da die traditionelle Identitätslogik offensichtlich mit der Analyse eines antagonistischen Gleichgewichts nicht zu vereinen ist. Der Wahrscheinlichkeitskoeffizient des Erscheinens des Lebens ist genauso groß wie der des Erscheinens der physikalischen Systeme. Anstatt ein Zufall zu sein, ist unter bestimmten Umständen das Auftreten des Lebens eine echte Nowendigkeit.

Zufall ist ein seltsames Wort, weil es das recht seltene Los hat, eine gemeinsame Vokabel der gewöhnlichen und der wissenschaftlichen Sprache zu sein, der Lehrmeinung und der Wissenschaft.

Jeder wird zugeben, daß die Bestimmtheit der Sprache in der Wissenschaft

sehr wichtig ist. Weiterhin wird jeder zugeben, daß die Wissenschaft jegliche magische oder mythische Ausdrucksweise ausschließt. Ein noch so befähigter Wissenschaftler muß in den Verdacht geraten, nicht ausschließlich wissenschaftlich zu sein, sobald er auf eine magische oder mythische Ausdrucksweise zurückgreift, obwohl sein Gesamtwerk deshalb natürlich nicht zwangsläufig falsch ist. Beispielsweise wird heute auch von Wissenschaftlern sehr oft das Wort „prédiction" (Vorhersagung = Weissagung) anstelle von „prévision" (Voraussehung = Mutmaßung) benutzt. Nun gehört aber „Weissagung" zur religiösen oder magischen Sprache, während „Mutmaßung" dem wissenschaftlichen Sprachbereich zuzuschreiben ist. Bestimmt handelt es sich hier um eine Art Verwechslung aus Gedankenlosigkeit, um ein Versehen. Nur sind seit Freud solche Gedankenlosigkeiten und Versehen keineswegs mehr harmloser Natur. Es könnte also sein, daß häufige Verwechslungen dieser oder ähnlicher Art das Zeichen dafür sind, daß der Mann der Wissenschaft danach strebt, in unserer Gesellschaft den Status einzunehmen, den ehemals der Magier oder Priester innehatte.

Um zu zeigen, wie es geschehen kann, daß man bei dem Wort Zufall in der Wissenschaft ganz bestimmt auf eine als mythisch zu bezeichnende Ausdrucksweise übergehen kann, führe ich als Beispiel Jacques Monod, einen der bedeutendten Wissenschaftler unserer Zeit, an.

Gleich bei dem Titel seines Werks „Zufall und Notwendigkeit" stellt man fest, daß er sich zur Erklärung und für die Übersetzung der genetischen Phänomene einer Verkoppelung von logisch entgegengesetzten, sich widersprechenden Begriff bedient: Zufall und Notwendigkeit.

Nach Jacques Monod zeichnet sich der genetische Apparat durch seine Fähigkeit aus, die genetische „Information ne varietur, also unverändert zu reproduzieren und zu übertragen" (Seite 20), das heißt durch „invariante Reproduktion oder einfach Invarianz", die völlig der Notwendigkeit unterliegt. Trotzdem haben wir hier auf der Stufe des DNS-Doppelstrangs des genetischen Code faktische Veränderungen, Fälle, wo die Information geändert wird, Veränderungen oder vielmehr Störungen, die sich auf Grund der Invarianz wiederholen, was in Verbindung mit der Selektion zur biologischen Evolution führt.

Diese Informationsänderungen sind zwangsläufig zufällig, weil der Mechanismus von der Eigenschaft der Invarianz bestimmt wird, und sie sind zwangsläufig nicht notwendig, weil der Mechanismus auch von der Notwendigkeit bestimmt wird. Auf diese Weise schleichen sich auf der Grundlage

von Tatsachen Ereignisse ein, die sich in keine Regel einfügen lassen, also Roulett. Er ist, wenn auch kein operationaler, so doch ein essentieller Zufall. gung. Der Zufall wird jedoch nicht aktualisiert, ohne nicht auch potentialisiert zu sein, weil ein solcher Zufall, wie Jacques Monod schreibt, „durch den Invarianzmechanismus eingefangen, konserviert und reproduziert und so in Ordnung, Regel, Notwendigkeit verwandelt“ (Seite 122) wird.

Der Begriff Zufall ist also ein Antonym, das heißt ein Wort mit gegensätzlicher Bedeutung. Denn der hier in Rede stehende Zufall ist kein Zufall, den man einer taktischen Ungewißheit verdankt wie beim Würfelspiel oder Roulett. Er ist, wenn auch kein operationaler, so dach ein essentieller Zufall. Monod präzisiert ihn so: „Ein solches unabhängiges Zusammentreffen resultiert aus der Überschneidung zweier voneinander völlig unabhängiger Kausalketten.“ (Seite 143)

Er führt weiter aus: „Kausalitäten, die einerseits durch die Struktur und tatsächliche Rolle des veränderten Proteins, durch die Wechselwirkungen, die es eingeht, und Reaktionen, die es katalysiert, gekennzeichnet sind und andererseits durch den Mutationsvorfall und seine unmittelbaren oder ferneren Ursachen.“ (Seite 144) Dies wäre also eine „absolute Koinzidenz“ wie der Dachziegel, der auf den Vorübergehenden fällt.

„Die Physik lehrt uns aber“, sagte Monod, „daß (außer am absoluten Nullpunkt, einer unerreichbaren Grenze) alle mikroskopischen Phänomene quantenhaften Störungen nicht entgehen können; wenn diese Störungen sich häufen, wird das makroskopische System langsam aber unfehlbar in seiner Struktur verändert“ (Seite 140) und weiter: „Eine Mutation ist nun an sich ein mikroskopisches, quantenhaftes Ereignis, auf das daher die Unbestimmtheitsrelation (nach Heisenberg) anzuwenden ist. Ein solches Ereignis ist also seiner ganzen Natur nach wesensmäßig unvorhersehbar ... Wie dem auch sei – und sollte eines Tages das Unbestimmtheitsprinzip aufgegeben werden, es muß betont werden, daß sich trotzdem zwischen der – wenn auch noch so totalen – Determiniertheit einer Mutation in der DNS-Sequenz und der Determiniertheit ihrer funktionalen Auswirkungen auf der Ebene der Proteinwechselwirkungen nicht mehr als eine ‚absolute Koinzidenz‘ feststellen ließe“ (Seite 144).

Hier ist es also unmöglich, zu einer wie auch immer gearteten Univokation zu gelangen. Und nun wird Raum für den Schwulst, das Charakteristikum des Mystischen, den hochtrabenden Ton, den man als Zwischenspiel im em-

phatischen Zusammenspiel klassifizieren sollte; das nicht zu Widerlegende taucht auf. Hierzu schreibt Monod:

„Wir sagen, diese Änderungen seien akzidentell, sie fänden zufällig statt. Und da sie die einzige Ursache von Änderungen des genetischen Textes darstellen, der seinerseits der einzige Verwahrer der Erbstrukturen des Organismus ist, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß einzig und allein der Zufall jeglicher Neuerung, jeglicher Schöpfung in der belebten Natur zugrunde liegt. Der reine Zufall, nichts als der Zufall, die absolute, blinde Freiheit als Grundlage des wunderbaren Gebäudes der Evolution – diese zentrale Erkenntnis der modernen Biologie ist heute nicht mehr nur eine unter anderen möglichen oder wenigstens denkbaren Hypothesen; sie ist die einzig vorstellbare, da sie allein sich mit den Beobachtungs- und Erfahrungstatsachen deckt. Und die Annahme (oder die Hoffnung), daß wir unsere Vorstellungen in diesem Punkt revidieren müßten oder auch nur könnten, ist durch nichts gerechtfertigt" (Seite 141/2). Es sei denn, der Zufall wird Gesetz, er wird Prinzip der absoluten Kontingenz, Nichtnotwendigkeit.

Die von Monod behandelten und allen Beobachtern geläufigen Tatsachen lassen sich in zwei Ordnungen einteilen: Invarianz und Variation. Ereignisse, wo es die Intangibilität der Polynukleotid-Sequenzen im Doppelstrang der DNS gibt, und solche, wo es eine verborgene Änderung einer Polynukleotid-Sequenz gibt. Benzer, Janofsky, Brenner und Crick haben diese verborgenen Änderungen, denen eine Polynukleotid-Sequenz im Doppelstrang der DNS unterliegen kann, nach Typen geordnet und registriert. Wenn man – wie Monod – akzeptiert, daß die Invarianz, nur sie allein, die Regel ist, dann muß jede Änderung eine Störung sein, eine Unregelmäßigkeit und man muß sie endgültig dem reinen Zufall schreiben.

Aber warum sollte man dies annehmen? Weil die Variation selten ist? Dies wäre zu leicht gemacht. Im übrigen würde es auch nicht stimmen, was die Tatsachen selbst anbelangt. Auf einen individuellen genetischen Apparat trifft dies zweifelsohne zu, nicht aber auf eine gesamte Population. Jaques Monod sagt selbst:

„Eine Mutation ist für sich betrachtet ein sehr seltenes Ereignis – wegen der Vollkommenheit, mit der sich der Replikationsmechanismus erhält. Die einzigen Organismen, für die wir über diesen Punkt zahlreiche und genaue Ergebnisse haben, sind die Bakterien. Die Wahrscheinlichkeit, daß dort ein gegebenes Gen eine Mutation erfährt, die bei dem entsprechenden Protein

eine deutliche Änderung seiner Funktionseigenschaften hervorruft, läßt sich mit 10^{-6} bis 10^{-8} pro Zellgeneration annehmen. Aber in wenigen Milliliter Wasser kann sich eine Population von mehreren Milliarden Zellen entwikkeln. Man hat daher die Gewißheit, daß in einer solchen Population jede gegebene Mutation in 10, 100 oder 1000 Exemplaren vorhanden ist. Es läßt sich ebenfalls abschätzen, daß die verschiedenen Arten von Mutanten in dieser Population in einer Gesamtzahl von 15^5 bis 10^6 vorkommen. Daher ist die Mutation für die gesamte Population keine Ausnahmeerscheinung: Sie ist die Regel. Der Selektionsdruck wirkt nun im Rahmen der Population, nicht aber auf das einzelne Individuum.“ (Seite 151)

Nachdem Monod darauf hingewiesen hat, daß sich schätzungsweise in der „gegenwärtigen menschlichen Bevölkerung bei jeder Generation einige hundert bis tausend Milliarden Mutationen vollziehen“, kommt er zu dem Schluß: „Das schwer Erklärbare, wenn nicht beinahe Paradoxe ist nicht mehr die Evolution, sondern im Gegenteil die Beständigkeit der ‚Formen‘ in der belebten Natur.“ (Seite 152)

Die Mutation ist also nur hinsichtlich des individuellen genetischen Appa-

---

Am Scheideweg

Entweder: Atomkernspaltung, Wissenschaft ohne Gewissen,
nur dem Wachstum der Wirtschaftsmacht beflissen,
milliardenhoch mit Forschungsgeldern bedacht,
die vom Fleiß des Gesamtvolkes aufgebracht;
das Nebenerzeugnis Plutonium genannt nach der Sagengestalt,
die in sich verkörpert des Todes Allgewalt – –
oder: Hinwendung zur uralten Segensquelle,
die strömend sich verschwendet, Well’ um Welle,
gefahrlos auszunutzen durch sich steigernden Verstand,
wobei Natur und Technik Hand in Hand,
und unerschöpflich, ein Geheimnis jedem Wie –
die Strahlenenergie
des Taggestirns, im dichterischen Bild uns dargestellt
als Helios, der griechische Sonnenheld.
Pluton oder Helios? Schwer von Schicksal hängt
die Frage über uns, und die Entscheidung drängt.

Ernst Hauck

rates ein seltenes Ereignis. Das Individuum an sich kann kaum unter die Beobachtung der Evolution der Arten fallen, da bei ihm sich der Selektionsdruck nicht auswirkt. Außerdem stellt sich die Mutation als unregelmäßig heraus, weil sie sich nicht nach der von der Invarianz bestimmten Regel verhält. Worauf beruht nun aber diese Regel? Sie ist lediglich durch eine sehr hohe statistische Häufigkeit begründet, und dies nur auf Inviduumsebene, wo kaum Platz für eine Aussage über die Evolution der Arten ist.

Der Kausalaspekt der Variation ebenso wie ihre Häufigkeit auf Populationsebene berechtigen nun zu der Annahme, daß gerade die Variation die Regel sein kann, das heißt, daß sie ein notwendiger Prozeß ist (dies ist bekanntlich die Definition der Regel). In diesem Fall ist es einleuchtend, daß der (von Monod als etwas „ohne Regeln" gezeigte) Zufall verschwinden oder wenigstens seine Absolutheit und Gratuität einbüßen wird. Ursula Luger

B 4157 D

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 11 | 9. 6. 1977 | 17. Jahr

Inhalts-Übersicht

Gott und die Natur

Von Dietrich Cornelius

In unserer engen zivilisierten Welt erscheint nichts erlösender als ein Gang in die Natur. Je ferner sie dieser Zivilisation uns dünkt, um so näher fühlen wir uns ihrem „Herzen“.

Diese Stimmungen gab es immer schon, und es sind Stimmungen des n i c h t in der Natur ständig Lebenden. Dem Bauern bei seiner Arbeit, dem Waldarbeiter bei seiner Mühe, dem Forschungsreisenden im Weltmeer sind sie fremd, zumindest so lange, als er seine Zwecke verfolgt.

Es ist eine Art religiöses Gefühl, dieses Naturgefühl. Allerdings nicht im Sinn der christlichen Kirchen; denn Christus kümmerte sich wenig um die Natur.

Man nennt es ein Kennzeichen der indogermanischen Religionen, daß sie sich mit der Natur beschäftigen; sei es nun in der Art der Griechen, die Naturkräfte als Götter verehrten, oder in der Art der Inder, die Brahman und Atman gleichsetzen, oder in der Art der Germanen, die von einer Weltenesche träumten und deren Nachfahren als Mystiker oder All-Einheits-Lehrer wie G. Bruno das Göttliche aus der Natur erfühlten.

Noch Friedrich Leopold Graf zu Stolberg schrieb 1775:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur.

(in „Deutsche Chronik“)

Und Theodor Körner dichtete:

Sei mir willkommen, heilige Natur!

(Döbling, Sommer 1812)

Wenn so ein Göttliches in der Natur erahnt wurde, so begaben sich viele Denker daran, den Sachgehalt solchen Fühlens zu ergründen.

Philosophische Naturdeutungen

Zwischen Mittelalter und Neuzeit steht die Lehre des Baruch S p i n o z a, der – wie sein Gegner Leibniz behauptete – jüdische Kabbalistik in philosophische Lesbarkeit brachte und im übrigen die meisten Gedanken von dem Franzosen Descartes übernahm. Aber er wirkte durch seine mathematische Denkweise weit in die Zukunft und beeinflußte auch viele Deutsche, wie Lessing, Herder, Goethe, Schelling, Schleiermacher, Hegel u. a., wenn auch nicht alle entscheidend.

Obwohl als Jude von einer außerordentlichen Naturferne – ein Erbe des A.T. –, war es doch er, der die Formel „deus sive natura" (Gott oder die Natur) aufbrachte. Nach ihm gibt es nur eine Substanz: Gott, und die Natur ist seine unendliche Wirklichkeit*). Dieses Zusammenfallen von Gott und Natur in allen möglichen Deutungen wird Pantheismus genannt.

Diesem Pantheismus, der sich dann später als Monismus in verschiedenen Gestaltungen weiterfortpflanzte, steht nun das Denken I. K a n t s gegenüber.

Kant ist schon in jenem Zeitalter, wo man Gott nicht mehr als mit dem Verstand deutbar erkennt. Kant spricht von dem „Ding an sich" und von dessen Erscheinungen als unsere Vorstellungen. Er nennt dieses „Ding an sich" einen Grenzbegriff, von dem wir nur sagen können, daß es sein muß, das uns aber unsere Sinne nicht zugänglich machen (Kr. d. r. V. B 310/11). Dies „Ding an sich" kennen wir nicht, sondern wir kennen nur unsere Vorstellungen, die das oder die Dinge an sich in uns hervorbringen, indem sie unsere Sinne affizieren (B 59 f., 164, 332 f.).

Damit wird auch die Natur eine Erscheinung des „Dings an sich". Nicht Gott bzw. das „Ding an sich" und die Natur sind eins oder von gleicher Qualität, sondern einer notwendigen ungekannten Wesenheit entspringt in uns eine Erscheinungswelt als Vorstellungen.

Man hat Kant schon immer vorgeworfen, daß er mit seiner Lehre vom

*) „daß die Natur aus unendlichen Eigenschaften besteht, was mit der Definition Gottes völlig übereinstimmt". (Spinoza, Der kurze Traktat I. 2., 11–12)

„Affizieren der Sinnlichkeit" durch das „Ding an sich" im eigenen Widerspruch stehe. Denn die Erscheinungen seien nach Raum, Zeit und Ursächlichkeit geordnet und für uns so erkennbar, denn unser Erkenntnisvermögen ist ebenso geordnet, das „Ding an sich" liegt aber völlig außerhalb solcher Erscheinungsordnung und könne deshalb nicht verursachend wirken.

Darauf konnte Kant nicht antworten, wenn er auch als obersten Grundsatz aller synthetischen Urteile nennt: die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung. Doch dies bezieht sich nur auf die Erscheinungswelt als solche, nicht aber auf den Übergang vom „Ding an sich" zur Erscheinung (A 158).

Wo es sich also Spinoza und seine Nachbeter sehr einfach machen, indem sie Gott = Natur sagen und so unsere Naturerkenntnis zur Gotterkenntnis erheben, läßt uns Kant mit dieser Frage allein, weil er so ehrlich ist, die ganze Frage für nicht beantwortbar durch die Vernunft zu erklären, bzw. einen der Vernunft nicht faßbaren Freiheitssprung zwischen Wesen und Erscheinung behauptet: Er spricht nämlich von unserm Wesenskern, einem stehenden und bleibenden Ich, das von sich aus bestimmenden Einfluß in dieser Affizierung ausüben kann, allerdings eine der Vernunft unbegreifliche Kausalität. (Kant-Reflexionen 253 24)*).

Wie ist es nun? Ist die Natur gleich Gott und wir können in der Hingabe an die Natur Gott voll erfassen? Oder wissen wir überhaupt nichts von Gott, dem „Ding an sich", und werden nur von ihm affiziert (gereizt, angeregt), so daß in uns eine Erscheinungswelt entsteht? Oder ist es doch so, daß wir eine Kraft besitzen, die mit Mitteln über der Erscheinungswelt von sich aus das Wesen derselben erahnen, ja sogar erlebend erkennen kann, wie es Kant in seinen vorkritischen Reflexionen schon anspricht?

Gott und Natur in der Philosophie Mathilde Ludendorffs

Schon im „Quell" 1932/33, Folgen 1 und 2, hat sich Mathilde Ludendorff eingehend mit dem „Irrtum des Pantheismus und seiner Moral" be-

---

*) „Gleichwohl wissen wir soviel von der einfließenden Gewalt der Vernunft, daß sie durch keine phaenomena bestimmt und nessicirt, sondern frey sey, und beurtheilen die Handlung bloß nach rationalen Gesetzen (bey der Imputation). Die Handlungen hier in der Welt sind bloße Schemata von der intelligiblen" sc. Handlung.

faßt. Sie sagt hier deutlich: „Die Natur ist nicht gleich Gott, sondern sie ist ein für uns wahrnehmbarer Ausdruck des Göttlichen, Erscheinung des ‚Dinges an sich', des Wesens aller Erscheinung."

Besonders eindringlich weist sie darauf hin, daß „die Naturgesetze niemals ein moralisches Lehrbuch sein" können, daß sie allerdings auch nicht mit Füßen getreten werden dürfen, wie das das Christentum „so oft tut" (siehe Blaue Reihe „Von Wahrheit und Irrtum").

In ihrem späteren Physikwerk („Der Siegeszug der Physik – Ein Triumph der Gotterkenntnis meiner Werke") betont sie wiederum, „daß das Wesen der Erscheinung artanders ist als die Erscheinung" (ebd. S. 124, Ausg. 1941).

In diesem Werk überdenkt sie auch wiederum – und in vertiefter Aussage –, wie aus dem Wesen der Erscheinung die Erscheinung werden kann, also jene wichtigste Frage, die Kant nur angeschnitten hat. Sie sagt nun, „daß das Eingehen des Göttlichen aus dem Jenseits von Raum, Zeit und Ursächlichkeit ein fließendes Werden ohne Überschreiten einer klaffenden Kluft war". Und dabei kommt sie auf das wieder zurück, was sie schon in der „Schöpfungsgeschichte" erkennt: „Nicht die Erscheinungen dieses Weltalls, nein, der Äther ist es, der den gesamten kosmischen Raum einnimmt." (S. 136.)

Das Wort „fließend", das an Flüssigkeit erinnert, muß notwendig als wörtlicher Bildausdruck „falsch" sein, erinnert sie uns und fügt hinzu: „Wir stehen hier an unerbittlichen Grenzen der Möglichkeit exakter Übermittlung einer Schau vom Wesen aus." (S. 139.)

Schon in der „Schöpfungsgeschichte" wurde festgestellt: „Wahrnehmbar im Sinne der Naturwissenschaft ist der Äther nicht." Er ist auch nicht vorstellbar, denn er ist noch nicht Erscheinung. (S. 70.)

Wir können darauf hinweisen, daß I. Kant in seinem Opus posthumum eine beinahe gleiche Äthertheorie aufstellte, indem er den Äther als einen nichtempirischen Gegenstand bezeichnet, der kein Objekt der empirischen Physik sein kann, jedoch als transzendentaler „Gegenstand" notwendige Voraussetzung empirischer Naturforschung bleibt. Da Kants Opus postumum erst 1936/38 erschien als Band XXI und XXII der Akad.-Ausgabe, Mathilde Ludendorff ihre „Schöpfungsgeschichte" schon 1923 veröffentlichte, besteht hier keine Abhängigkeit, und da Mathilde Ludendorff in ihrem Physikwerk die Ätherauffassung Kants nicht erwähnt, hat sie wohl von diesem Opus postumum des Meisters nichts mehr erfahren.

In ihrem ersten Werk „Triumph des Unsterblichkeitwillens" ist es für

sie selbstverständlich, die „Welt“ der Erscheinung und jene „unsichtbare Welt des unerforschlichen ‚Dinges an sich‘“ zu trennen in Nachfolge von Kants „Kritik der reinen Vernunft“. (ebd. S. 94 Ausg. 1973; es muß „unerforschlich“ heißen!)

Und in diesem Werk ist auch schon geklärt, wie das „Ding an sich“ und die Erscheinung je zusammenkommen, bzw. wo hier die einzige Übergangsstelle ist. Sie nennt die Philosophie die Erkenntnis des Ichs vom Wesen der Dinge (S. 295). Die Philosophie steht ausschließlich im Wesen der Dinge, im Jenseits, oder sollte es doch (S. 294). Aber sie ist auch fähig, das ganze Diesseits zu durchdringen. So umgreift das Gott erlebende Ich „beide Welten“ und Kants o. a. Reflexion, die ja von einer durch keine Phänomena (= Erscheinungen) bestimmten Vernunft spricht, hat hier ihre Vollendung gefunden.

Gott und Natur in Mathilde Ludendorffs Spätwerk

Mathilde Ludendorff trennt überaus deutlich das „Ding an sich“, das Wesen, Gott, von der Erscheinung, wobei es klar bleibt, daß Gott das Wesen der Erscheinung ist und das Gott erlebende Ich die bewußte „Klammer“ beider „Welten“ ist.

Es bleibt aber immer noch die Frage, ob die Erscheinung Ausdruck des gesamten Wesens, also Gottes, ist, oder ob das Wesen die Erscheinung „überragt“, also selbst auch „außerhalb“ dieser Erscheinung noch „zusätzlich“ ist.

Dies sind allerdings alles Wörter und Begriffe aus der Erscheinungswelt, aber andere stehen uns nicht zur Verfügung, denn die Sprache selbst ist Erscheinung.

In dem 1945 begonnenen und 1955 erschienenen Werk „In den Gefilden der Gottoffenbarung“ spricht Mathilde Ludendorff vom „Wagnis der Gottübermittlung“ durch die Sprache. Doch soll uns diese Frage nicht ablenken von unserem eigentlichen Anliegen.

Schon am Anfang des Werkes erwähnt sie wieder die Pantheisten und Deisten, die zwar den persönlichen Gott ablehnen, doch Gott im Weltall als Wesensgehalt wiedererkannten. „Aber“, sagt sie, „sie erkannten nicht, daß Gott sich nicht auf diese Erscheinung, das Weltall, begrenzt, daß nur einige Willens- und Wesenszüge Gottes in diesem Weltall Erscheinung wurden, sondern sie wähnten, dies Weltall umfasse Gott. Sie ahnten auch

nicht, daß ... wahrlich nicht alles, was der Mensch will und tut, gut ist, weil es zur Natur gehöre, also natürlich sei ..." (ebd. S. 25).

Hier haben wir also in wenigen Zeilen die volle Antwort!

Im Abschnitt „Gott und die Schöpfung" führt sie diese Gedanken weiter aus: „Wir wollen in dieser Betrachtung zunächst dies Weltall der Erscheinungen in seiner Beziehung zum Göttlichen in einem neuen Bilde sehen, wollen erkennen, daß dies Weltall Gott nicht umfaßt, daß aber Gottes Fürsorge in Gestalt der vollkommenen Gesetze seiner Erscheinung dies auf sich selbst gestellte Weltall dennoch umhütet, ohne dabei dem Wahne der Vernunftvorstellung eines persönlichen Gottes zu verfallen ... In meinen Werken wurde immer wiederholt, daß das gesamte Weltall Erscheinung einiger Willens- und Wesenszüge Gottes ist, daß es von Gott durchdrungen, aber auf sich selbst gestellt ist ... Als das Göttliche um des Schöpfungszieles willen dies Weltall der Erscheinungen werden ließ, gab es, obwohl alle diese Erscheinungen dem Wesen nach Gott sind, das Jenseits der Erscheinungen keineswegs auf. Es wandelte sich um des Schöpfungszieles willen nur eines, nämlich, daß das Göttliche nicht mehr ausschließlich jenseits aller Erscheinung war, wie dies vor dem Werden der Schöpfung gewesen war und wie dies nach ihrem Schwinden auch wieder sein wird. Es bleibt also das vollkommen unbegrenzte, über alle Erscheinung erhabene Göttliche an sich bestehen, obwohl es von seinem göttlichen Willen erfüllte Erscheinungen als Weltall werden ließ. Das Gleiten in ein Weltall der Erscheinungen ist also nicht etwa ein völliges Aufgehen Gottes in ihnen ..."

Diese Schau begründet Mathilde Ludendorff mit dem Satz: „Das Ich der Menschenseele kann fähig werden, solche Wirklichkeit tief mitzuerleben. Der, der es im Schaffen erschaute, weiß gar wohl, daß er hier an die Grenzen der Fähigkeit seelischer Kräfte gelangt ist ..." (S. 84/85)

Dieses ganze Alterswerk der Philosophin zeigt uns immer mehr das geringe Ausmaß, mit dem Gott in diesem Weltall sich enthüllt. Es ist nach dem Physik- und Biologiewerk verfaßt und spricht ganz offen davon, daß die neuen Forschungsergebnisse die Wesenszüge Gottes uns ganz anders offenbaren lassen, wie es die ersten sieben Werke der Philosophin übermittelten. Sie gebraucht die Worte „fremd – unheimlich – andersartig". (S. 13)

„Tief ist die Kluft zwischen dem Wesen des Weltalls und der Erscheinung, und so mußte der erweiterte Blick auf der Forschung Früchte gött-

liche Wesenszüge erkennbar machen, die nur dem vollendeten Gotteinklang der Menschenseele als göttlich erlebbar sind, einem Gottahnen aber wohl ‚fremd', ja ‚unheimlich' erscheinen können. (S. 14)

Gegenüber den ersten Werken, die eine geradezu „idyllische" Nacherlebbarkeit sicherten, führt das neue Werk in die erforschte Schöpfung und bereitet die empfangende Seele, noch näher zu Gottes Wesen hingeführt zu werden. (S. 15)

Es kann nicht unsere Sache sein, dies ganze Werk zu wiederholen. Man greife selbst danach.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Mathilde Ludendorff ganz hart ausspricht, daß der Philosoph „immerwährend irreführende Bilder durch die Worte der Sprache" gibt. (S. 48)

Doch uns bewegt die Frage „Gott und die Natur". Nachdem wir hier die grundlegenden Erkenntnisse dargestellt haben, wie sie schon alle Werke gaben, soll auf einige Einzelheiten dieses Alterswerkes hingewiesen werden.

Wenn Kant die Mauer zwischen „Ding an sich" und Erscheinung durch den Begriff „affizieren" zu durchbrechen glaubte und man ihm nachwies, daß er damit dem „Ding an sich" schon Kausalität, also Erscheinungs-Ordnung zusagte, dies also kein Weg war, Wesen und Erscheinung zu vereinen, so stellt Mathilde Ludendorff zwischen Wesen und Erscheinung keine kausale Verbindung her – da dies unmöglich –, sondern sie setzt die Kausalität als erste Form, in die das Göttliche einging.

Der spontane göttliche Wille zur Bewußtheit – Wille als solcher unterliegt nicht dem Kausalitätszwang – hatte schon „vorher" eine „Wirkung": es wurde die Vorerscheinung Gottes, der Äther. Von ihm an beginnt Kausalität (Ursächlichkeit) und dann die anderen Erscheinungsformen.

Der Äther selbst hat eine „Doppelnatur", er ist Vorstufe des Urstoffs, die noch so sehr jenem Jenseits von Zeit, Raum und Ursächlichkeit ähnelt, daß wir sie „Stoff" noch nicht nennen dürfen. Der Ursächlichkeit wird sie sich nur insoweit und so lange einordnen, als sie mit anderen deutlicheren Erscheinungen Gottes in Verbindung tritt. (S. „Schöpfungsgeschichte" Ausg. 1954 S. 70.)

Der Äther ist also jene Zwischenstufe des Sowohl-Alsauch, die kein Entweder-Oder kennt.

Diese Doppelnatur des Äther rettet das Jenseits von jenem Kausalitätszwang, den ihm Kant unbewußt durch die Tätigkeit des „Dings an sich" gab, sie ermöglicht aber auch, daß die Erscheinung trotz ihres Kausalitäts-

zwangs Erscheinung des Wesens sein kann. So verwirklicht der Äther als Vorstufe erster Erscheinung die Einheit dieser Schöpfung, „die Einheit mit allen Erscheinungen u n d die Einheit mit dem Wesen aller Erscheinung". (Physik S. 94; Gefilde S. 184)

Mathilde Ludendorff wendet sich nun in ihrem Alterswerk noch einer anderen, neu gewonnenen Erkenntnis zu, die auch von einer „Freiheit" in der Erscheinung berichtet und von der in früheren Werken noch nicht die Rede war, ohne daß deswegen das Gesamtgebäude der Gotterkenntnis angetastet würde.

Es handelt sich um die Frage des C h a o s .

Darüber wurde in der „Schöpfungsgeschichte" nur insofern gesprochen, als jedes Chaos v o r der Schöpfung für unmöglich erkannt wurde (ebd. S. 71/72). Es war das auch eine Antwort auf biblische und andere Mythen.

Die neueste Forschung hat aber gezeigt, daß in begrenzter und sinnvoller Weise eine Erscheinung ausnahmsweise der Kausalität entzogen wird, d. h. es besteht i n der Erscheinung Chaos, Regellosigkeit, die auf die Molekularbewegung sich beschränkt. (S. dazu in „Siegeszug der Physik" den Abschnitt „Sinnvolles Maß der Ursächlichkeit".)

Aber während die Forscher bereits von einer Erschütterung des Kausalitätsgesetzes sprachen, spricht Mathilde Ludendorff von einem sinnvollen Mindestmaß an Kausalität, was ihrer philosophischen Einsicht nicht überraschend kam.

Der göttliche Wille zur Mannigfaltigkeit beläßt einen „Spielraum" (S. 191), wie uns die Biologie zeigt, und somit ist die Kluft zwischen dem Reich der Kausalität (Erscheinung) und dem Reich der Freiheit (dem Wesen) schon durch die Gesetze der Schöpfung so klein als möglich gestaltet. Und doch wird die Erhabenheit des Wesens gewahrt, denn Freiheit, der Wesenszug des Göttlichen, ist solchen Erscheinungen trotz des belassenen Spielraums nicht geschenkt!

Die tatsächliche Überwindung des Gegensatzes zwischen Gott und Natur, zwischen Diesseits und Jenseits – wie man in alter Sprachübung sagt – ist nur dem Menschen gegeben, wenn er in freier Wahl den Weg Gottes in dieser Schöpfung vollendet.

Diesen Zusammenklang von Gott und Natur, den Spinoza durch eine begriffliche Gleichung herstellen wollte, den Kant nur ahnend einer freien Vernunft zutraute, hat Mathilde Ludendorff in wundervoller Klarheit dargestellt – und dies der Tatäschlichkeit entsprechend –, und so lautet

einer der zusammenfassenden Sätze in diesem Werk: „Wenn das zu Gott hin entfaltete Ich zunächst auf Zeiten und dann schließlich dauernd die Herrschaft in dem Bewußtsein erringt und selbst die Aufmerksamkeit lenkt, dann nimmt die Seele eine andere Welt wahr. Dann hat das Ich selbst die Brücke, die Gott vom Jenseits zum Diesseits begann, in eigener freier Wahl vollendet, ohne dabei die Gesetzlichkeit, die Kausalität des Bewußtseins zu stürzen. Sie bleibt bestehen und wird nun zur ausschließlichen, zuverlässigen Hilfe nicht nur zur Daseinserhaltung, sondern darüber hinaus zum bewußten Gotterleben im Diesseits. Denn nun wird die Schöpfung als Gleichnis Gottes erkannt, und das Leben im Diesseits wird zu einem Weilen in Gefilden der Gottoffenbarung." (S. 208)

B 4157 D

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 11 9. 6. 1977 17. Jahr

Inhalts-Übersicht

Freier Wille trotz Erbe und Umwelt

Von Hans Binder

Das geltende Recht aller Staaten setzt Willensfreiheit eines jeden Menschen voraus, von einigen besonderen Ausnahmen abgesehen. In Absatz 2 des § 51 StGB, der die fehlende oder verminderte Zurechnungsfähigkeit regelt, heißt es:

„War die Fähigkeit, das Unerlaubte der Tat einzusehen oder nach dieser Einsicht zu handeln, *zur Zeit der Tat* aus einem dieser Gründe (gemeint sind Bewußtseinsstörung und andere Defekte) erheblich vermindert, so kann die Strafe nach den Vorschriften über die Bestrafung des Versuchs gemildert werden."

Dieser Absatz 2 wird heute weitherzig für psychopathische Personen, neurotisch Entwickelte oder Triebentartete in Anspruch genommen; beispielsweise dann, wenn bei einer bestimmten Persönlichkeitsstruktur durch das Eintreffen einer entsprechenden „Schlüsselsituation" eine Reaktion scheinbar automatisch ausgelöst wurde, oder wenn sich ein Süchtiger aus Angst vor den Entzugssymptomen auf kriminelle Weise sein Suchtgift beschafft. Unbestritten ist auch, daß man dem im engeren Sinne Geisteskranken (z. B. Schizophrenen) und dem durch Alkohol, Beruhigungs- oder Schlafmittel mehr oder weniger Berauschten die Fähigkeit, eine Tat einzusehen oder nach dieser Einsicht zu handeln, nicht zubilligen kann. (Wegen der möglichen großen Gefahren, insbesondere im Straßenverkehr, muß die Berauschung selber als streng zu bestrafendes Delikt gelten.)

Der psychiatrische Gutachter soll also beurteilen, ob ein nicht eigentlich Geistesgestörter zur Zeit der Tat fähig war, das Unerlaubte der Tat einzusehen und nach dieser Einsicht zu handeln *). Der Formulierung des § 51 StGB liegt offensichtlich die häufig anzutreffende Vorstellung zugrunde, Willensfreiheit bedeute, daß jemand in einer bestimmten Lage (die durch persönliche Erfahrungen, Temperament, Triebe und selbstschöpferische seelische Entwicklung einerseits und äußere Bedingungen andererseits gegeben ist) so hat handeln müssen oder auch hätte anders handeln können. Weil die Menschen aus unmittelbarem Erleben das Gefühl der Freiheit kennen und ein großes unabdingbares Bedürfnis nach Freiheit haben, sind sie fest davon überzeugt, daß sie frei von jedweden inneren und äußeren Faktoren etwas wollen können. Daß sie zur absoluten = unbedingten Willensfreiheit aber keineswegs immer in der Lage sind, sondern eben nur dann, wenn sie frei von inneren Trieben, äußeren Zwängen und Zweckgedanken sind — also niemals bei einer Tat —, ist ihnen meist schon nicht mehr klar. So verwechseln sie das Wählenkönnen, die scheinbare Wahlfreiheit, beim Handeln, wo nicht einmal bedingte Freiheit herrscht, mit der unbedingten Willensfreiheit.

So verneint Schopenhauer die Frage nach der Willensfreiheit in seiner Preisschrift über die Freiheit des menschlichen Willens (1939):

„Diese relative Freiheit (er meint das scheinbare Wählenkönnen beim Handeln und Entscheiden) ist es wohl auch im Grunde, was gebildete, aber nicht tief denkende Leute unter der Willensfreiheit, die der Mensch offenbar vor dem Tiere voraus habe, verstehen.“

Gänzlich von den jedermann vertrauten und verständlichen Betrachtungsweisen losgelöst ist die willkürliche Behauptung des Marxismus, die das Problem der Willensfreiheit kurzerhand mit einigen Sätzen zu einem Problem der Zweckmäßigkeit umfunktioniert: Freiheit müsse auf Einsicht in die Notwendigkeit gegründet sein und Freiheit des Willens sei „die Fähigkeit, mit Sachkenntnis entscheiden zu können“ (Friedrich Engels).

*) Dazu ist aber, was psychiatrische Experten wie K. Schneider u. a. betonen, kein Mensch in der Lage, weil es hierzu jedem an Einblick und Urteil fehlt. Es ist auch nicht möglich, irgendeine Handlung in einen Akt der Vernunft, des Denkens, und in einen Akt der Willensentscheidung zu trennen. Die verhaltens-biologische Analyse klammert die Frage nach der Willensfreiheit, um die es hier letztlich geht, vollständig aus. Denn die Frage nach der Freiheit, d. h. der Willensfreiheit, ist überhaupt kein Gegenstand der Wissenschaft: Die Vorgänge in der Erscheinungswelt verlaufen kausal, gesetzmäßig, also ohne Freiheit.

Es ist in der Tat so, daß ein Mensch durch noch so genaue Analysen niemals Willensfreiheit eines anderen entdecken kann. Im Gegenteil: Immer, wenn er die inneren und äußeren Zustände, die einer Tat und Entscheidung vorausgingen und sie begleiteten, gründlich untersucht und bei seinem Urteil berücksichtigt, kann er keinen freien Willen entdecken, viel eher einen Automatismus der durch verschiedene Kräfte und Anlässe ausgelösten Tat. So scheint der Mensch für einen Betrachter, der in der Menschenseele nur die Bewußtseinsfähigkeiten Wahrnehmung, Empfindung, Gefühl, Erinnern und logisches Denken und als Willen nur den lustversklavten Selbsterhaltungswillen sieht, ganz und gar vorausbestimmt = determiniert zu sein: Durch das Erbgut, das gewissermaßen die Reaktionsnorm bestimmt, und durch die Umwelt, zu der auch die im Laufe des Lebens gemachten Erfahrungen zählen.

So kommen einseitig vernunftorientierte, positivistische Forscher und Grübler immer zu dem Ergebnis, Freiheit (als Willensfreiheit) sei eine unhaltbare Fiktion. Bei ihrer Betrachtungsweise stoßen sie auch nicht auf das Ich der Menschenseele. Das feste, aus intuitivem Erleben kommende Wissen, wonach jeder Mensch ein Individuum, eine ganzheitlich in Erscheinung tretende und mit einem Ich ausgestattete Person ist, mit einem beobachtenden, erkennenden, wollenden und (in Zeiten der Ruhe) sich frei ausrichtenden Ich, dieses Wissen hat keinen Platz in ihrer Betrachtungsweise. Für sie ist der einzelne Mensch letztlich *nur* ein System von sogenannten äußeren und inneren Faktoren, die in vielfachen gesetzmäßigen Wechselwirkungen das hervorbringen, was jedermann so selbstverständlich, wenn auch unwissen-

---

Im Spiegel der Seele

Jedweder Mensch erlebt die Welt für sich.
In seines Wesens tiefstem Grund beschlossen
ruht still der Spiegel, der die Bilder sichtet,
lauscht ernst die Seele dem, was sie vernimmt.
Aus solcher Prüfung läutern sich die Werte
des, was bestimmend aus der Tage Fließen
sich prägend fügt in seines Wesens Art,
um, ihn begleitend auf dem Lebensbogen,
einst mit ihm selbst für immer zu vergehn.

Erich Limpach

schaftlich, als einen ganzheitlich in Erscheinung tretenden und mit einem Ich ausgestatteten Menschen erkennt.

Nun sind Wissenschaftler damit vertraut, daß jedes Ergebnis von der angewandten Methode abhängt. Kein Physiker wird ein elektromagnetisches Feld auf einem Film und Elektronenstrahlen in seinem Auge auf der Netzhaut abbilden wollen. Der Gedanke, daß es vielleicht die Möglichkeiten all seiner Methoden und der kausal analysierenden Vernunft übersteigt, ein Ich der Menschenseele und dessen freien Willen zu erkennen, ist daher doch sehr naheliegend.

So hat beispielsweise schon der Neurologe Viktor von Weizsäcker (1886 bis 1957) darauf hingewiesen, daß es unzulässig sei, die Kategorie der Kausalität und damit die Kategorie des Müssens über den ganzen Kosmos auszudehnen, weil es eben nur eine Kategorie sei, neben der es — für die Menschenseele — auch andere gebe, z. B. die des Sollens und Wollens.

In einem Festvortrag auf der 109. Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, die im September 1976 in Stuttgart unter dem Rahmenthema „Der Mensch und sein Lebensraum" stattgefunden hatte, sprach der Münchner Psychiater Paul Matussek (Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie) über die Möglichkeit des einzelnen Menschen, steuernd in seine persönliche Entwicklung einzugreifen. Sein Ausgangspunkt: „Die Stärke der Erkrankung eines Menschen hängt von dem Grad der Belastung, die Symptomatik (= vom Patienten geäußerte Beschwerden) weitgehend von der Persönlichkeit und deren Entwicklung ab." Matussek untersuchte und betreute nach dem 2. Weltkrieg viele ehemalige KZ-Häftlinge. Auf die Frage, was sie rückblickend als entscheidenden Grund für ihr Überleben ansehen, haben die KZ-Häftlinge „Disziplin und Selbstbeherrschung" meist zusammen mit „Zufall und Glück" als wichtigste Überlebensgründe genannt. Sie räumten also neben den äußeren Zwängen bzw. deren unverhofftem Ausbleiben der eigenen aktiven Haltung die größte Bedeutung ein. Prof. Matussek faßte seine Antwort auf die Frage nach der menschlichen Reaktionsbereitschaft so zusammen:

„So sehr die Persönlichkeitsentwicklung von erblichen und Umwelteinflüssen abhängt, so ist als dritter Faktor schließlich die eigene Verantwortung nicht zu übersehen. Wie klein auch der Spielraum sein mag, den Erbe und Umwelt der Freiheit des einzelnen setzen, ihre Mitbeteiligung an der Schicksalsbewältigung zu leugnen, nur weil sie empirisch schwer faßbar ist, hieße, eine wesentliche Seite des Problems außer acht zu lassen."

Damit gibt der erfahrene Psychiater auch eine Antwort auf die einäugigen Erklärungsversuche mancher Psychologen, Soziologen und Naturwissenschaftler, die das, was sie mit dem einen Auge nicht sehen, kurzerhand als nicht existent bezeichnen.

Die Antwort auf die Frage nach der Willensfreiheit in der Philosophie M. Ludendorffs

Die widersprüchlichen und in keinem Fall ganz klaren und umfassenden Antworten auf diese Frage rühren daher, daß den Betrachtern eine zutreffende Beurteilung der ganzen Menschenseele nicht möglich ist; noch am ehesten vermögen im allgemeinen Psychiater aus ihren Beobachtungen an krankhaften Seelenzuständen auf die Struktur der Menschenseele zu schließen. Aber erst Mathilde Ludendorff, die Schülerin und Assistentin Emil Kraepelins, des Altmeisters der Psychiatrie, entwarf dank ihrer philosophischen Begabung und dank ihres philosophischen Einblicks in das Werden des unbelebten und belebten Kosmos und der Menschenseele ein vollständiges Bild von der Seele des Menschen, das alle damit zusammenhängenden Fragen verstehen läßt, und das mit allen Beobachtungen und Erfahrungen in vollem Einklang steht.

Mathilde Ludendorff beschreibt die Menschenseele zum einen als Bewußtsein, zum andern aber auch als Wille. Das Ich nennt sie den Kern der Menschenseele. In ihm werden verschiedene Willen, auch die, welche die unbelebte Erscheinung bestimmen, erlebt: z. B. der Wille zum Verweilen, der Wille zum Wandel und der Wille zur Mannigfaltigkeit. Dabei ist das Ich zunächst nur Betrachter der Ereignisse, die im Bewußtsein erlebt werden. Dort kann all dieses Erleben aber auch von den göttlichen Wünschen überstrahlt werden. Allmählich entfaltet sich das Ich sowohl als Bewußtsein wie als Wille. Es beobachtet nicht mehr nur die Vorgänge im Bewußtsein und beeinflußt dabei das Erleben, es kann mehr und mehr eigenes und spontanes Erleben entstehen lassen, das Icherleben. Dabei zeigt es einen immer deutlicher hervortretenden Willen, den M. Ludendorff homolog der jeweils einzigartigen Entwicklung der Kristalle als Richtkraft bezeichnet.

Vor oder bei der Tat oder Entscheidung kann jedoch *kein* freier Wille herrschen; hier herrscht Willenskampf im Ich: Wahrnehmung, die anschließende Gefühlsantwort darauf, Lust- oder Unlustempfindung, angeborenes Temperament, in Erinnerung festgehaltene Erfahrungen und das Denken bewirken gesetzmäßig (ihrer jeweiligen Stärke entsprechend) die Tat als Ant-

wort auf die äußere Situation. Es ist, zumal für den fremden Betrachter, beispielsweise einen vom Gericht bestellten Gutachter, freilich unmöglich, diese „Rechenoperation", das ganze „Programm" im eigenen Bewußtsein nachzuvollziehen.

Das — hier allerdings nur sehr lücken- und skizzenhaft umrissene — Bild Mathilde Ludendorffs von der Entwicklung und vom Bau der Menschenseele läßt aber ahnen, daß unbedingte Freiheit der Wahl für das Ich der Menschenseele nur in Zeiten der Ruhe herrscht; nämlich dann, wenn kein Selbsterhaltungswille, kein Lustwollen und keine Unlustangst, kein Zweckdenken, kein Erbgut, keine Erziehungs- und sonstigen äußeren Einflüsse und keine Erfahrungen und Erinnerungen das Fühlen bestimmen. Nur dann ist das Ich frei dem Erleben der göttlichen Wünsche hingegeben; jetzt herrscht unbedingte (Willens-) Freiheit in der Seele, völlige Spontaneität. Folglich besteht unbedingte Freiheit nur bei der in Zeiten der Ruhe stattfindenden Selbstschöpfung der Menschenseele.

In Zeiten der Ruhe kann der Mensch ferner zur Selbstveredelung und Verfeinerung seines Gewissens beitragen, indem er selbstkritisch sein Fühlen und Handeln prüft. Dabei herrscht im Ich keine völlige Zweckfreiheit und deshalb auch nur bedingte Freiheit. Solche Selbstkritik, das geweckte Mißtrauen gegenüber Selbsttäuschungen und das an den göttlichen Wünschen überprüfte Gewissen beeinflussen dann freilich auch die in Zukunft folgenden Haltungen, Entscheidungen und Taten.

Der Unvollkommene hat also, solange seine Seele sich entwickeln kann, dazu in handlungs- und entscheidungsfreier Zeit die Freiheit der Wahl, die unbedingte und die bedingte. Dabei ist die Wahl völlig unabhängig von Erbe, Umwelt und Erziehung, sie ist von keinen Zweckgedanken beeinflußt, sie ist spontan. Wegen dieser möglichen Wahlfreiheit und Selbstschöpfung trifft jedermann die volle Verantwortung für die Art seiner Selbstschöpfung oder für ihre Unterlassung und folglich auch für alles, was eben dadurch von ihm getan wird.

Weil unbedingte Willensfreiheit nur zur Selbstschöpfung besteht und bedingte Willensfreiheit (ebenfalls nur in Zeiten der Ruhe) nur dem noch Unvollkommenen die Möglichkeit zur Gewissensverfeinerung und Selbstkritik verschafft, haben der (seltene) Seelenlose oder Gottfeind und der ebenfalls am Ende seiner Entwicklung angelangte (ebenfalls seltene) Vollkommene die Freiheit der Wahl verloren. Nur: Während der sogenannte

Seelenlose vollständig und dauernd dem Zweckdenken verhaftet ist, handelt der Vollkommene spontan.

Das wesentliche Ziel der Schöpfung: Gottesbewußtsein und Gotteinklang in der Seele, kann nur durch Selbstschöpfung und also nur durch unbedingte Willensfreiheit erreicht werden. „Zum Gottesbewußtsein schafft sich der Mensch trotz aller Hilfe nur selbst“ (M. Ludendorff). Wenn der Mensch zweckgerichtet denkt, wenn er handelt, nimmt er gemäß seinem „inneren Zustand“ (den er in Zeiten der Ruhe so oder so prägt oder beeinflußt) an den Erscheinungen der Welt teil; hier gibt es keine Freiheit. Nur insoweit haben die Verneiner der unbedingten (absoluten) Willensfreiheit, zu denen auch Schopenhauer und Kant zählen, recht.

B 4157 DX

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 13 | 9. 7. 1979 | 19. Jahr

Inhalts-Übersicht

Mensch und Maß
DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT
Folge 13 9. 7. 1979 19. Jahr

Das Evolutionsproblem

Von Johanna Beck

Die Evolution, die allmähliche Entwicklung aller Lebewesen auf der Erde, und zwar nach dem Prinzip, daß zuerst die einfachen, danach die komplizierter gebauten Typen entstanden, konnte bisher nicht völlig bewiesen werden. Es blieb bei einer Theorie. Aufgrund ihrer Ähnlichkeit wird die Vielfalt der Einzelindividuen in Klassen zusammengefaßt und als „Art" bezeichnet. Nach den Evolutionsfaktoren, Mutation und Auslese, soll sich ausgehend von einer Urform aus einer Art eine neue Art oder neue Arten entwickelt haben.

Seitdem der Darwinismus das naturwissenschaftliche Denken des Menschen beherrschte, wurde als Ergebnis eines vertieften Studiums der heute vorhandenen und einst bestandenen Tier- und Pflanzenwelt auch aus anderen Gebieten, wie Genetik, Anatomie, Verhaltensforschung, reiches Material zur Begründung der Evolutionslehre herangetragen, gleichzeitig aber tauchten dabei neue Probleme, Zweifel an dieser Lehre auf.

Erfahrungen, die zur Annahme einer Evolution führten

1. Die zunächst wichtigste Grundlage für die Entwicklungstheorie bilden die fossilen Funde. Nach den Jahrmillionen, die sich heute überschauen lassen, ergibt sich ganz allgemein betrachtet die Tatsache, daß die Organismenwelt eine weitgehende Veränderung erfahren hat. Das Gesamtbild von Flora und Fauna wechselte in den erdgeschichtlichen Epochen.

Manche Gruppen (ich spreche nun immer nur von den Tieren) verloren an Ausstrahlung oder verschwanden, dafür tauchten andere Abteilungen in beträchtlichem Umfang auf. So wurden die Trilobiten – Dreilapp-Gebilde von krebsähnlicher Form mit der Fähigkeit, sich wie Asseln zusammenrollen zu können –, die sich in der Zeit des Kambrium und Silur in den

Meeren tummelten, scheinbar von den Fischen abgelöst. Im Mesozoikum traten Reptile von Großformat auf den Plan, nach deren Aussterben in der Kreidezeit kamen die Säuger mehr zur Geltung.

Tiefgreifende Änderungen zeigen sich auch innerhalb der Arten, die einzelnen Vertreter erscheinen in zahlreichen Varianten, sie unterlagen sicher einem langanhaltenden Wandlungsprozeß. Es ließ sich sogar feststellen, daß wohldefinierte Merkmale in ganz bestimmter Richtung eine Veränderung erfuhren, nämlich im Sinne einer besseren Anpassung, also auch einer Höherentwicklung. Als bekanntestes Beispiel gilt die Entwicklung des Hufes bei angenommenen Vorfahren des heutigen Pferdes.

Des weiteren wurden Tierformen gefunden, „Zwischenformen", von denen angenommen werden kann, daß aus ihnen Gruppen von heute unterschiedlicher Gestaltung hervorgingen.

2. Eine andere wichtige Stütze erhielt die Evolutionslehre durch die Tatsache, daß die Individuen verschiedener Tierklassen in ihrem Embryonalstadium einander recht ähnlich sind. Die frühesten Wachstumsstufen z. B. beim Haifisch, Huhn und Mensch zeigen kaum Unterschiede.

Ferner treten bei den höheren Tierarten Organbildungen auf, die sich aber wieder rück- oder umbilden, da sie für das ausgewachsene Tier ohne Bedeutung sind. So die Kiemenanlage bei Säugetierembryonen, woraus sich ableiten ließe, daß eine frühere Form dieser Lebewesen der Fisch war.

Ein Vergleich verschiedener Arten in ausgereiftem Zustand läßt Ähnlichkeiten erkennen (Skelettbildung) und Analogien (dem Arm des Menschen entspricht der Flügel des Vogels). Auch die rudimentären Organe, d. h. solche Organe, die für den Besitzer wertlos sind (Blinddarm beim Menschen, Flügelstummel des Kivi-Laufvogels, Hinterbeinstummel bei einigen Walarten), können auf eine vorherige Entwicklungsstufe hindeuten, auf einen Vorfahren, bei dem diese Organe voll ausgebildet waren und eine Funktion zu erfüllen hatten.

Schließlich sind alle Lebewesen dadurch miteinander verbunden, da sie aus Zellen bestehen; die Erbanlagen sind auf den Chromosomen im Zellkern gespeichert, Nukleinsäuren und Eiweißkörper haben die gleiche Grundstruktur, und bezüglich der Zellteilung besteht kein Unterschied.

Einwände und Erwägungen

Obwohl schon aus obigen Gesichtspunkten sich Hinweise ergeben für die Annahme eines stufenweisen Werdens der Organismen aus gemeinsamer

Herkunft, darf nicht übersehen werden, daß auch aus dem Tatsachenmaterial nun gerade einer solchen Annahme vielerlei entgegensteht.

1. Wenn alle Lebewesen von Anfang an unter dem Gesetz der Evolution gestanden haben, so taucht gleich der Einwand auf, daß sich ja nicht alle „primitiven" Organismen, wie Amöben, Hohltiere, Würmer, weiterentwickelt haben. Es gibt sogar solche, die ohne höher organisierte gar nicht leben können, wie Milben, Zecken, Trichinen, sie können also erst mit ihnen oder nach ihnen entstanden sein, was nicht mit einer gleichläufigen Höherentwicklung in Einklang steht.

Desgleichen gibt es heute noch „Urtiere" wie die Koralle; Bienen sind in Harz konserviert entdeckt worden, ihr Alter wird auf Millionen von Jahren geschätzt, sie gleichen in allen Teilen den heutigen Bienen, sie haben ihre Art vollkommen bewahrt. Die Auster, sicher ebenso alt, hat heute noch die gleiche Gestalt und wohl auch den gleichen Geschmack. An der ostafrikanischen Küste haben Fischer 1938 Quastenflosser eingefangen, sie waren nur als Versteinerung bekannt und galten seit 60 Millionen von Jahren für ausgestorben. Dieses Wassertier wurde weder von Mutation noch Selektion betroffen.

Nach dem Evolutionsgesetz soll sich eine bestehende Art zu einem neuen Typ in einer bestimmten Reihenfolge umgewandelt haben, wogegen einzuwenden ist, daß sich auch hochentwickelte Lebensformen in Schichten direkt auf dem Urgestein gefunden haben und daß zwischen den großen Tierstämmen keine Übergangsformen bekannt sind, so zwischen den Weichtieren und den Gliederfüßlern oder Stachelhäutern und weiter zu den Wirbeltieren. Bindeglieder müßten dann als Fossilreste wohl auch genügend vorhanden sein. Außerdem lebten sie alle bis auf die Wirbeltiere schon im Kambrium nebeneinander (Canyon von Colorado). – Tiergruppen, die als „Zwischenstufe" (s. o.) angesehen werden könnten, sind keineswegs erloschen, nachdem die andere Art erreicht war. Die Schnabeltiere, die ihren Merkmalen nach scheinbar eine Brücke zwischen Vögeln und Säugern bilden, verharren in ihrer Sondergestalt, bleiben eine Art für sich. Als „Urvogel" gilt vielfach der Archäopteryx, er hat Reptil- und Vogelmerkmale, doch allein eine Wandlung vom Schuppenkleid des Reptils zum Gefieder des Vogels bleibt unverständlich. – Daneben gab es Tierklassen, die sich schlecht in ein Evolutionsschema einordnen lassen. Von großen Lebewesen seien die Saurier, fliegende Exen genannt, von kleinen die Grapholithen (Käfer von 1–3 Millimeter Länge).

Es kann auch nicht durch Mischung von niederen Formen zu höheren gekommen sein, Mischung bedeutet Vermischung, die Einzelwesen wären immer wieder anders gestaltet, eine Gruppenbildung nicht möglich. Dazu lehrt die Erfahrung, daß trotz Ähnlichkeiten es bedeutende Unterschiede gibt, wodurch die Arten sich gegenseitig abheben, und Ähnlichkeiten dürfen nicht verleiten, auf einen gemeinsamen Stamm zu schließen. Die Fruchtbarkeit ist das wichtigste, jede Art pflanzt sich unabhängig von einer anderen fort. Falls aber doch eine Kreuzung stattfindet, sind die Nachkommen unfruchtbar (Kreuzung von Pferd und Esel).

Es seien noch folgende Erwägungen herangezogen. Selbst bei einem innerhalb einer Art aufgestellten Stammbaum, also bei Rückschlüssen ausgehend vom noch lebenden Objekt, bleibt offen, ob es sich tatsächlich um eine Reihe handelt oder nur um parallele Zweige, die bis auf die einzige heutige Form erloschen sind. Hierzu sei wieder die Gattung Pferd betrachtet.

Das Beispiel der Vögel zeigt, daß es da nicht unbeschränkte Vermischung gibt. Selbst Singvögel, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen, sind biologisch verschieden und paaren sich nicht. Auch Vögel mit und ohne Wandertrieb sind hier anzuführen. Um so weniger läßt sich eine gemeinsame Abstammung für alle Arten vertreten.

Das Gesamtbild der Tiergeschichte erweist sich als uneinheitlich, Arten treten auf und verschwinden wieder, allein schon die Körpergröße wechselt, große und kleine Typen sind vorhanden, doch für jede Art gilt eine bestimmte Norm. Ein auf ein Ziel hingerichtetes Streben, wie es nach der Evolutionstheorie sein müßte, ist bei keiner der vielen Erscheinungsformen zu erkennen.

2. Nun ist der Blick zu wenden auf die innere Werkstatt der Natur. Für ihre Theorie hofften die Evolutionisten eine Unterstützung durch die Genetik zu erhalten, doch von seiten dieser Wissenschaft werden ernste Einwände erhoben.

Bei den höher organisierten Lebewesen besteht das Fortleben in der Entstehung eines neuen Individuums aus der befruchteten Eizelle. Von Generation zu Generation, unabhängig von wechselnden Bedingungen der Umwelt bleibt die Artzugehörigkeit festgelegt. Schon die Beobachtung lehrt, daß der Arttypus nie verletzt wird, wenn auch die einzelnen Glieder variieren. Ein Huhn bleibt ein Huhn, unabhängig von seiner Farbe, ein Hund bleibt ein Hund, unabhängig von seiner besonderen Begabung. Die

verschiedenen Varianten haben sich im Laufe der Existenz der Art herausgebildet und können ja heute vielfach durch Züchtung erreicht werden. Welche Gesetze hierbei zugrunde liegen, sind im wesentlichen erkannt, sie umfassen ein weites Gebiet.

Nach Angabe der Evolutionisten soll in kleinen Schritten eine Wandlung der Erbsubstanz durch den Vorgang der „Mutation" erfolgt sein, so daß danach, bei gleichzeitiger Auslese der Träger der stattgefundenen Gen-Umformung, die Natur immer zweckmäßiger organisierte und wertvollere Tpyen hervorbrachte. Es ist nun sogleich einzuwenden, daß bei einer allmählichen Ausbildung neuer Organe eine Zeitlang unfertige Geschöpfe vorhanden waren. Die Wandlungen, die der Embryo durchmacht, sind ja nur möglich, da er für seine Erhaltung nicht selbst zu sorgen braucht. Außerdem arbeitet die Natur nicht gleichförmig, sondern mal schnell, mal langsam. Der Maikäfer braucht vier Jahre, der menschliche Embryo neun Monate zu seiner Entwicklung. Die Hauptsache aber ist, wie die Wissenschaft festgestellt hat, daß durch eine Änderung am genetischen Text nur der Aufbau des jeweiligen Individuums betroffen wird, es fällt dabei nicht aus dem Rahmen seiner Art, bei ihm und seinen Nachkommen zeigen sich keine Ansätze zu einer artanderen Lebensform.

Gene, die die Art gewährleisten, konnten allerdings bisher nicht gefunden werden. Eine Lösung für die Idee, daß aus einfachen Typen sich stufenweise die höheren entwickelten, könnte nun darin liegen, daß der Plan für alle späteren Arten bereits in dem Einzeller verborgen vorhanden war. Vernünftige Erwägungen machen es aber wohl unannehmbar, ein winziges „Urtier" schon mit dem Programm für alle künftigen Typen zu belasten. Die Faktoren, wodurch bei der anfangs ähnlichen embryonalen Entwicklung (s. o.) der Weg in Richtung auf die Art eingeschlagen wird, müssen in der Struktur des Gen-Apparates liegen. Die ersten Vertreter einer Art auf Erden erschienen immer aufgrund eines neuen Bauplanes (Code).

Es läßt sich nun abschweifen zu der Frage nach dem Ursprung des Code, was zusammenfällt mit der Frage nach dem Ursprung der sich selbst vermehrenden Zelle. Viele Laborversuche wurden und werden gemacht, um Leben künstlich zu erzeugen. Die Chemie gemeinsam mit der Physik bemühen sich darum.

Sämtliche lebende Organismen sind verschiedene Kombinationen einer beschränkten Anzahl chemischer Elemente (Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und noch wenig andere), also sogenannte anorganische Stoffe. Als

großartige Leistung der Wissenschaft gilt, daß sie die Bausteine des genetischen Systems ausfindig machte. Alle Substanzen erweisen sich aber nur als Lebensträger, sofern sie als Zelle auftreten. Es werden nun Denkmodelle aufgestellt und mit experimentellen Erfahrungen verknüpft. Solche Untersuchungen gleichen einem Puzzlespiel. Jedoch wurde als Ergebnis gewonnen, daß sich Formen nicht gleichmäßig ausbilden (Verhalten der Proteine), sondern Leben sich nach Zwischenphasen erst wieder neu bekunden kann, oder in ganz anderer Weise ausgedrückt, die Evolution der Lebewesen erfolgte in Schüben.

Bei Übertragung der im Labor gemachten Entwürfe in die Wirklichkeit läßt sich davon ausgehen, daß die Bausteine für die Zelle an geeigneten Stellen in größerer Konzentration auf der noch ohne Leben bestehenden Erde vorhanden waren. Diese entstanden aus Molekülen, die als Bestandteile der Uratmosphäre betrachtet werden, durch Einwirkung von Licht, Elektrizität, Erdrotation usw. Die Vorstellung geht nun dahin, daß während der Zeit der noch in Gestaltung befindlichen Erdoberfläche Moleküle, die ihrer Form nach ineinanderpassen – wohl Schleimklümpchen einer eiweißhaltigen Kohlenstoffverbindung, also eine poröse Masse –, sich bei einer gleichzeitig besonderen Umgebungsstruktur zusammenfügten. In einem solchen Komplex ineinandergreifender Vorgänge kann aus einer zufälligen Anordnung, die in steter Wiederholung ausgelöst wird, ein bleibender Zusammenhang verwirklicht werden. Die Molekülgesellschaft umgibt sich mit einer Hülle, die keine neuen Moleküle mehr durchläßt und bildet nun eine Funktionseinheit; es entsteht eine Zelle. Es läßt sich denken, daß vor der Hüllenbildung bei einem geringfügig geänderten Umgebungsbereich die Reaktionsfolge sich schon ändert und ein verändertes Programm festgelegt wird. Es ist wie bei der Neuauflage eines Buches, veraltete Ansichten werden berichtigt, neue hinzugefügt, wobei die Dicke des Buches meist zunimmt, die Informationen zahlreicher werden. So entstanden die Arten, sie sind eine „Urzeugung" der Natur.

Die Zeit bis zum Werden einfacher Bakterien kann abgeschätzt werden, sie ist kleiner als die Zeit der Erdgeschichte. Das Leben entstand auf unserer Erde und nicht durch Keime, die aus dem Weltall kamen. Es ist unabwendbare Folge der Eigenschaften der Urerde nach den Gesetzen der Physik.

Zusammenfassend ergibt sich: Die Genetik liefert nicht nur Einwände gegen die Annahme der Entstehung einer Art durch Mutation aus einer

vorhergehenden, sondern bietet auch in Fortsetzung der Forschungen eine Lösung für das anstehende Problem an.

3. Zu erwägen ist noch, warum überhaupt eine Umwandlung stattgefunden haben soll. Jedes Individuum ist ein selbständiges und sinnvolles Ganzes. Die Organe und ihre Funktionen sind aufeinander abgestimmt und stehen in Verbindung mit dem Gesamtorganismus. In ihrer Beziehung zur Umwelt ist jede Art recht sehr der Umwelt angepaßt, richtiger eingepaßt (s. u.), die Großlebewesen (bis auf den Menschen) sowohl als auch etwa der kleine Tuberkelbazillus. Es besteht nicht die Notwendigkeit, eine zweckmäßigere und damit bessere Form anzustreben.

Worauf die Evolutionstheorie keine Antwort zu geben vermag

1. Jedes Lebewesen steht in Zusammenhang mit den Dingen und Ereignissen der allgemeinen Natur, doch als selbständiges Subjekt hat es seiner angeborenen Struktur gemäß eine eigene Weltbeziehung. Dem Tier bedeutet nur ein bestimmter Ausschnitt der Natur seine ihm entsprechende Umwelt. Innerhalb einer Art decken sich diese Umwelten; sonst bestehen sie nebeneinander, wie bei Land- und Wassertieren, oder sie können ineinanderspielen. Derselbe Baum z. B. kann Umwelt für viele Arten werden: für den Vogel, der in den Zweigen sein Nest baut; für das Eichhörnchen, das am Stamm hinauf- und hinabklettert; wieder andere leben auf oder unter der rissigen Rinde und nähren sich davon. In eine gänzlich andere Umwelt versetzt gehen sie zugrunde. Wie solche Abstimmungen zustandegekommen sind, darauf vermag die Evolutionstheorie keine befriedigende Antwort zu geben.

Das Netz der Spinne ist so gut verfertigt, um zur Falle für eine Fliege zu werden, obwohl die Spinne nichts von einer Fliege weiß; die Größe des Nestes des Vogels entspricht der Anzahl der zu erwartenden Eier. Es besteht eine Voraussicht für das künftige ohne Erfahrung. Dies läßt sich nicht als Folge einer Mutation erklären. Jede Maschine, die der Mensch baut, ist für einen Zweck bestimmt. Ein Naturzweck läßt sich nicht erkennen, nur ein Aufeinanderabgestimmtsein. (Dies schließt nicht aus, daß jedes Lebewesen anderen zu Nutzen oder Schaden dient.)

Es kann nicht auf Zufall beruhen, daß das Erbsenkäferweibchen die Eier auf die noch weiche Schote legt und die Larve, bevor sie sich einnistet, ein Loch in die Schote bohrt, um später, wenn diese hart geworden, als Käfer herauskommen zu können. Wie kann dies Tun als „Information" angelegt

worden sein? Doch der Ausweg aus der Schote kann verstopft werden. Eine Wespe kann gerade durch diese Öffnung ihr Ei in die Larve legen. Beide haben Sicht in die Zukunft, doch der Erbsenkäfer ist der Verlierer, seine Larve wird aufgefressen.

Durch die Verhaltensforschung wurden Einblicke in die Tierwelt eröffnet, die sich aus der evolutionistischen Formel von Mutation und Auslese nicht erklären lassen. (Doch sie stößt auch an Schranken, niemand z.B. kann den Grund angeben, warum ein Teil der Säugetiere so gestaltet ist, sich nur von Gras zu ernähren, ein anderer vom Fleisch seiner „Verwandten".)

2. Die Evolutionstheorie befaßt sich vorwiegend mit dem Äußeren der Gestalten im zeitlichen Geschehen, ihre Aussagen betreffen Schicksal und Geschichte der Organismen. Seelische Vorgänge oder gar das Phänomen des Bewußtseins zieht sie kaum in ihre Betrachtungsweise ein. So gibt sie keinen Aufschluß darüber, wie eine geschlossene Innenwelt durchbrochen werden könnte, um sich umzuändern in die Innenwelt einer neuen Gattung, wenn eine Art aus einer anderen hervorgegangen sein soll.

Wir Menschen erleben weitgehend unsere körperliche und geistig-seelische Existenz getrennt. Wie es bei einem Tier ist, wie es das, was es erfährt und erleidet, wie es sein Tun erlebt, können wir nicht wissen. Wir können uns nicht in seine Innenwelt versetzen, da wir da auch an unsere Art gebunden sind. Doch aus den Verhaltensweisen lassen sich auf das Innenleben Rückschlüsse ziehen. Bei den höheren Organismen sind die unsichtbaren, inneren Vorgänge vielfältiger und leichter festzustellen als bei niederen; diese werden für eine Untersuchung immer unzugänglicher.

Nur der Ausschnitt der Natur, der für das Tier wichtig ist, gehört zu seiner Merkwelt. Was der Baum sonst ist (s.o.), wie w i r ihn sehen, spielt für es keine Rolle. Wohl aber ist anzunehmen, daß Tiere, die mit uns Ähnlichkeit besitzen, also die höherorganisierten, auch mit uns ähnliche

---

Ohne Rosabrille

Was ist die EG? Nichts andres als nachgeahmte USA.
Doch für ein Nachgeahmtes erklingt niemals ein Gloria;
und daß diese Nachahmung zu guter Letzt vollkommen sei,
läßt man Europas Völker sich vermischen zum Rassebrei.

Ernst Hauck

Bilder von der Umwelt haben. Aus dem Bau des Auges der Katze z. B. ist zu schließen, daß sie die Maus genau so „sieht" wie wir.

Tiere zeigen auch menschenähnliche Affekte, Freude und Schmerz, Schreck, auch Wohlbehagen und Unbehagen mögen in ähnlicher Weise auftreten. (Junge Hunde können einen lachenden Gesichtsausdruck haben, wenn man mit ihnen spielt.) Ein Erlebnis von mir: Fünf Entchen marschierten an der Landstraße, ein Auto überfuhr eins, da standen die Entlein einige Zeit stumm da und sahen betroffen auf das Tote. Wie war ihr inneres Erlebnis?

Es gibt gewiß unzählige verschiedene Weisen der Innerlichkeit. Der Mückenschwarm, der in den Sonnenstrahlen tanzt, erlebt die Sonne anders als etwa der Hase, der in seinem Revier sein Sonnenplätzchen bezieht. Die Möglichkeit, im Tierreich eine Grenze zwischen beseelt und unbeseelt zu ziehen, besteht nicht.

Auch wieweit die Bewußtseinssphäre zurückreicht, wurde durch die Evolutionstheorie nicht ermittelt. Unser menschliches Denken – ich und die Welt – ist zunächst nur praktischer Verstand (kein erkennendes Denken). In diesem Sinne mögen auch Tiere ein Bewußtsein haben. Es scheint auf bei den Tieren, die ihren Weg zu ihrer Behausung wiederfinden an bestimmten Kennzeichen, bei der gegenseitigen Information, wie sie sich die Bienen geben, bei dem Tier, das seinen Wintervorrat sammelt und an einem anderen Ort versteckt, auch in der Verständigung durch Laute[1]).

3. Die Entwicklung der Lebewesen kann nicht einseitig gesehen werden, nur von der körperlichen Seite her, das Psychische gehört mit dazu. Mit dieser Doppelbeziehung oder gegenseitiger Durchdringubng werden die Einzelindividuen aus der Keimzelle immer wieder neu gebildet. Die Informationsträger, die die Genetik ausfindig gemacht hat (s. o.), sind materiell, der Informationsinhalt ist immateriell. Bedeutungen werden weitergeleitet, in der Empfängerstation „gelesen" und in die Anweisung für die Auf-

---

[1]) Bei den Ameisen gibt es so etwas wie Begräbniszeremonien. Durch Abschütteln von der Hand fielen Ameisen zu Boden und wurden getötet. Der Beobachter sah nun, daß einige Ameisen zu dem einen halben Meter entfernten Haufen liefen und mit mehreren anderen Tieren zurückkamen. Sie ordneten sich zu einem Zuge, zwei Ameisen mit toten Tieren, zwei ohne Last, ungefähr 40 Paare. Sie kamen an einen sandigen Fleck, machten Löcher in die Erde, legten die Toten hinein und machten wieder etwas Sand darüber. Dem Zug war noch eine ungeordnete Schar weiterer Ameisen gefolgt.

baustoffe „übersetzt". Dies betrifft das Arttypische und das individuell Charakteristische. So ist jedem von uns die Sprachfähigkeit als menschliche Eigenschaft zugleich mit der besonderen Klangart unserer Stimme angeboren.

Des weiteren befaßt sich die Evolutionstheorie nicht damit, daß jedes Einzelwesen nochmals einer Entwicklung – Entfaltung – unterworfen ist vom Kind bis zum alten Menschen, und setzt sich auch nicht mit dem Todesmuß auseinander. Auch blieb die Frage offen, ob die Evolution über die heute bestehenden Arten noch hinausgehen werde. Was den Menschen anbetrifft, wurde allerdings von einigen Evolutionisten der Sprung von der körperlichen Betrachtungsweise der Entstehung der Arten ins rein Geistige gemacht: Der Mensch könnte sich zu einem „Übermenschen" weiterentwickeln.

Die Stellung des Menschen und das Problem der Evolution

Die Besiedlung der Erde mit Generationen von Lebewesen, die einst spontan entstanden, war nur möglich, wenn ihre Erhaltung gesichert war. So mußten vor der Tierwelt die Pflanzen vorhanden sein. Sie sind befähigt, anorganische Stoffe aus der Erde und Sonnenenergie für ihr Leben zu nutzen. Ein besonderes Ereignis im Organisationsvorgang war dann das Auftreten von Nervensubstanz und Gehirn, wie in der höheren Tierwelt allenthalben, wogegen für eine nochmals neu erstandene Lebensform nur ein Vertreter vorhanden ist: der Mensch.

1. Als Menschen bilden wir auch eine Art, wir sind mit den gleichen Sinnen und seelischen Fähigkeiten, mit denselben Formen des Verstandes und den verschiedenen Stufen des Bewußtseins ausgestattet. Das uns Nächststehende in der Gesamtschöpfung ist der andere Mensch: Du bist ein Wesen wie ich; die Gattung Mensch hat nur in der Gemeinschaft Bestand. Nach Form und Funktion unseres Körpers haben wir Verbindung mit dem Tierreich, und manche Verhaltensweisen entsprechend einander (s. o.), aber unser Dasein ist nicht an einen bestimmten Lebensraum gebunden wie bei den Tieren, wir wählen uns diesen selbst.

Für den Verlust der den Tieren eigenen Instinkte besitzen wir Bewußtsein. Wir müssen lernen, üben und planen; bewußt wird, was neu ist, das Eingeübte geschieht dann ohne Bewußtsein, ohne Überlegung (Gehenlernen des Kindes). Was an Tatsachen den Tieren selbstverständlich ist, ist bei uns eine Tugendforderung. (Ein ganz primitives Beispiel: ein Tier ißt

nur, bis es satt ist.) Doch der Geist kann keine eigenen Wege gehen, er ist immer an den Körper, an die Gehirn- und Nervenzellen gebunden, und der Körper entscheidet über die Dauer unseres Lebens.

2. Der Mensch vermag als einziges Lebewesen das eigene Ich zum Objekt zu machen und das ganze Weltgeschehen zu überblicken. So haben sich die Menschen immer wieder mit der Frage nach ihrer Herkunft oder Abstammung beschäftigt, meist verbunden mit der Frage nach der Entstehung der Erde und des Kosmos. Dies fand seinen Niederschlag in den Mythen und Religionen. Nach der Evolutionstheorie wird aufgrund von Ähnlichkeiten die Abstammung des Menschen vom Affen angenommen, wobei aber die Trennung von der äffischen Linie immer weiter zurückverlegt wird. Versuche, Affen- und Menschenkinder gemeinsam zu erziehen, erwiesen sich als undurchführbar, die Gegensätze sind zu groß, sie können nur genetisch bedingt sein. Eine evolutionistische Abstammung ist verstandesmäßig nicht faßbar, der Mensch bildete von Anfang an eine Sonderform.

Wie lange schon Menschen auf der Erde sind, ist nur durch menschliche Fossilien erfahrbar. Diese wurden an den verschiedensten Orten der Alten Welt gefunden und auch in Südostasien und in Afrika südlich der Sahara. Das Alter der Funde ist, beginnend mit dem ersten Neandertaler 1865, ungefähr festgelegt, bis 900 000 Jahre, während das Alter der letzten Funde, das war 1974 in der Umgebung von Laetolil, 25 km südlich von Olduwai, Ostafrika, mit über 3 Millionen Jahre angegeben wird.

Die menschlichen Überreste sind selten vollständige Skelette, meist ist es der Schädel oder nur Teile des Kopfes, der Kiefer, Zähne, doch diese Teile sind auch für einen Vergleich besonders wertvoll; so beim Schädel neben der Form auch der Schädelinhalt, also die Größe des Gehirns und seine Furchungsmuster. Das Ergebnis davon zeigt auf sich wohl unterscheidende Typen des Frühmenschen, die zum Teil nacheinander gelebt haben können, zum Teil oder eine Zeitlang nebeneinander, und schließlich verliefen die Entwicklungsstufen in den einzelnen Gegenden verschieden; der Mensch Afrikas scheint hinter dem Europas und Asiens zeitlich gesehen zurückzubleiben.

Zur Datierung werden die bekannten chemischen Methoden angewandt, auch aus der Formgebung bei oder in der Nähe gefundener Werkzeuge kann auf das Alter der Menschenreste geschlossen werden, und Aschenreste bekunden Kenntnis des Feuers, doch sind dies keine eindeutigen Beweise. Ungeklärt sind menschliche Fußspuren, die in Glen Rose, Texas, um 1939

neben Tritten eines Dinosauriers in Kreideschichten entdeckt wurden und bei weiteren Untersuchungen 1971/72 in vielen Gegenden des mittleren Nordamerikas bis hin zu den Rocky Mountains freigelegt wurden. – Die Wiege der Menschheit entstand wohl mehrmals auf der Erde, aber der Typ des Homo sapiens bewährte sich als der Dauerhafteste, da er allein es verstand, in dem ihm nicht angepaßten Lebensraum (s. o.) sich zu behaupten.

3. Eine Weiterentwicklung über den Homo sapiens hinaus zu einem „Übermenschen" ist aus den gegebenen Tatsächlichkeiten als irrig abzulehnen. Dank seiner Fähigkeiten lernte der Mensch, die Natur für sich nutzbar zu machen und durch gewollte Formgebung seiner geistig-seelischen Werte das zu schaffen, was mit Kultur bezeichnet wird. So zeichnet sich innerhalb der Menschheitsgeschichte eine Entwicklung ab.

Neue Abschnitte begannen immer mit besonderen Erfindungen: Feuer, Rad, Verarbeitung der Metalle, Erfindung des Fernrohrs und des Mikroskops usw. Gerade das Feuer war grundlegend und zur Erleichterung der Lebensumstände wichtig. Es ermöglichte, Angreifer abzuschrecken, die Menschen warm und trocken zu halten, Nahrung zu kochen und zum Sammelplatz von Gruppen zu werden. War eine Fortschrittsstufe erreicht, so wurde diese zwingend mit allen Folgen und breitete sich überall hin aus. Heute noch werden „unterentwickelte" Völker auf eine höhere Stufe gehoben oder wollen gehoben werden.

Im Laufe der Jahrtausende vermochte der Mensch ein gewaltiges Gedankengebäude aufzubauen, aus der Leistung einzelner, und dies dann, da es die Gedächtnisfähigkeit überschritt und zur Information für andere, in Bibliotheken, Elektronengehirnen, in Kristallen vom Rauminhalt einer Streichholzschachtel zu speichern. Doch seine Gehirnzellen vermehrten sich nicht, und die Struktur des Gehirns änderte sich nicht, nur dessen Leistungsfähigkeit weitete sich aus. Unzählig viele Erfahrungen können im Gehirn einen „Eindruck" hinterlassen, und die Gehirnzellen, die nervösen Bahnen, können immer weiter neue „Verbindungen" miteinander eingehen. Daß es bei der Fähigkeit der Hirnzellen persönliche Unterschiede gibt, ändert nichts an der allgemeinen Möglichkeit. So mögen auch künftig dem Menschen neue Einsichten zuteil werden, neue Erfindungen gemacht werden, von denen wir noch keine Ahnung haben, unterstützt durch Computer, die er sich zuvor baut. Doch der Mensch wandelt sich nicht zu einem „Übermenschen".

Auch der Bereich des menschlichen Erlebens weitete sich aus. Die Klangschönheiten eines Klaviers z. B. waren dem Steinzeitmenschen unbekannt, und wenn vielleicht einmal ganz neue Kulturen entstehen, so bleibt der Urheber immer der Homo sapiens.

4. Was der Mensch schafft und was aus ihm wird, ist seine eigene Sache. Das werdende Lebewesen, Embryo und Fötus, ist ein Naturprodukt. Mit der Geburt ist die Naturschöpfung zu Ende. Die Natur weiß nichts von dem Schicksal, das auf ihr Geschöpf zukommt, nichts von den Aufgaben, die aufgrund seiner Eigenschaften und Fähigkeiten seiner warten, nichts von dem Zusammenhang mit der Gemeinschaft, nichts von der sozialen Lage der Mutter usf.

Als Erscheinung ist der Mensch ein Glied zwischen allen Arten der Tier- und Pflanzenwelt und wie diese mit der „Allheit“ verbunden, doch er ist in eine gleichgültige Welt gestellt und darin bedeutungslos. Er erfüllt keine Aufgabe, wie etwa der Wald, die Luft mit Sauerstoff anzureichern, oder die Pflanzen und Tiere, die seine Nahrung bilden. Würde er aussterben, niemand und nichts würde ihn vermissen. Wohl ist er bestrebt, sich die Erde immer besser „häuslich“ zu machen, aber dabei ist er gleichzeitig bereit, sich gegenseitig zu vernichten.

Im Menschen tritt eine neue Form des Seienden auf, die sich allein in ihm bekundet (s. o.); er besitzt Bewußtsein, Selbstbewußtsein. Er ist fähig, sich über sich selbst zu erheben und sich der Wirklichkeit unabhängig von Bedürfnissen und Absichten zuzuwenden. Dieser Zustand des Geistes ist aus biologischer Sicht als eine Funktion unter anderen Funktionen des Organismus aufzufassen. Und darin liegt für ihn seine von der Natur gegebene Aufgabe. Er ist damit beauftragt, das Weltgeschehen zu erfassen, den darin liegenden Sinn zu finden und aus der Erkenntnis um und aus der Sinngebung für seine Person Richtlinien für seinen Willen ergehen zu lassen.

Das Evolutionsproblem und die Gotterkenntnis Mathilde Ludendorffs

Wir versuchen heute, das Weltgeschehen vom Standpunkt der Naturwissenschaft aus zu begreifen, stoßen dabei aber auf Grenzen, weil die der Materie innewohnende Energie als solche nicht sichtbar, nicht darstellbar ist. (Sie ist nur an ihrem Wirkungsgrad zu erkennen.) Was den Menschen anbetrifft, so liefern die heutigen tiefenpsychologischen Untersuchungen nur Beschreibungen; sie vermögen nicht zu dem vorzudringen, was den

Antrieb für sein Werden als Geistträger und Träger seelischer Fähigkeiten, und da der ursachlos auftauchenden Wünsche des Guten, Wahren und Schönen bildete.

1. Wie auch immer die Menschen sich um eine Beantwortung der „letzten Fragen" mühten, so gibt allein die Gotterkenntnis Mathilde Ludendorffs die richtige Antwort.

Diese Religionsphilosophie umfaßt die Gesamtschöpfung und alle Belange des Menschen, sie setzt an den Grenzen der Vernunfterkenntnis ein, sagt also nichts aus, was aufgrund wissenschaftlicher Feststellungen nicht sein kann, und vermag daher Irrtümer, in die andere Weltdeutungen verfielen, aufzuschließen.

In einer kleinen Abhandlung „Wegweiser zum Werk" (1930) schreibt sie:

„Unsere Welt will ... von zwei Seiten erfaßt werden. Wir sehen eine unendliche Mannigfaltigkeit von Erscheinungen um uns, und diese Erscheinungen haben ein inneres Wesen. Wollen wir also die Welt begreifen, ihren Sinn ersinnen, so müssen uns die beiden Seiten, die Erscheinung und das innere Wesen, beide erreichbar sein. Dies ist nun tatsächlich der Fall, da wir zweierlei Erkenntnis-Instrumente in unserer Seele besitzen, von denen das eine: die Vernunft, uns die Erscheinung begreiflich machen muß, von denen das andere aber: das bewußte Icherleben, das Wesen aller Erscheinungen erkennen kann."

In ihrem ersten philosophischen Werk „Triumph des Unsterblichkeitwillens" hat Mathilde Ludendorff aus schöpferischer Schau ein Weltbild geschaffen, das Vernunfterkennen und Erleben der Seele eint. Dies Werk, das den Grundbau für ihre weiteren Werke enthält, ist in zweifacher Form verfaßt. Ein dichterischer Teil, in dem sie einen jungen Menschen nach der „Wahrheit" suchen läßt und der dann erfährt:

„Nicht das Sein gibt die Erkenntnis, nur das Werden birgt das Rätsel",

und einen Teil in freier Rede, worin sie auch auf die verschiedenen Evolutionsprobleme eingeht.

Nach Vollendung weiterer sechs philosophischer Werke[2]) wandte sich Mathilde Ludendorff erneut der wunderbaren Welt der Lebewesen zu, es entstanden die beiden Bände „Wunder der Biologie im Lichte der Gotterkenntnis meiner Werke" (1950/54). Hierbei würdigt sie auch die Lei-

---

[2]) Dies sind die beiden Dreiwerke: „Schöpfungsgeschichte", „Des Menschen Seele", „Selbstschöpfung" und „Des Kindes Seele und der Eltern Amt", „Die Volksseele und ihre Machtgestalter", „Das Gottlied der Völker".

stungen der biologischen Forschung, die dem Rätsel des Lebens nähergerückt ist und ihre philosophische Schau in vielem bestätigt. Darüber hinaus berührt sie Fragen, die den Evolutionstheoretikern nicht recht bedeutsam erschienen.

„Das Gotterleben im Ich nahm Tatsachen der Entwicklungsgeschichte, die die Naturwissenschaft als nebensächlich erachtet hatte, vor allem wichtig, erkannte sie als unerhört befruchtend für den Einblick in die inneren Zusammenhänge." (Ist Gotterkenntnis möglich?)

So kreisten von Anfang an ihre Gedanken um das Todesmuß der mehrzelligen Lebewesen. Die Stufen für die Entstehung der lebenden Zelle sah sie im Werden des festen Kristalls, des flüssigen Kristalls und Kolloids = Eiweißtröpfchens. (Heute macht die Wissenschaft in dieser Richtung Versuche, s. o.) Der Umstand des Abgestimmtseins der Tierwelt auf die Umwelt (s. o.) konnte für sie nur auf Vererbung erworbener Eigenschaften beruhen.

„Wir dürfen nicht vergessen, daß im ‚plastischen Zeitalter', d. i. im Zeitalter des Werdens der Arten, die Vererbung erworbener Eigenschaften den schöpferischen Kräften hilfreich zur Seite stand." (Wunder der Biologie, Bd. I)

2. Wir wissen, daß die Erde, die Welt einst entstand; die Urkraft, die sie hervorbrachte, ist unergründbar. Mathilde Ludendorff bezeichnet sie, wie dies die Menschen schon lange tun, mit „Gott". Gott ist jenseits von Raum, Zeit und Ursächlichkeit. Im Weltall tritt Gott in Erscheinung und im Menschen schuf er sich Bewußtsein.

„Gott ist. Aber er ist Einheit und hat weder außerhalb der Erscheinung, dem Weltall, ein Bewußtsein, noch ist er innerhalb der Erscheinung ohne Bewußtsein." (Schöpfungsgeschichte)

In der „Schöpfungsgeschichte" zeigt Mathilde Ludendorff die zielklare Entwicklung von dem im Äther gewordenen Urstoffe ab und auf unserer Erde die ebenso zielklare Entwicklung der Lebewesen vom Einzeller bis hin zum Menschen. Jede Stufe des Werdens wurde erreicht durch eine neue göttliche Willensoffenbarung, ein Vorgang voll Großartigkeit und Erhabenheit, man muß sich schon selbst in dies Werk vertiefen, um dessen inne zu werden.

Nachdem das erste Ich-Erleben, das erste Selbstbewußtsein im Menschen entstanden war, war das göttliche Schöpfungsziel erfüllt.

„Da stunden stille die Wege des Werdens auf Erden
und stunden stille auf all den wirtlichen Sternen,
nicht mehr wurde neue Gestaltung.
Es blieb auf dem niederen Grad der Bewußtheit
so Pflanz wie Getier. Denn wisse:
Nur ein Bewußtsein schafft sich der Gott –
er schuf sich die Menschen."
(Triumph des Unsterblichkeitwillens)

Es entstehen keine neuen Arten mehr, und eine Vererbung erworbener Eigenschaften findet nicht mehr statt.

Mathilde Ludendorff hat gegeben, was die Evolutionisten nicht zu geben vermochten, sie hat die innere Wesenheit der Erscheinungen enthüllt. Die höherorganisierten Tiere zeigen viele Ansätze, erkennbar an ihren Verhaltensweisen (s. o.) zu dem, was im Menschen voll verwirklicht in Erscheinung tritt. Der Mensch ist ein Wesen erwachten Geistes; die in seiner Seele liegenden Wünsche zum Guten, Wahren und Schönen werden von ihm als Wesenszüge des Göttlichen erlebt, aber im Gegensatz zum Tier besitzt er einen unvollkommenen Selbsterhaltungswillen. Da ihm Willensfreiheit gegeben ist, vermag er zur Vollkommenheit zu gelangen, zum Einklang mit dem Göttlichen.

„Der Mensch erwacht zum Bewußtsein als unvollkommener Mensch und wird dann selbst, durch eigene Tat, durch Selbstschöpfung, die letzte Stufe der Weltenschöpfung vollenden." (Schöpfungsgeschichte)

3. Der Mensch, der in sich Gottesbewußtsein und Vollkommenheit schaft, ist Endstufe der Entwicklung; die „Höherentwicklung" geht nicht über ihn hinaus, sie liegt im Menschen, im Homo sapiens, selbst, hier, jetzt. Die „Welt" bewegt sich nicht in Richtung eines Endzustandes der Vollkommenheit, eine philosophische Idee, die von Teilhard de Chardin stammt und so viele Gemüter erfüllt. Diese Idee möchte aus christlich-abendländischem Denken heraus den Gegensatz zwischen Theologie und Naturwissenschaft aufheben, endet aber in Spekulationen, während Mathilde Ludendorff aus freiem Denken, ausgehend von Tatsachen im Evolutionsvorgang und den von ihr erkannten Gesetzen der Menschenseele als Wille und Bewußtsein, zu ihrer G o t t e r k e n n t n i s gelangte, in der alle Probleme um die Evolution geklärt sind.

B 20513 D



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 2 20.1. 23. 1. 1988 21.1. 28. Jahr

Inhaltsübersicht

Der Mensch und das Tier

Von Hans Kopp

In den Vorlesungen zur Anthropologie, die Kant 30 Jahre mit größtem Erfolg hielt und die ihm Bekanntheit und Ruhm einbrachten – viel mehr als seine „Kritiken“ –, findet sich auch der Satz:

„Der Mensch ist durch seine Vernunft bestimmt, in einer Gesellschaft mit Menschen zu sein, und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaft zu kultivieren, zu zivilisieren und zu moralisieren; wie groß auch sein tierischer Hang sein mag, sich den Anreizen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückseligkeit nennt, passiv zu überlassen, sondern vielmehr tätig, im Kampf mit den Hindernissen, die ihm von der Rohigkeit seiner Natur anhängen, sich der Menschheit würdig zu machen.

Der Mensch muß also zum Guten erzogen werden.“ (S. 319 der 2. Auflage Königsberg 1800)

Es berührt uns heute etwas eigenartig, eine Untugend des Menschen als eine Wesensbezeichnung des Tieres benannt zu sehen, wo wir doch der Meinung sind, daß jedes Tier eben sein Leben lebt und sich nach seinen Möglichkeiten ernährt.

Auch im „*Faust*“ von Goethe finden wir eine moralische Abwertung des Tieres gleich im „*Prolog im Himmel*“, wo Mephistopheles sich über den Menschen äußert:

„Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets vom gleichen Schlag
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,

Nur tierischer als jedes Tier zu sein.“

Der Mensch benimmt sich also schlecht, ist geradezu unmoralisch, wenn er sich wie ein Tier benimmt oder sogar noch schlechter als ein Tier.

Benimmt sich denn das Tier unmoralisch? Ist nicht der Gedanke der, daß sich ein Mensch, der die selbstverständliche Verhaltensweise des Tieres zeigt – etwa bei der Nahrungssuche, der Feindabwehr, dem Geschlechtsverkehr – als ungesittet, unmoralisch eingestuft wird, was wiederum das wegwerfende Urteil übers Tier erzeugt?

Wir sind heute zweifellos über diese Mißachtung des Tieres bzw. über die Bezeichnung menschlicher Unzulänglichkeiten durch tierische Bilder hinausgekommen, trotzdem ist es der Betrachtung wert, wie eigentlich Tier und Mensch zu beurteilen sind, ob Maßstäbe, die man ans menschliche Tun anlegt, für Tiere gültig sind, und ob das Tier als solches dem Menschen etwas zu sagen hat.

Wenn man zurückblickt, kommt in unsere Erinnerung, daß manche Völker, z.B. die Ägypter, tiergestaltige Götter hatten. Eine für heute durchaus rätselhafte Angelegenheit. Es hat dafür eine Reihe von Erklärungen gegeben, die aber alle nicht überzeugend sind.

Wie ist das überhaupt mit den Göttern? Für unsere europäische Vergangenheit gelten die griechischen Götter als die aussagekräftigsten, aber auch der Judengott Jahwe und sein Sohn Jesus Christus, an welche letztere noch geglaubt wird. Diese Götter sind alle menschengestaltig, die griechisch-römischen Götter und Jesus Christus als durchaus menschlich handelnd, Jahwe zwar nicht darstellbar, aber in seinen Äußerungen ebenfalls menschlich handelnd als der große Befehler über das Judenvolk.

Durch die menschengleiche Gestalt bzw. das menschengleiche Handeln entsteht der Eindruck, daß es sich bei diesen Göttern um Gestalten handelt, die wie Menschen handeln können, wie Menschen denken, wie Menschen sich beliebig freuen oder ärgern usw. Besieht man sich aber diese Götter genauer, so sind sie starr an ihre Ausprägung gebunden und können davon nicht los. Sie sind nicht fähig, anders zu sein, als sie sind. Sie sind feststehende Ideen, denen jede Wahlfreiheit fehlt, die nicht unvollkommen sein können, die immer das gleiche vollbringen, die sich nicht entwickeln.

Aphrodite bleibt die Göttin der Liebe, Zeus ist immer der Herr über Menschen und Götter, Ares führt immer Krieg, Jesus Christus – zwar

halb Mensch halb Gott – handelt, redet und verhält sich immer christusmäßig; nur bei Jahwe hat man den Eindruck, daß er widerspruchsvoll handeln kann, Fehler macht, sich besinnungslos ärgert u.ä. Aber auch er ist trotz geschichtlicher Wandlungen die Beute seiner Aufgabe: nämlich das Judenvolk zu führen und zu leiten – vorausgesetzt es gehorcht ihm bedingungslos.

Wenn wir uns die Tiere anschauen, so können sie auch nicht anders sein, als sie sind: instinktsicher und instinktgezwungen. Sie haben sowenig Freiheit wie die Götter, sie sind lebendige Urbilder, die sich durch Jahrtausende gleichblieben.

Es war also von den Ägyptern und andern Völkern gar kein so rätselhaftes Vorgehen, sich die Götter in Gestalt von Tieren vorzustellen. Ja, man muß sagen, die tiergestaltigen Götter spiegeln viel zuverlässiger das jeweils Göttliche wider als die menschengestaltigen, die in ihrer Ähnlichkeit mit den Menschen menschliche Wahlmöglichkeit zu leicht vortäuschen.

Wenn wir von diesem Ausflug in die Religionsgeschichte zurückkehren zu unserm heutigen Tierverständnis, so treffen wir auf eine ähnliche Hochschätzung des Tieres, denn Ausdrücke wie *„tierisch sich verhalten“* als Bezeichnung des Abscheuenswerten dürften kaum mehr vorkommen und höchstens als gedankenlose Sprachprägung noch gebraucht werden. Auch von einer Herrschaft über die Tiere, wie sie den Juden und Christen in ihrer Glaubensurkunde 1. Mose, I, 28 angeraten wird: *„Herrschet über die Fische im Meer und die Vögel des Himmels, über das Vieh und alle Tiere, die auf der Erde sich regen!“* darf wohl heute niemand mehr ernsthaft sprechen, wenn auch diese Herrschaft klaglos vollendet wurde.

Allerdings brauchen wir uns auch nicht um eine Überschätzung des Tieres bemühen, wie sie manche Tierfreunde betreiben, indem sie etwa ihrem Hund oder ihrem Pferd eine bessere – also moralisch bessere – Seele zusprechen als den Menschen oder den Tieren mehr Klugheit u.ä. zubilligen als den Menschen.

Es handelt sich um die Vollkommenheit instinktgebundener ichunbewußter Wesen, die den Gefahren des Vernunftdenkens nicht ausgesetzt sind und deren Entscheidungen nicht vor einen moralischen Richter gehören.

Wenn wir in den Lebenserinnerungen und den Werken Mathilde Ludendorffs dieser Frage nachgehen, so finden wir manchen Aufschluß

über das Wesen des Tieres und das Verhältnis des Menschen zu ihm.

Schon in ihrer Freiburger Zeit, zu Anfang unseres Jahrhunderts, kam die Studentin in Berührung mit einer ausufernden Tierschätzung:

„Wie auf einem völlig anderen Sterne geboren schien Fr. St., eine ältere Dame, die sich als Vorsitzende des Tierschutzvereins an die Studentinnen mit der Bitte um Mitarbeit gewandt hatte. Sie lud mich sehr herzlich ein. Sie war Vegetarierin und umgab sich mit zahllosem Getier. Ein ganzer Schwarm von Hunden umringte sie bellend und hochspringend, wo sie auch nur ging und stand. Ihr Speisezimmer war eigentlich ein großes Vogelhaus, in dem die Menschen nur wie Eindringlinge saßen ...“ (II/84)

Über Erleben mit einem eigenen Hund in dieser Zeit „... *eine nicht unerhebliche, liebe Ablenkung. Denn wenn man so spät im Leben erst die Seele eines unterbewußten Tieres durch tagtägliches gemeinsames Wohnen beobachten lernt, so ist man doppelt damit beschäftigt... daß von jener Zeit ab immer wieder das Heim ohne einen Hund vereinsamt erschienen wäre.“* (II/94)

Zur Zeit des ersten Werkeschaffens in Garmisch ist ein aufschlußreicher Vergleich in Bd. III der Lebenserinnerungen, S. 52, zu finden:

„Hatten die Anhänger Darwins aus den Tatsachen der Entwicklungsgeschichte des Menschen aus tierischen Vorwesen brutal materialistische Anschauungen... abgeleitet..., so erklärte ich mir diese entsetzliche Auffassung gerade aus dem Fehler jener Materialisten, die Sonderstellung des Menschen als bewußtes Wesen unter den Lebewesen zu unterschätzen. Diese Unterschätzung erkannte ich als einen ebenso bedenklichen Irrweg wie den der Überschätzung, den das Christentum mit seiner Lehre der Seelenlosigkeit der Tiere beschritten hatte.“

Beim Schreiben des Werkes „Schöpfungsgeschichte“ nunmehr in Tutzing:

„Als ich die Seele der unterbewußten Tiere, diesen wunderbaren Bau der letzten vormenschlichen Stufe an einem der Tage in Worte faßte, da lag ich unter dem lieben Apfelbaum im stillen, zur Stunde einsamen Garten auf der Wiese. Die Hexi hatte ich mir herzugeholt. Sie wollte ich bei mir haben, wenn ich ihr Loblied sang. Sie lag denn auch behaglich im Schatten und schnupperte von Zeit zu Zeit an meinem Heft, als wüßte sie, was ich da niederschrieb, und sei einigermaßen zufrieden damit.“ (IV/87)

In diesem Werk *„Schöpfungsgeschichte“* sind auch schon die Grund-

lagen für die Sicht des Verhältnisses Mensch-Tier gegeben, wie sie in allen späteren Werken noch vertieft werden:

„Denn ob die Pandorina auf bestimmte Reize ‚reagiert' oder die Ameisen ihre Getreidefelder bauen, ist kein Unterschied. Alle die umständlichen und so ‚vernünftigen' Handlungen, welche die höheren Tierarten in ihrem Daseinskampfe ausführen, sind ebenso ‚unbewußt' wie die ‚Reaktionen' des Einzellers, welche, durch die Wiederholungsbereitschaft als Erbweisheit festgehalten, im geeigneten Augenblick des Lebens die Tat ermöglicht. In der Stunde der Erstentstehung einer solchen Tat oder hier einer ganzen Kette von Einzeltaten (‚Instinkthandlung') ist göttliche Erleuchtung schöpferisch tätig ganz wie bei der ‚Reaktion' des Einzellers...

Zwangsläufig geschieht in all diesen Wesen, in den einfachsten und den höchstentwickelten, das Handeln ohne jede Freiheit des Entscheides... Auch die Zwangsläufigkeit des ‚Wie-Gott-Handelns', des gar nicht widergöttlich Handeln-Könnens, muß überwunden werden. Wer würdig sein will, Träger des Gottesbewußtseins zu sein, der muß ‚nach eigenem Ermessen' handeln dürfen, ja, er muß sich durch Unvollkommenheit, durch Irrtum mit ‚eigener' Kraft durchringen zur Vollkommenheit, zur Weisheit." (Ausg. 1954 S. 131)

Das widergöttliche Handeln-Können, das unvernünftige Handeln, die Unvollkommenheit ist also ein notwendiger Zugewinn des Menschen, wenn dem Menschen dadurch auch die Zwangsläufigkeit des *„Wie-Gott-Handelns"* genommen ist, das der naive Mensch so sehr an den von ihm geschaffenen Göttern bewundert, sei es in deren Handeln in Schönheit der griechischen Götter oder im erhabenen Handeln der Tiergötter am Nil, ja selbst im häßlichen und sich stets vordrängenden Handeln des Jahwe oder im Handeln seines unvornehmen und stets weinerlichen Sohnes. Auf der Stufe der Bewußtheit ist Freiheit ein höheres Gut als die Vollkommenheit in Unfreiheit.

Mathilde Ludendorff zeigt dann, wie das Tier in seiner beengenden *„Wie-Gott-Vollkommenheit"* doch auch schon die Brücke baut zum unvollkommenen, aber die Freiheit des Selbstentscheidens besitzenden Menschen:

„Erst die unterbewußten höheren Wirbeltiere erfüllen unsere Erwartungen, ernten die Frucht dieses Aufstieges zur Wachheit. Sie zeigen außer den Instinkten hie und da im Leben tastende Versuche selbständigen, manchmal recht törichten Denkens... aber Schöpfung ist eine

allmähliche und fließende Erscheinung, so müssen die Seelenfähigkeiten des unvollkommenen Menschen in seinen Vorstufen schon vorbereitet sein!... Beobachten wir die uns vertrautesten Haustiere, so bieten sie in der Tat eine Reihe neuerwachter Seelenfähigkeiten, deren tiefen philosophischen Sinn wir nun mit einem Male begreifen. Da sehen wir z.B. eine wunderbare Art der Erbweisheit, welche dem Tiere ebenso wie der irrfähige Verstand eine weit größere ‚Selbständigkeit' in der Einzelhandlung sichert, ohne die Selbsterhaltung gefährden zu können. Im übrigen sind die lebenswichtigen Handlungen noch durch Erbinstinkt geschützt." (S. 134/135)

„*Wir erwarten daher im unterbewußten Tiere noch Seelenfähigkeiten, welche den irrfähigen Verstand im Augenblicke des Motivkampfes vor der Handlung unter den Selbsterhaltungswillen bannen und so Vollkommenheit verwirklichen... Nur dem gegenwärtigen Augenblick lebend, ohne Erinnern des Erlebten, ohne Ahnen des Zukünftigen und ohne Wissen des Todesloses dünkte uns dies Sein begehrenswerter als manches Menschenlos!*" (S. 136)

„*Das unterbewußte Tier bot uns Vollkommenheit, weil Charakter, Haß, Lust und Qual innig mit einem vollkommenen, also gotterfüllten Selbsterhaltungswillen verwoben sind. Hierdurch konnte der irrfähige Verstand im Tiere noch nicht Unvollkommenheit bewirken. So erwarten wir, daß Gott diese Unvollkommenheit des Menschen durch einen unvollkommenen Selbsterhaltungswillen schafft.*" (S. 149)

Die Dialektik: unterbewußtes vollkommenes Tier – bewußter, unvollkommener Mensch ergibt jene Tatsache, daß der Mensch das Tier schätzen muß als Abbild einer Vollkommenheit, die genau so unabdingbar ist wie die Vollkommenheit seiner Ideenabbilder, die Götter seines Glaubens. Nur dichtet er diesen Göttern seine Bewußtheit an, allerdings eine Bewußtheit ohne die Wahlmöglichkeit der Freiheit, sich in der Polarität von Unvollkommenheit und Vollkommenheit bewegen zu können: Götter haben keine Freiheit!

Aus dieser Tatsache der Vollkommenheit des Tieres in Unterbewußtheit als Zeichen einer Schöpfungsstufe vor der Menschwerdung entspringt die Pflicht des Schutzes solcher Geschöpfe, und das besonders in dem Falle, der heute eingetreten ist, daß der Mensch schlechterdings vom Tier nicht mehr bedroht werden kann, es sei denn von den unsichtbar kleinen noch. Der Mensch darf nicht ohne Grund Herr sein übers Tier, er darf es nicht grundlos benutzen für seine Zwecke; denn

die herrscherliche Vernichtung der unterbewußten Vollkommenheitsstufe seiner möglichen bewußten Vollkommenheit setzt letztere aufs Spiel, ist ein moralisches Vergehen. Nur Not und Selbsterhaltung berechtigen dazu.

Im Werk „*Des Menschen Seele*“ wird eine bemerkenswerte Unterteilung von Verstand und Vernunft gemacht, eine Unterteilung, die zugleich dem Wesensunterschied von Tier und Mensch entspricht:

„Das zweite Erkenntnisorgan, welches die Wahrnehmungen der Umwelt und Inwelt in wunderbarer Weise ordnet und sondert und hierdurch den reichen Schatz der Vorstellungen in der Seele zu bilden weiß, ist ebenso wie die Sinnesapparate schon in der Vorstufe des Menschen, dem unterbewußten Tier, voll entwickelt, ohne auch nur annähernd die gleiche Wirkung zu haben wie in der bewußten Seele. Das Denken im unterbewußten Seelenzustand, also ohne Icherleben, nannten wir den ‚Verstand‘ des Tieres, Denken im bewußten Seelenzustand wird zur Vernunft... Das Denken weiß nämlich um das Grundgesetz aller Erscheinung: das ‚Kausalitätsgesetz‘, und wendet es zur Erkenntnis an: Aller Erscheinungswandel hat Ursache, und gleiche Ursache hat unter gleichen Bedingungen gleiche Wirkung...

Schon der Verstand des unterbewußten Tieres arbeitet unterbewußt nach diesem Gesetz.“ (Ausg. 1982 S. 186)

Mathilde Ludendorff spricht auch einmal davon, daß der Mensch tief unter das Tier herabsinken kann, und zwar im Vergleich, wie der Verstand des Tieres die Welt nach drei Gesichtspunkten einteilt:

„Die ganze umgebende Welt wird von diesem tierischen Verstand in drei Gruppen geteilt. In die erste Gruppe fallen die Erscheinungen, die dem Leben des Tieres nützen; in die zweite jene, die es gefährden; die dritte Gruppe ist überhaupt nicht wert, als klargesonderte Einzelvorstellung in dem tierischen Gehirn aufgespeichert zu werden. Was dem eigenen Leben weder nützt noch schadet, das ist für das Tier so recht eigentlich ‚das Nichtseiende‘ der Griechen... Der Mensch, der ja diesen Entwicklungsstufen ursprünglich entstammt, ragt sehr oft gar nicht weit über sie hinaus... Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade sich im Laufe des Lebens der Gesichtskreis eines Menschen trotz aller Ausbildung wieder einengen kann, wie er zusammenschrumpft auf die tierische Stufe und – wie wir sehen werden – tief unter sie sinkt.“ („*Triumph des Unsterblichkeitwillens*“ Ausg. 1973 S. 142/143)

Hier kann man also von „vertieren“ sprechen, was jedoch nur ein

Beweis dafür ist, daß ein Zustand auf der ungemäßen Entwicklungsstufe ein moralisch zu beurteilender des Menschen ist: das Tier wird davon gar nicht berührt. Für den Menschen ist es ein moralisches Urteil, da diese Stufe der Vollkommenheit des Tieres für ihn, der die Zukunft berechnet und vom Tode weiß, eine Verdrängung seines Lebenssinnes ist: Unsterblichkeit vor dem Tode zu erleben, sowie seine Pflicht zu erfüllen.

Die göttliche Vollkommenheit des unterbewußten Tieres spricht Mathilde Ludendorff auch im Werk *„Das Hohe Lied der göttlichen Wahlkraft“* (1957) an:

„Gott ist vollkommen und aus seiner Vollkommenheit erklären wir es uns, daß auch alle die Arten sterblicher Lebewesen, die das Schöpfungsziel nie erreichen, sondern im seelischen Dunkel schlummern, dennoch göttliche Vollkommenheit so reich offenbaren, als seien sie selbst schon das Ziel der Schöpfung. Auch sie bieten uns einen solchen Reichtum der Lebenswunder, die sich in ihnen und ihren Nachfahren immer wieder vollziehen. Sie künden dem Lebewesen der Schöpfung, das göttliche Wesenszüge bewußt erleben darf: dem Menschen, Gottes Weisheit und Vollkommenheit und dienen hierdurch dem Schöpfungsziel.“ (S. 141)

Wer möchte bei solcher Einsicht und Gewißheit über das Tier es nicht als unantastbar für menschliche Herrschsucht oder sein Lustverlangen gelten lassen!

Und wenn wir zum Schluß wieder zu unseren Menschen- und Tiergöttern zurückkehren, so ist ihre Vollkommenheit in Unfreiheit ganz ähnlich dem der höchsten Tiere. Sie zeigen wie diese schon Annäherung an das tatsächliche Menschsein, wenn sie auch die Grenze zur Freiheit nicht überschreiten können:

„Es erwachte der Verstand der höheren unterbewußten Tiere, die zwar alles Lebenswichtige noch unter dem Befehl ererbter Instinkte, als Zwangstat, ausführen, die aber in nebensächlichem Geschehen mit Hilfe ihres Verstandes Antwort auf Umwelteindrücke geben, ja, sich auch an Ereignisse erinnern, ‚Erfahrung‘ sammeln und den Verstand in ihrem eigenen Leben immer öfter erfolgreich anwenden lernen. Die Halbwachheit schenkte ihnen zudem schon das Empfinden von Lust und Qual und das Gefühl des Hasses, und dies erwachte Können dient der Erhaltung so vollkommen, daß sie trotz des Irrens ihres Verstandes ihr Dasein ebenso vollkommen erhalten wie die noch ganz unbewußten

Lebewesen." („*In den Gefilden der Gottoffenbarung*", 1959, S. 194)

Wer dächte hier nicht an die Lusterlebnisse der griechischen Götter, an die Qualen des christlichen Gottes und an die Haßausbrüche Jahwes, aber auch an die Erhabenheit tiergestaltiger Götter im alten Ägypten oder im vorkolumbianischen Amerika, alles Abbilder unbeweglicher menschlicher Ideen!

B 4157 DX

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 24 23. 12. 1981 21. Jahr

Inhalts-Übersicht

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 24 23. 12. 1981 21. Jahr

Darwinismus und Weltanschauung

Von Hans Binder*)

Darwinismus, das ist eine auf den großen englischen Biologen Charles Darwin (1802—1882) zurückgehende biologische Theorie zur Begründung des Werdens und Wandels der ungezählten Arten von Lebewesen, also zur Erklärung der sog. Abstammung oder Evolution. Wenn man heute von Darwinismus oder von der darwinistischen Erklärung der Abstammungslehre spricht, meint man aber die entsprechend den neueren Forschungsergebnissen — vor allem aus der Ökologie und Vererbungsforschung — korrigierte und ergänzte Theorie Darwins. Sie geht von folgenden Tatsachen aus:

1. Daß Individuen auch einer Art erblich verschieden sind.
2. Daß sie eine mehr oder weniger große Zahl an Nachkommen zeugen und sich dadurch nicht nur fortpflanzen, sondern vermehren.
3. Daß unter den Nachkommen eine große Sterblichkeit herrscht, weil nur die ausreichend Angepaßten (nicht nur die Tauglichsten oder Bestangepaßten) unter den Varianten einer Art den „Kampf ums Dasein", d. h. den Anforderungen, den Notwendigkeiten genügen und dadurch ausgelesen werden.

Richtig ist auch die Schlußfolgerung, daß in der Generationsfolge bevorzugt oder ausschließlich solche Erbanlagen einer Art vermehrt und weitergegeben werden können, die sich für die Arterhaltung in einer bestimmten Umwelt bewährt haben, und daß — je nach Erfordernissen von seiten der Umwelt — sich auf diese Weise auch der Bestand an Erbanlagen einer Art im Laufe der Zeit ändert, sich also die Art ändert. Beschleunigend dabei wirkt eine Veränderung der Umwelt,

*) Vortrag, gehalten am 17. 10. 1981 auf der Hochschultagung des Bundes für Gotterkenntnis in Tutzing.

d. h. der Erfordernisse, weil sie zu neuer Auslese führt; beschleunigend auf die Abwandlung der Arten kann auch die Isolation der Variante führen, weil sich diese dann rascher auseinanderentwickeln, wenn sie nicht mehr in Fortpflanzungs-, d. h. Erbgemeinschaft mit den anderen Varianten stehen.

Historische Belege für die Richtigkeit der Schlußfolgerungen sind beispielsweise die 400 unterschiedlichen Hunderassen, die in nur wenigen tausend Jahren aus dem Wolf entstanden sind oder die verschiedenen Kohlsorten, die alle von einer Wildkohlart abstammen und deren Entstehung teils erst wenige hundert Jahre zurückliegt. Die Theorie des Darwinismus gibt also eine Erklärung für den Artwandel, der im Laufe der etwa 3 Mrd. Jahre währenden Evolution stattgefunden hat: Durch das Wirken der Auslese (Selektion) unter den erblich verschieden gewordenen Lebewesen. Individuen, die durch — als zufällig, richtungs- und ziellos angesehene — Erbänderungen besser angepaßt sind, haben einen größeren Fortpflanzungserfolg, so daß ihr Erbgut, und damit auch ihr erblicher Typus, in den folgenden Generationen stark zunimmt. Die Richtung des Artwandels wird nach der Darwinschen Selektionstheorie also allein bestimmt durch die Art des Druckes, unter dem ausgelesen wird. Ein solcher Selektionsdruck kann Kälte, Trockenheit und Lichtmangel ebenso sein wie Festigkeit oder Färbung des Untergrundes oder Nahrungsmangel oder Angriffsverhalten des Freßfeinds oder der schädigende Stoffwechsel eines Parasiten.

Weil die Auslese letztlich an dem variablen Erbgut ansetzt und die Entscheidung um das vorteilhaftere — weil angemessenere — Erbgut kaum durch Kampf zwischen zwei konkurrierende Lebewesen einer Art getroffen wird, ist der von Darwin dafür geprägte Begriff „Kampf ums Dasein“ mißverständlich. Es geht hier nicht um Kampf mit Zähnen und Klauen, zu dem Pilze und Pflanzen ohnehin unfähig sind. Viel wichtiger dabei sind z. B. bei Tieren das bessere Nutzen oder Neuerschließen von Nahrung, das Fertigwerden mit Kälte, Trockenheit usw., die sichere Brutpflege, die rettende Flucht, Abschreckung oder Tarnung oder die Widerstandsfähigkeit gegen krankheitserregende Lebewesen.

Diese Theorie umfaßt heute alle mit naturwissenschaftlicher Methode erfaßbaren Vorgänge, die dem Artwandel zugrundeliegen: Erbänderungen, Vermehrung und Auslese. Sie kann für die Vernunft befriedi-

gend das Überleben der Arten erklären, die ihrer Umwelt eingepaßt sind. Diese Theorie läßt beispielsweise verstehen, daß höhlenbewohnende und parasitische Insektenarten im Gegensatz zu verwandten Arten anderer Lebensräume flugunfähig sind, ebenso wie Insektenarten auf sturmumtosten Meeresinseln oder die Gebirgsheuschrecke, die nicht fliegen und deshalb nicht vom Wind aus ihrem Lebensraum abgetrieben werden können; gleiches gilt für asterähnliche Pflanzenarten auf Meeresinseln, deren Früchte nicht wie bei verwandten Arten des Festlandes Flugorgane tragen.

Erklären kann die Selektionstheorie auch das Sich-Durchsetzen von Tarnfarbe und Tarnzeichnung, von Schreckfarben und Nachahmungen des Aussehens wehrhafter Tierarten durch andere (z. B. der Wespen durch Schwebfliegen), ferner kann sie die Tatsache erklären, daß in unseren Städten Albinos unter Spatzen und Finken stark zunehmen (weil sie dort nicht wie draußen sofort die Aufmerksamkeit eines Falkens, Sperbers oder Habichts wecken), und daß von vielen Schmetterlingsarten in Industriegebieten im Laufe weniger Jahrzehnte fast nur noch Angehörige dunkelgefärbter Rassen auftreten (aufgrund ihrer besseren Tarnung auf Schmutz). Richtig erklärt die Theorie auch die Tatsache, daß seit Anwendung von Insektengiften und Antibiotika rasch eine immer größere Zahl erblich resistenter Insekten bzw. Bakterien entstand, nämlich ausgelesen wurde.

Die Vernunft kann, wenn sie die Forschungsergebnisse zur Kenntnis nimmt, also nicht den geringsten Zweifel haben an der auslesenden Wirkung, die von Freßfeinden, Kälte, Konkurrenten und anderem Selektionsdruck ausgeht. Auch das Ergebnis solchen Selektionsdrucks leuchtet ihr ein: Das bestmögliche Angepaßtsein der Arten trotz variabler Umwelt.

In den letzten Jahren konnte auch gezeigt werden, daß bei der Entstehung von Eiweiß-Nukleinsäure-Molekülverbänden — die lange vor der ersten lebenden Zelle entstehen mußten — sich die Bildung des als Katalysator wirkenden Eiweißes und der als Informationsträger dienenden Nukleinsäure wechselseitig bedingen und ebenso wie die Vermehrung der Lebewesen einem Selektionsdruck unterliegt.

So hat die naturwissenschaftliche Forschung nur die eine Erklärung ausfindig gemacht für die Entstehung des Lebens und für die Entstehung der Fülle von Lebewesen bis zum Menschen. Und deshalb postu-

lierten und postulieren viele Naturforscher und naturwissenschaftlich Gebildete die Selektion nach Vermehrungsfähigkeit, Überlebensfähigkeit, Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit als einzige Triebfeder der Evolution.

Damit entstand eine Anschauung, in der das Gerichtetsein der Evolution auf das Schöpfungsziel, das Gottesbewußtsein, ebensowenig Beachtung fand wie der Wille zum Schönen und andere Gottoffenbarungen im Werden der Arten. Und weil die Darwinsche Selektionstheorie nur den — gemessen an der vollen Wirklichkeit der Schöpfung — unbedeutenden Mechanismus der Selektion als einzige Ursache der Evolution und der Entstehung des Menschen angibt, also den gottfernsten Standpunkt wählt, muß sie eine verheerende Wirkung auf die Weltanschauung, die seelische Entwicklung und das Handeln jener Menschen ausüben, die gottmatt genug sind, sich dieser Anschauung ganz hinzugeben.

Viele ordnen in ihrem Weltbild aber die Darwinsche Selektionstheorie in ihrer Bedeutung richtig ein: Sie sind nicht blind für das Wesen der Erscheinungswelt und schrecken davor zurück, allein die Selektion an die Stelle des Göttlichen, der göttlichen Willen und göttlichen Wahlkraft zu setzen. Sie wissen, daß die Schöpfung nicht erst mit der Entwicklung der Tier- und Pflanzenwelt begonnen hat, daß sich das Göttliche schon im ersten Werden des Weltalls offenbart und schließlich auch in der Menschenseele bewußte Erscheinung werden kann. Es ist ihre unerschütterliche Überzeugung, daß die Vernunft nicht das einzige Erkenntnisorgan zum Begreifen der ganzen Wirklichkeit ist.

Wie kam es zum Darwinismus?

Wie ist es also zur Selektionstheorie gekommen, die weit mehr als irgendein anderes Forschungsergebnis die Weltanschauung der Menschen beeinflußt hat? Und warum konnten die in dieser Theorie festgehaltenen Tatsachen und richtigen Schlußfolgerungen zum alles erklärenden Prinzip erhoben werden?

Mathilde Ludendorff führt mit der Feststellung in die Gotterkenntnis ein (siehe „Triumph ..."), daß ein Mensch mit lebendiger Seele, einem Träumer gleich, des Lebens Rätsel umsinnt und sich nach Ewigkeit, d. h. Unsterblichkeit sehnt. Schon Leonardo da Vinci, der die Phi-

losophie über das Christentum gestellt hat, hat diese Unsterblichkeitssehnsucht als erhebendes „Heimweh" (M. Ludendorff) beschrieben:

„Dieses Verlangen ist das Wesen, der Geist der Natur, der als Seele im menschlichen Körper eingeschlosen ist und sich verzehrt, zu seinem Ursprung zurückzukommen."

M. Ludendorff läßt uns in ihrer Philosophie den Zusammenhang erkennen zwischen der Schöpfung und dem Menschen als Schöpfungsziel, der sein Sehnen nach Ewigkeit, seinen Unsterblichkeitwillen dadurch erfüllen kann, daß er Gottesbewußtsein wird. Damit wird klar, daß der gottwache Mensch deshalb an dem überkommenen Mythos hing und auch heute noch solange an einer Lehre hängt, weil und solange sie wenigstens einen Strahl seines gottwesentlichen Erkennens enthalten.

So wie die Mythen der Völker ein Ahnen zum Ausdruck bringen von der göttlichen Schöpfung und dem Werden der Arten, so hat auch der Grieche Anaximander vor 2½ tausend Jahren das Entstehen der Materie und das anschließende Sich-Entwickeln der Lebewesen bis hin zum Menschen als schöpferisches Werden beschrieben. Später ließen Christentum und Kirche die Menschen gut tausend Jahre lang im gottfernen Dogmenglauben verharren; nur einzelne im Christenglauben Aufgewachsene konnten sich ganz von ihm und der biblischen Schöpfungsgeschichte befreien. Noch 1737 schrieb Carl von Linné, der damals beste Kenner der Lebewesen, zum Abschluß seines großen Sammelwerkes: „Es gibt so viele Arten, wie das unendliche Sein von Anfang an verschiedene Formen hervorgebracht hat." Auch er hat sich von der biblischen Schöpfungsgeschichte nicht ganz befreien können.

Als im 16., 17. und — noch stärker — im 18. und 19. Jhdt. die Renaissance des freien Denkens einsetzte, war bei vielen allerdings der Glaube geschwunden und an seine Stelle nur das Fragen und Antworten der Vernunft getreten. Da nimmt es nicht wunder, daß schreckliche Vernunftübergriffe auf das Wesen der Erscheinung, also auf das göttliche Wirken, die Folge waren. Als klarer Denker dieser Zeit ragte Kant heraus, der im Jahre 1790 schon vor den Begründern der neuzeitlichen Abstammungslehre eine eigene Erklärung für die Artenvielfalt suchte. In seiner „Kritik der Urteilskraft" (§ 80) deutet er den Abstammungsgedanken an, nennt ihn aber in einer Fußnote zutreffend ein *„gewagtes Abenteuer der Vernunft"*, weil die Erfahrung der Vernunft für diesen Gedanken nicht ausreiche.

M. Ludendorff erinnert in ihrem ersten philosophischen Werk auch daran, daß die seelisch Lebendigen ihre Vernunft um so mehr in den Dienst der Forschung stellten, je mehr der Glaube schwand. Freilich nisteten sie sich dadurch auch in ihrem ganzen Menschsein immer gründlicher im Diesseits ein; im schlimmsten Fall wurden sie zu bloßen Daseinsstreitern, zu *„plappernden Toten"*. Sie irrten ab vom „heiligen Rätsel".

„Erkenntnis — Erlösung! Was will dies Mahnen? Wie, wenn endlich Erleben und Wissen sich paarten?" („Triumph ...") Dies wurde durch das Abirren der Vernunft von ihrem Gebiete, dem Diesseits, auf das Jenseits, das Wesen der Erscheinung, noch lange Zeit erschwert. Lamarck, der 1809 in einem großen Werk erstmals gründlich den Artwandel, die Abstammung als Tatsächlichkeit nachgewiesen hat und einen angeborenen Hang der Lebewesen zur Veränderung und Entwicklung dafür als Ursache nennt, war mehr, als Mathilde Ludendorff dies ausspricht, schon dem Rationalismus und Materialismus verfallen: Er irrte in der Annahme, daß — wie er sagte — das „fluidum" Hitze oder Elektrizität aus lebloser Materie fortwährend Lebewesen entstehen lasse und sich die Organe entsprechend ihrem Gebrauch oder Nichtgebrauch entwickelten und das Erbgut entsprechend verändert und so an die Nachkommen weitergegeben werde.

Während Lamarcks Nachweis der Evolution ebenso wie seine Erklärungsversuche unter seinen Zeitgenossen fast wirkungslos verhallten, hat Charles Darwin 50 Jahre später einen ungeheuren Widerhall und sehr viel Zustimmung gefunden, als er sein Werk „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" veröffentlichte. Das wundert nicht. Hatten sich doch die Menschen im 19. Jhdt. zunehmend von der Religion abgewandt, nachdem deren Irrlehren immer deutlicher offenbar wurden, und sich verstärkt dem Diesseits zugewandt, was sie seelisch verarmen ließ. An die Stelle ihrer Unsterblichkeitsehnsucht, ihres Strebens nach Ewigkeitswerten, trat der materialistische Fortschrittsglaube: Teils als Marxismus-Kommunismus, teils als Rassevergottung.

Diesen Anschauungen war Darwins Selektionstheorie wie auf den Leib geschneidert. Andererseits haben alle, die seelisch lebendig genug waren, aber auch solche, die den Einfluß des Christentums in Gefahr sahen, laut gegen diese Enträtselung der Schöpfung protestiert.

Man wird Darwin aber nicht gerecht, wenn man ihn als gottlosen

Materialisten abtut. Er hat jahrzehntelang und unbefangen über die Artenvielfalt und die religiösen und wissenschaftlichen Lehren nachgedacht. Seine Selbstbiographie und seine Briefe sind beeindruckend, weil sie Darwins überragende Wahrheitsliebe und Vernunft widerspiegeln und sein menschliches Mitfühlen und seine noble Gesinnung. Die Einladung zu einer 5 Jahre dauernden Weltumseglung — 25 Jahre vor seinem Hauptwerk — hat den sensiblen Forscher viele entscheidende geologische und biologische Fragen und Beobachtungen anstellen lassen. So wunderte er sich beispielsweise in Südamerika darüber, wie nahe verwandte Tierarten einander ablösen, je weiter man nach Süden vordringt; und er beobachtete z. B. auf den Galapagos-Inseln, daß die Tier- und Pflanzenwelt von Insel zu Insel geringfügig variieren. Warum sollten für jede Galapagos-Insel eigene Lebewesen geschaffen worden sein? In Australien beobachtete er eine völlig andere Tierwelt wie in Europa: Känguruh, Beutelwolf und Beutelratte usw., also Beuteltierarten aller Größen und Lebensweisen haben hier Stellen im Lebensgefüge besetzt, wie sie dort von entsprechenden, aber doch ganz anderen Säugetierarten (Reh, Wolf, Ratte ...) eingenommen werden. So zweifelt er immer mehr daran, daß die Arten von Anfang an unveränderlich waren.

Von der Weltumsegelung zurückgekehrt, wendet sich Darwin der Haustierzucht zu, weil er hofft, aus den Forschungsergebnissen über die Veränderungen der Haustierarten Rückschlüsse auf die Veränderung der Tier- und Pflanzenarten ziehen zu können, von der er aufgrund der Fülle an Belegen, die er in Händen hat, nun schon überzeugt ist. Er sammelt die Ergebnisse, die die Haustierforschung hervorgebracht hat. Bei der Auswertung des Tatsachenmaterials wird ihm immer klarer die Bedeutung der Selektion, der Zuchtwahl. Bei Haustieren und Kulturpflanzen übernimmt der Mensch die Auslese unter den großen Nachkommenschaften. Darwin: *„Wie aber Auslese unter in freier Natur lebenden Organismen stattfinden könne, blieb mir noch eine Weile verborgen.“* Nach weiteren 10 Jahren Forschung und Überlegung sieht er die Auslese in freier Natur durch den Existenzkampf aller Arten von Pflanzen und Tieren zustandekommen, weil durch ihn *„eine Tendenz zur Erhaltung günstiger und zur Auslöschung ungünstiger Variatäten“* entstehe; er spricht von natürlicher Zuchtwahl.

Erst 1859 läßt er sein großes Standardwerk „Die Entstehung der

Arten ...“ erscheinen; die 1200 Exemplare der 1. Auflage wurden gleich am Erscheinungstag verkauft. Das umfangreiche Werk belegt mit kriminalistisch-wissenschaftlicher Sorgfalt und unter Heranziehung vieler Forschungsgebiete die Theorie der Abstammung. Gleichzeitig wird in Darwins Werk der Beweis zu führen versucht für die Selektionstheorie, die das Zustandekommen der Artenentwicklung erklären soll. Es war Darwin bewußt, daß ihm die Gesetzmäßigkeiten der Vererbung, die bei der Artenentwicklung eine wichtige Rolle spielen, noch verborgen waren.

Die Selektionstheorie weitet sich zur Weltanschauung aus

Über die weltanschaulichen Konsequenzen seines Hauptwerks war sich Darwin ebenso wie seine Anhänger und Gegner im klaren. Gleich nach seinem Erscheinen schrieb Darwins einstiger Lehrer in Geologie, Prof. Sedgwick, in einem Brief an Darwin, daß er das Buch *„mit mehr Schmerz als Vergnügen gelesen habe ... Es gibt einen moralischen und metaphysischen Teil der Natur ebenso wie einen physischen. Ein Mensch, welcher das leugnet, steckt tief im Schlamme der Torheit. Das ist die Krone und der Ruhm der organischen Wissenschaft, daß sie durch Endursachen das Materielle mit dem Moralischen wirklich verknüpft und uns doch nicht gestattet, sie in unserer ersten Erfassung der Gesetze und unserer Klassifikation solcher Gesetze zu vermengen, mögen wir die eine Seite der Natur betrachten oder die andere. Sie haben diese Verknüpfung ignoriert ... Einzelne Teile (des Buches) habe ich mit absoluter Bekümmernis gelesen, weil ich sie für ganz und gar falsch und in einem schmerzlichen Grade unheilstiftend halte.“*

Jahre bevor der Monistenbund um Ernst Haeckel und mit Haeckel zum eifrigsten und erfolgreichsten Verbreiter von Darwins Anschauungen wurde, den Biologismus zur Weltanschauung machte, hat Sedgwick in voller Klarheit den Unterschied zwischen dualistischer und monistischer Weltanschauung herausgestellt und auf die Konsequenz beider Weltbetrachtungen für Moral und Verantwortung hingewiesen.

Darwin hat immer mehr mit der Vernunft auf das Göttliche und Seelische übergegriffen. So wird ihm das Verhängnisvolle an dem Vernunftübergriff seiner Selektionstheorie natürlich nicht bewußt. Wie sehr er aber immer mit der Vernunft um Wahrheit gerungen hat, zei-

gen viele seiner Aufzeichnungen und Briefe, auf die wir noch zurückkommen.

Im dichterischen Teil des „Triumph" läßt Math. Ludendorff sowohl Seelentote als auch die ernsten sinnenden Träumer einem greisen Forscher lauschen: Er lehrt ihnen das Wissen über das Werden der Arten und über die harmonische Übereinstimmung von Körpermerkmalen und Anforderungen des Daseinskampfes, und er lehrt, daß allein der Kampf ums Dasein diese Anpassungen hervorgebracht und auch die Entwicklung zum Menschen vorangetrieben habe.

„Welch weites und herrliches Schauen des Forschers!
Welch tiefes Begreifen des Werdens der Wesen!
So sinnend erheben sich stille die Ernsten,
voll Mitleid sieht sie der einsame Lauscher in Trauer:
Sie haben den Glauben ans Jenseits verloren.
Doch klatschen und jubeln voll Freude
viel plappernde Tote dem Greise."

(„Triumph des Unsterblichkeitwillens")

In ihren Spätwerken umsinnt M. Ludendorff die Auswirkungen der absoluten Vollkommenheit Gottes und zeigt dabei auch auf, wie sich das Göttliche dem verhüllt, der es mit der Vernunft zu fassen oder zu widerlegen sucht.

Gottleugnung — Gottverhüllung. Darwins weltanschauliches Ringen

Bernhard Spieß, der Vater M. Ludendorffs, sagte zu seiner Tochter, als diese um die Jahrhundertwende den Plan faßte, Medizin zu studieren: *„... aber wenn Du Medizin studierst, Kind, dann werden sie Dir auch noch Deinen Gott nehmen."*

Darauf die Tochter: *„Das ist nicht möglich, Vater; wenn dieser Gott es nicht verträgt, daß das Licht der Naturwissenschaft auf ihn fällt, dann ist dieser Gott eben ein Irrtum, dann wird sich mein Gottglaube an dem gewonnenen Wissen wandeln. Ein Gott, der das Licht der Wissenschaft nicht verträgt, kann nie mein Gott sein, denn die Wahrheit ist doch das Ziel unseres Sehnens."*

Der Vater: *„Aber weißt Du, in welch große Gefahr Du gehst, wie schlau die Materialisten all ihre Nüchternheit mit Scheinbeweisen umhängen, wie leicht diese der Jugend einleuchten können?"* (M. Ludendorff, Mein Leben, Bd. 2)

Der Vater hat weitergeblickt. Aber die Tochter hat für sich auch recht behalten. Dem Christentum stand sie freilich schon jetzt genauso fern wie Darwin als Forscher im mittleren Alter. Auch Darwin dachte sehr frei über Religionen:

„Ich war ... allmählich dahin gekommen, einzusehen, daß dem Alten Testament — mit seiner offensichtlich falschen Weltgeschichte, mit seinem babylonischen Turm, mit dem Regenbogen als Zeichen usw. und seiner Art, Gott Gefühle eines rachedürstigen Tyrannen zuzuschreiben — nicht mehr Glauben zu schenken sei als den heiligen Schriften der Hindus oder dem Glauben irgendeines Wilden." „Durch Überlegungen ... kam ich allmählich dazu, nicht an das Christentum als eine göttliche Offenbarung zu glauben. ... So beschlich mich in sehr langsamer Weise der Unglaube" (gemeint ist die Zeit zwischen seinem 34. und 40. Lebensjahr, also nach der Weltumsegelung, aber schon 20 Jahre vor seinem Standardwerk), *„bis ich schließlich gänzlich ungläubig wurde ... Und in der Tat, ich kann es kaum begreifen, wie jemand ... wünschen könne, die christliche Lehre möge wahr sein; denn wenn dem so wäre, dann zeigt der einfachste Text (des Evangeliums), daß die Ungläubigen, und ich müßte zu ihnen meinen Vater, meinen Bruder und nahezu alle meine besten Freunde zählen, ewige Strafe verbüßen müßten. Eine abscheuliche Lehre!"*

Darwins weitere und spätere Ansichten über Religion und göttliches Wirken im Weltall lassen eine zunehmende Ermattung seines Gotterlebens erkennen:

„Früher wurde ich durch Empfindungen ... (obgleich ich nicht glaube, daß das religiöse Gefühl jemals stark bei mir entwickelt war) zu der festen Überzeugung von der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele geführt. In meinem Tagebuch schrieb ich, daß, wenn man in der großartigen Natur des brasilianischen Waldes steht, es nicht möglich ist, eine zutreffende Vorstellung von den höheren Gefühlen des Erstaunens, der Bewunderung und der Ergebung zu vermitteln, die den Geist erfüllen und erheben. Ich erinnere mich sehr wohl der Überzeugung, daß mehr im Menschen sei als der bloße Atem seines Körpers. Jetzt aber würden diese großartigen Szenen keine derartigen Überzeugungen und Gefühle mehr in mir entstehen lassen. Man könnte ganz zutreffend sagen, daß ich wie ein Mensch bin, der farbenblind geworden ist, und der allgemein bei Menschen bestehende Glaube an die Exi-

stenz der roten Farbe macht meinen jetzigen Verlust des Wahrnehmungsvermögens nicht im mindesten zu einem triftigen Beweisgrund. Dieser Beweisgrund würde nur gültig sein, wenn alle Menschen aller Rassen dieselbe innerliche Überzeugung von der Existenz eines Gottes hätten", was Darwin — richtig — als nicht gegeben ansieht, ohne freilich gerade darin die Vollkommenheit Gottes, aber zudem auch die Auswirkungen des „Absturzes der Religionen vom Gotterleben" zu erkennen.

Wohl kennt Darwin einen „*Gemütszustand ..., der ganz innig mit einem Glauben an Gott verbunden war*". Aber er könnte ebensowenig wie die ähnlichen Gefühle, die durch Musik angeregt werden, als Beweisgrund für die Existenz Gottes angeführt werden.

Daß der nur mit der Vernunft an das Rätsel herangehende Darwin Gott stets — wie die Religionen — als Erscheinung betrachtet und nie als ihr Wesen erkennt, nimmt wieder nicht wunder. In der Mitte seines Lebens hatte ihn die Vernunft noch nicht ganz vom Göttlichen in der Erscheinung weggelockt. Zur Zeit, als er die „Enstehung der Arten ..." schrieb, meinte er noch, daß es eine von der Vernunft ausgehende „*Quelle für die Überzeugung von der Existenz Gottes*" gäbe:

„*Das ergibt sich aus der ... Unmöglichkeit, einzusehen, daß dieses ungeheure und wunderbare Weltall, das den Menschen umfaßt mit seiner Fähigkeit, weit zurück in die Vergangenheit und weit in die Zukunft zu blicken, das Resultat blinden Zufalls oder der Notwendigkeit sei ... ich verdiene Theist (Gottgläubiger) genannt zu werden ... Dann entsteht aber wieder der Zweifel: Kann man sich auf den Geist des Menschen, welcher ... sich aus einem so niederen Geiste wie dem der niedersten Tiere entwickelt hat, verlassen, wenn er solch großartige Folgerungen zieht?*"

Darwin verweist außerdem auf die suggestive „*Einflößung des Glaubens ... in die Gemüter der Kinder*", die eine überaus starke Einwirkung auf das Gehirn habe. (Darwin denkt sogar an eine erbliche Einwirkung solcher Suggestionen.)

Ein Dummkopf bleibt ein Dummkopf nur
für sich, in Feld und Haus,
doch wenn du ihn zu Einfluß bringst,
so wird ein Schurke d'raus.

Franz Grillparzer

Zu Recht fühlt sich Darwin von dem Gott der Religionen abgestoßen, und seine dominierende Vernunft mit ihren nagenden Zweifeln bringt ihn dem Rätsel, dem „Geheimnis des Anfangs aller Dinge", nicht näher, weshalb er sich hier im Alter nur noch als Agnostiker*) sieht. Wohl aber sehen wir Darwins Leben bis ins hohe Alter außer von dem unbeirrbaren Willen zur Wahrheit vor allem auch von der Fürsorge und Liebe zu seiner Familie und zu den anderen ihm nahestehenden Menschen durchstrahlt. Aber andere göttliche Fähigkeiten sind ihm zunehmend verloren gegangen.

Der fast 80jährige bekennt:

„Ich habe erwähnt, daß sich meine geistige Stimmung während der letzten 20 oder 30 Jahre in einer Beziehung geändert hat. Bis zu dem Alter von 30 Jahren bereitete mir Poesie verschiedenster Art ... großes Vergnügen ... Ich habe auch angeführt, daß mir früher Gemälde ein beträchtliches und Musik ein sehr großes Entzücken bereiteten. Jetzt kann ich es schon seit vielen Jahren nicht mehr ertragen, eine Zeile Poesie zu lesen ... Ich habe auch meine Vorliebe für Gemälde und Musik beinahe verloren. — Musik veranlaßt mich meistens, zu energisch an das zu denken, woran ich gerade arbeite ... Mein Geist scheint eine Art Maschine geworden zu sein, allgemeine Gesetze aus großen Sammlungen von Tatsachen herauszumalen; warum dies die Atrophie (den Schwund) desjenigen Teils meines Gehirns verursacht haben könnte, von dem die höheren Gefühlsentwicklungen abhängen, kann ich nicht verstehen. Ein Mensch mit einem Geist, der höher organisiert und besser veranlaßt wäre als meiner, würde, wie ich vermute, dies nicht erfahren haben; ... Der Verlust der Empfänglichkeit für derartige Sachen ist ein Verlust an Glück und dürfte möglicherweise nachteilig für den Intellekt, noch wahrscheinlicher für den moralischen Charakter sein, da er dem gemütsmäßig erregbaren Teil unserer Natur schwächt."

Bevor wir uns noch den Auswirkungen zuwenden, die Darwins Selektionstheorie auf seine Zeitgenossen hatte und heute auf uns hat, blikken wir noch einmal zurück auf Darwins Werk und Leben. Wir haben Bewunderung für die reichen Erkenntnisse, die uns der Forscher geschenkt hat, sind aber jetzt noch ernster beeindruckt davon, wie seine Vernunftanwendung zur Erklärung des Werdens der Arten bis hin

*) Agnostiker = Nichtwissender, Agnostizismus ist eine Anschauung, nach der das transzendente Sein, das Wesen der Erscheinung, nicht erkennbar ist.

zum Menschen und wie seine Vernunftübergriffe (die auch in der Überbewertung seiner Selektionstheorie zum Ausdruck kommen) parallel gehen mit einer Einengung und Ermattung der Seele, die aber dennoch immer wieder einzelne Strahlen der Erkenntnis empfängt und uns übermittelt. Allmählich verhüllen sich ihr ein Großteil der Gottoffenbarung in Natur und Kultur.

Vernunftbeweise für und wider Gott führen zur Verhüllung Gottes in dieser Seele. Gibt es noch einen erhabeneren Beweis für die Tatsächlichkeit und für die absolute Vollkommenheit des Göttlichen?

Die Früchte und Dienste des Darwinismus

Mathilde Spieß begegnete während ihres vorklinischen Studiums in Freiburg der Abstammungs- und der Selektionstheorie gewiß intensiver, als dies ihr Vater damals ahnte. Bei August Weismann (ursprünglich Mediziner und dann zum ersten Professor für Zoologie in Freiburg berufen) hörte sie Zoologie, und sie las begeistert sein zweibändiges Werk über Abstammungslehre. Weismann gilt nach Darwin als bedeutendster Theoretiker der Abstammungslehre und Selektionstheorie und als Begründer des Neodarwinismus. Er war aber von materialistischen Verallgemeinerungen und Einengungen freigeblieben, ähnlich wie die Studentin M. Spieß, die die wunderbaren Enthüllungen der Biologie für sich in eine seelenvollere Sprache übersetzt hat.

Über ihre Einführung in die Abstammungslehre durch Prof. Weismann und über die Bedeutung dieses Wissens für ihr eigenes Denken und Schaffen berichtet uns die Philosophin selbst:

„Es läßt sich nicht beschreiben, wie tief der Eindruck dieses Lehrers auf seine Hörer war, sofern sie überhaupt fähig waren, die Naturwissenschaft mit offener Seele aufzunehmen. Der damals schon im 68. Jahre stehende bedeutende Forscher strahlte tiefe Ehrfurcht vor der Herrlichkeit der Schöpfung und ihrer Lebewelt in die Seelen seiner Hörer aus, wenn er mit fast väterlich warmer Stimme und mit andächtiger Bewunderung auf jede einzelne Schönheit und auf die Weisheit der Abwehr der Tiere in ihrem Kampfe ums Dasein hinwies. Er mag wohl in seinem Leben manchen gelehrt haben, dies alles mit gleich wachen Augen zu sehen. Auch für mich bedeutete es reichen Segen, gleich im ersten Semester so tiefer Eindrücke teilhaftig zu sein ... Für mein Schaffen aber sollte dieses Kolleg von weit größerer Bedeutung wer-

den als für mein Studium. War er schon in seiner Art, die Natur zu sehen, der eindringlichste Warner für alle Hörer, nicht plumpem Materialismus zu verfallen, wie er damals die ganze Naturwissenschaft beherrschte, so war der Inhalt dessen, was er in dem Kolleg ‚Deszendenztheorie' brachte, Weg zur Erkenntnis. Der so hochverdiente Forscher Darwin, der eine solche Fülle wichtiger Entdeckungen auf dem Gebiet der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft geschenkt hatte, wollte leider in seiner Abstammungstheorie erläutern, wie es zu der Entstehung aller Tier- und Pflanzenarten gekommen sei. Er glaubte, daß die Anpassungen, die für den Daseinskampf sich als nützlich erwiesen hatten, die Entwicklung vom Einzeller bis hinauf zum Menschen geschaffen hätten, sie also erklären könnten. So ward denn seine Theorie nach seinem Tode der Ausgangspunkt materieller Verflachung." (M. Ludendorff, Mein Leben, Bd. 2)

Wir müssen uns daran erinnern, daß zur Zeit Darwins der vom naturwissenschaftlichen Denken ausgegangene Materialismus schon weit übergegriffen hatte. Vor allem von England und Frankreich aus gingen positivistische Anschauungen, die jede Transzendenz, und damit auch Seele und Moral, leugneten. Schon bald wollte diese Abart von Philosophie sich in die Praxis umsetzen, d. h. Macht ausüben und sich dazu mit dem Proletariat verbünden. Der Darwinismus fiel ihr wie ein Geschenk zu.

Zu dieser Zeit war das deutsche Kulturschaffen noch bestimmt durch Dichter wie Stifter und Fontane, Musiker wie Bruckner und Wagner, Maler wie Schwind, Leibl und Hans Thoma. Daneben aber fand eine starke Hinwendung statt zum Diesseits, zum Wirtschaftsleben und zum Finanzkapitalismus; Weltbanken, Weltverkehr und Welthandel entwickelten sich ebenso stürmisch wie die Großstädte. Es vollzog sich auf allen Gebieten ein tiefgreifender Wandel. Viele fühlten die Bedrohung durch die Abkehr von inneren seelischen Werten.

Der Biologismus und Darwinismus wurden immer mehr zur Welt-

Gab's eine ärme je als unsre Zeit
an Männern und an Werken und an Geistern?
Und aus so vieler Mittelmäßigkeit
Wollt ihr Vortrefflichkeit des Ganzen kleistern? Franz Grillparzer

anschauung vieler, zum Fortschrittsglauben und zur neuen Heils- und Erlösungslehre, die Gott — nicht nur den der Religionen — für tot erklärte. Man glaubte an ein Vorbild der Natur und an das Recht des Stärkeren; Verantwortlichkeit und Moral sind folgerichtig absurd geworden.

In Dostojewskis „Dämonen" sagt Kirilloff:

„Es wird einen neuen Menschen geben, einen glücklichen und stolzen. Wem es ganz einerlei sein wird, zu leben oder nicht zu leben, der wird der neue Mensch sein. Im Stein ist kein Schmerz, . . . Gott ist der Schmerz von der Angst vor dem Tode. Wer Schmerz und Angst besiegt, der wird selbst Gott sein. . . . Dann wird man die Weltgeschichte in zwei Teile teilen: Vom Gorilla zur Vernichtung Gottes."

Geschichtswissenschaftler, auch Kulturgeschichtler, übernahmen vielfach Anschauung und Begriffe des Darwinismus. Selbst Musikalität, Musik und Musikgeschichte wurden biologistisch-darwinistisch „erklärt" (Spencer, G. Adler, Lach u. a.); dabei schaltete sich sogar einmal August Weismann ein. Beispielhaft sei der Musikhistoriker O. Koller zitiert: *„Selbst vor den Werken ein und desselben Meisters macht der Kampf ums Dasein nicht halt."* Auch bei den Symphonien Haydns und Mozarts *„haben die besseren, d. h. die zum Wettkampfe mit ihren gleichgearteten Mitbewerber besser ausgerüsteten Individuen die anderen verdrängt. . . . So zeigte sich, daß die Gesetze, die die organische Welt beherrschten, auch für die Welt der Kunst Geltung haben: Die Erblichkeit, die Variabilität, die Überproduktion, die zum Kampf ums Dasein und dadurch zur Divergenz der Charaktere und zum Erlöschen der minder verbesserten Formen . . ."*

Auch Oswald Spengler (geb. 1880) ging von biologistischen Gedanken aus, die er bei anderen Philosophen aufsuchte, und setzte deshalb die Kulturen den sterblichen, vielzelligen Organismen gleich. („Der Untergang des Abendlandes")

Schon Darwin hatte die Überzeugung von einer noch bevorstehenden Höherentwicklung des Menschen ausgesprochen:

„Der Mensch ist wohl entschuldigt, wenn er einigen Stolz darüber empfindet, daß er, wenn auch nicht durch seine eigenen Anstrengungen, zur Spitze der ganzen organischen Stufenleiter gelangt ist; und die Tatsache, daß er in dieser Weise emporgestiegen ist, statt ursprünglich schon dorthin gestellt worden zu sein, kann ihm die Hoffnung verleihen, in

der fernen Zukunft eine noch höhere Bestimmung zu haben." („Die Abstammung des Menschen")

Nietzsche hat diese darwinistische Überzeugung idealistisch verschönt. Anders griffen sie die zunächst vor allem englischen Machtpolitiker und Materialisten (mit großem Sendungsbewußtsein) auf, die sich an Darwinismus u n d Jahwe hielten. Cecil Rhodes (1877):

„Ich behaupte, daß wir die erste Rasse in der Welt sind, und daß es umso besser für die menschliche Art ist, je mehr von der Welt wir bewohnen. ... Da Gott offenkundig die englisch sprechende Rasse zu seinem auserwählten Werkzeug formt, durch welches er einen Zustand der Gesellschaft hervorbringen will, der auf Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden gegründet ist, muß er offensichtlich wünschen, daß ich tue, was ich kann, um jener Rasse so viel Spielraum und Macht wie möglich zu geben."

Sofort Darwins Werk studiert hat auch Friedrich Engels. Am 12. 12. 1859 berichtet er seinem Freund Karl Marx von seiner Lektüre des Buchs „Über die Entstehung der Arten . . .":

„Übrigens ist der Darwin, den ich gerade jetzt lese, ganz famos. Die Teleologie" (Zielgerichtetheit) *„war nach einer Seite hin noch nicht kaputtgemacht, das ist jetzt geschehen. Dazu ist bisher noch nie ein so großartiger Versuch gemacht worden, historische Entwicklung in der Natur nachzuweisen, und am wenigsten mit solchem Glück."*

Und Karl Marx antwortete: *„Während der letzten 4 Wochen habe ich allerlei gelesen, unter anderem Darwins Buch über natürliche Auslese. Obgleich grob englisch entwickelt, ist dies das Buch, das die naturhistorische Grundlage für unsere Ansicht enthält."*

Fortan war materialistisch aufgefaßter Darwinismus Bestandteil der marxistischen, kommunistischen Weltanschauung, wobei in der ideologischen Blindheit übersehen wurde und wird, daß die von Darwin als Wirkprinzip herausgestellte Selektion ja beim Menschen Eliten und nicht Proletariermassen schaffen müßte.

Dieses andere, nämlich elitäre sozialdarwinistische, Ziel verfolgten bald einige Rassetheoretiker, es führte zur Rassevergottung. Für diese Materialisten ist Volk und Rasse der höchste Wert, und der einzelne ist nur Mittel zum Zweck für die Zukunft der Rasse. Daran anknüpfend fielen 1933 auf dem Reichsparteitag die Worte:

„Die Differenzen zwischen den einzelnen Rassen können z. T. so-

wohl äußerlich und damit selbstverständlich auch innerlich ganz enorm sein und sind es auch. Die Spanne, die zwischen den niedrigsten sog. Menschen und anderen höchsten Rassen liegt, ist größer als die zwischen den tiefsten Menschen und dem höchsten Affen."

Darwinismus und Gotterkenntnis

In eine völlig andere Welt blicken wir, schon wenn wir den ersten Satz im Prosateil des ersten philosophischen Werkes M. Ludendorffs aus dem Jahre 1922 lesen:

„*Ein Neger Westafrikas in seinem genügsamen Geisterglauben und der erhabenste Philosoph sind trotz aller Fernen ihres Seelenlebens einander innig verwandt im Vergleich zu ihrer Wesensverschiedenheit von allen jenen, die da glauben, das nüchterne Nützlichkeitsgesetz sei das letzte Geheimnis des Lebens, die zweckbeherrschte Endlichkeit sei das einzig Wirkliche, das innere Erlebnis des Unsichtbaren aber sei unhaltbare Einbildung unklarer, unreifer Denker.*"

Anders als bei den marxistischen oder rassistischen Materialisten geht es hier um Gottwesentliches, um unterschiedliche seelische Standpunkte.

Während die theologischen Widersacher der Abstammungslehre im allgemeinen und der Selektionstheorie im besonderen bekannt sind, kennt man von den Theologen, die die Abstammungslehre und den Darwinismus in die christliche Lehre einzugliedern versuchten, allenfalls Teilhard de Chardin. Savage (1842), McCosh (1811) und Chardin (1881) kommen zu einigen Aussagen, die denen der Gotterkenntnis ähnlich sind, zu einem Gott, „*herrlicher als Jehova*" (Teilhard de Chardin) — aber nicht weiter als bis zu den Toren der Gotterkenntnis. Sie konnten oder wollten das Christentum nicht ganz aufgeben.

Von wenigen Biologen werden seit über hundert Jahren biologische Einwände gegen Darwins Selektionstheorie vorgebracht. Sie halten es für unmöglich, daß ein Organismus oder auch nur ein einzelnes Organ wie z. B. das Auge mit so vielen vollkommen zusammenwirkenden Teilen durch ungerichtete, zufällige Erbänderungen in der Evolution entstanden und vermehrt worden sind. Sie erinnern z. B. auch an die enge Vergesellschaftung verschiedener Lebewesen, ihr harmonisches Zusammenwirken, ohne daß sich dies zwingend allein auf Nützlichkeit und Auslese zurückführen ließe.

Solches Leben läßt uns philosophisch erkennen, wie stark der Wille

zur Mannigfaltigkeit und wie vollkommen und gottnah alle Naturvorgänge und Naturgesetze sind, die bei einem Mindestmaß an „Opfern“ und Qualen ein ganz auf sich selbst gestelltes, gottdurchseeltes Weltall mit seiner unfaßbaren Fülle an unbelebten und belebten Erscheinungen möglich machen.

Dies wird uns besonders offenkundig, wenn wir uns mit der Biologie der Parasiten und Pflanzengallen beschäftigen und erkennen, wie kompliziert und ohne irgendeinen Nutzen für den Wirtsorganismus dieses Zusamenleben ist, ja, daß manche Parasiten sogar darauf angewiesen sind, auf komplizierteste Weise von einer Wirtsart zur anderen weitergegeben und jeweils bestmöglich von ihnen eingebettet und versorgt zu werden. Im Regelfalle sind die Parasiten ihren Wirtsorganismen so gut angepaßt, daß sie sie nicht töten (z. B. krankheitserregende Bakterien und Viren). Ganz unmöglich können die Schädigungen wegen der nicht abzustellenden Erbänderungen und gelegentlichen Übergänge auf andere Wirtsorganismen aber nicht sein.

Daß auffällige Schönheit zumindest im Tierreich — abgesehen von bestimmten Warnkleidern — der Tarnung und damit dem Überleben hinderlich ist, hat schon Darwin beschäftigt. Er bemühte sich, wenigstens einige farbliche Auffälligkeiten bei Tieren als vorteilhafte Signale für das Paarungsverhalten dieser Tierarten zu deuten. Dagegen setzt M. Ludendorff die Überlegung, daß männliche wie weibliche Tiere ja am meisten Vorteil daraus ziehen würden, wenn sie auf solche gefährlichen Signale gar nicht angewiesen wären. Sie erinnert auch daran, daß nicht alle auffälligen Formen und Farben — die Schönheit offenbaren — bei Tieren, Pilzen und Pflanzen mit Sexualität zu tun haben und deshalb auch kein Vorteil daraus entstehen kann. Außerdem zeigen uns Attrappenversuche, die Verhaltensforscher anstellen, daß z. B. ein Fisch oder ein Schmetterling auf plumpe Attrappen bestimmter Größe, Form und Farbe ganz genau so anspricht wie auf die schönen Formen und Farben ihrer Artgenossen. Viele Lebewesen wie die einzelligen Kieselalgen und Strahlentierchen oder auch Korallentierchen können ihre in Schönheit vollendeten Formen überhaupt nicht wahrnehmen. Und wieviele Schönheiten erschließen sich auch unserem Auge erst durch das Mikroskop! Sie alle haben nicht das mindeste zu tun mit Angepaßtsein und Lebensvorteil.

Viele im Laufe eines Jahrhunderts immer wieder hervorgebrachte

Einwände der Vernunft gegen die Selektionstheorie sind höchst unbefriedigend und werden ebensowenig dem „Rätsel“ gerecht wie der Darwinismus selbst: Z. B. wenn sie Zweifel erheben, ob die Lebewesen und all ihr Können durch Erbgut und Erbgutänderungen geworden sind, sich ständig gegenüber Selektionsdruck bewähren müssen und bei veränderter Umwelt nur die genügend Angepaßten (nicht nur die Bestangepaßten) überleben. Manche Darwinismuskritik erweckt den Eindruck, als wäre Gott für fortwährende Eingriffe nötig und als könne es sich bei der Aufwärtsentwicklung der Arten zum Menschen nicht mit „natürlichen Dingen“ zugehen, also etwa das wunderbare Werden und Verändern des Erbgutes entbehrt werden.

Es verstrichen 60 Jahre, bis die Einsicht in das Evolutionsgeschehen zur ersten Formulierung der Gotterkenntnis führte (1922: „Triumph des Unsterblichkeitwillens“).

„Es bleibt uns ein unbegreifliches Rätsel, daß die Theorie Darwins die Schöpferkraft der Menschen ein Jahrhundert lang so stumpf machen konnte, daß im Namen der Entwicklungsgeschichte, die der Erwecker einer wunderbaren klaren Gotterkenntnis ist, der Glaube an Gott und Seele begraben wurde ... Entwurzelt, ja entseelt stehen die Völker an den Gräbern ihres Glaubens. Ein nüchterner, vernünftelnder, geistreichelnder, vom Darwinismus beeinflußter Materialismus versucht die Beraubten vergeblich zu entschädigen. ... Zufrieden sind nur jene, die so arm an Seele geworden sind, daß sie das Hungergefühl dieses schmächtigen Geschöpfchens überhaupt nicht spüren ... Wohl uns ..., wenn das innerliche Auge unseres Volkes noch nicht erstorben, wenn seine Seele noch lebendig ist, um an die Wunder der Entwicklung heranzutreten mit lebendigem Auge und dem Wissen des 20. Jhdts. Dann kann aus der Erkenntnis alles Werdens das Sein des Menschen erfaßt werden, wie dies unsere Ahnen schon voraussagten; dann ist die Stunde der Morgendämmerung von ungeahntem seelischen Reichtum gekommen.“

Statt Diktatur verlangt ein sittliches Volk eine Staatsleitung, die mit Mindestmaß der Beschränkung des Einzelnen das Höchstmaß der Pflichterfüllung für das Volk erreicht. Nur Führer, die dies ermöglichen, sind Staatsmänner, alle anderen sind Sklavenhalter.

Erich Ludendorff

B 4157 DX



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 1 9. 1. 1980 20. Jahr

Inhalts-Übersicht

Die Ludendorffsche Philosophie und der Darwinismus

Von Peter Hansen

I) Die Reichweite der darwinistischen Theorie

Die von Darwin aufgestellte Lehre ist nicht etwa eine biologische Theorie unter vielen anderen, sondern sie gilt als Zentraltheorie, die sämtliche Bereiche der Biologie umfaßt, z. B.: Cytologie, Morphologie, Ontogenie ... Sie nimmt damit eine ähnliche Stellung ein wie die Relativitäts- und Quantentheorie in der Physik unseres Jahrhunderts.

II) Der Gegensatz zwischen dem Darwinismus und der deutschen idealistischen Philosophie

Die Ludendorffsche Philosophie zeigt viele Anklänge an den deutschen Idealismus, der über Jahrhunderte in Deutschland vorherrschend war und daher geradezu als deutscher Wesenszug angesehen wurde.

Der deutsche Idealismus beginnt seine ersten Flugversuche mit Paracelsus und Böhme im 16. Jahrhundert, erreicht nach dem Dreißigjährigen Kriege in der „Monadologie" von Leibnitz einen ersten Höhepunkt, schwingt sich zu Beginn des 19. Jarhunderts zur „Deutschen Naturphilosophie" empor und mündet schließlich in die Ludendorffsche Philosophie.

Wir können die Grundaussage des Idealismus zu unserem Thema wie folgt zusammenfassen:

Die Evolution der Lebewesen läßt sich nur verstehen, wenn wir uns in die Pflanze und das Tier hineinversetzen, wenn wir ihren Lebenskampf miterleben, ihren unbändigen Selbsterhaltungswillen: dann erkennen wir nämlich, daß die Lebewesen weit entfernt sind, Maschinen im Sinne Descartes oder Newtons zu sein. Goethe hatte diese Auffassung als „hohl und leer" bezeichnet und mit einer „tristen atheistischen Halbnacht" verglichen.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich für die „Deutsche Naturphilosophie" die Auffassung, daß die Evolution der Arten ein schöpferischer und künstlerischer Vorgang ist (Schelling), dessen wesentliche Schritte sich dem Leitfaden der Kausalität entziehen und daher nicht denkerisch erfaßt werden können.

Und hier prallt die idealistische Grundauffassung in aller Schärfe mit dem Darwinismus zusammen; denn nach Darwin ist die Evolution der Arten ausschließlich kausal bestimmt, oder anders ausgedrückt: seine Theorie ist durch und durch mechanisch und damit materialistisch.

Verläuft also die Evolution der Lebewesen schöpferisch oder mechanisch?

So lautet die erste Grundfrage.

Das zweite Problem wird von Stegmüller sehr klar dargestellt. Er schreibt:

„Es ist eine oft zu hörende Behauptung, daß Darwin deshalb auf solche Ablehnung stieß, weil er behauptete, daß der Mensch vom Affen abstamme bzw. allgemein, daß alle sog. „höheren" Spezies von niederen abstammen. Diese Ansicht ist nicht haltbar. Für die Evolutionsidee gab es bereits damals hinreichendes Beweismaterial. Sie war daher auch schon weit verbreitet. Das eigentliche Ärgernis war die nur von Darwin stammende Idee, daß die Evolution kein zielstrebiger Prozeß ist, der nach einem festen Plan abläuft."

Damit leugnete Darwin die herrschende Auffassung, daß der Mensch Ziel und Endpunkt der Evolution sei. Diese Ansicht wurde damals von der überwältigenden Mehrzahl der Philosophen (und vom Christentum) vertreten.

So schrieb z. B. der Deutsche Naturphilosoph Oken im letzten Jahrhundert:

„Der Mensch ist die Spitze, die Krone der Naturentwicklung." Er *„ist der ganz erschienene Gott"*.

Und noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts behauptete der Phänomenologe Max Scheler:

„Ist das nicht, als gäbe es eine Stufenleiter, auf der ein urseiendes Sein" (Gott) *„sich im Aufbau der Welt immer mehr auf sich selbst zurückbeugt, um auf immer höheren Stufen ... sich seiner inne zu werden – um schließlich im Menschen sich selbst ganz zu haben und zu erfassen."*

Hat die Evolution ein Ziel, oder verläuft sie zufällig? Das ist die zweite Grundfrage.

III) Mathilde Ludendorff und der Darwinismus

Mathilde Ludendorff vertritt in ihren Werken den Standpunkt der Deutschen Naturphilosophen:
der deutschen Naturphilosophen:

Die Evolution der Arten ist a) ein *schöpferischer Vorgang* mit dem Ziel, b) ein *bewußtes Lebewesen* zu schaffen.

a) So kann nach ihrer Meinung dieser Vorgang grundsätzlich niemals in allen Einzelheiten bis hin zur Quelle verstanden werden, denn ein schöpferisches Geschehen läßt sich mit der Vernunft nicht begreifen. Selbstverständlich existieren die von Darwin erstmals herausgestellten und heute ergänzten „Mechanismen der Evolution", also insbesondere Mutation und Selektion, doch sie erfassen nach Mathilde Ludendorff nicht die ganze Tatsächlichkeit. In dieser Ansicht trifft sie sich mit dem Biologen Adolf Portmann.

Wir können den Gegensatz zwischen der philosophischen, idealistischen Auffassung und dem Darwinismus jedoch noch allgemeiner fassen. Nach heutiger Erkenntnis ist der Darwinismus eine Folge chemisch-physikalischer Gesetzmäßigkeiten. Der Nobelpreisträger Manfred Eigen hat das ausführlich begründet. Damit können wir unsere Frage, ob die Evolution ein schöpferischer oder mechanischer Vorgang ist, neu fassen:

„Ist es möglich, die Entstehung der ersten Lebewesen" und der mannigfaltigen Arten „auf solche Weise verständlich zu machen, daß da-

bei ausschließlich auf physikalische und chemische Gesetzmäßigkeiten zurückgegriffen wird, die der heutigen Naturwissenschaft bekannt sind?" (Stegmüller)

Falls diese Frage bejahend ausfällt, so hätte nach herrschender Meinung der mechanisch denkende Darwinist die Schlacht gewonnen.

Seit Kant haben nun aber die idealistischen Philosophen immer wieder darauf hingewiesen, daß die Naturgesetze, also die „physikalisch und chemischen Gesetzmäßigkeiten" von den Naturwissenschaftlern nicht mehr erklärt werden können.

Man frage doch einmal einen Naturwissenschaftler, warum das Gravitationsgesetz gilt und sich Massen anziehen!

Das ist halt so wie es ist – Punkt – aus – fertig.

Das ist der naturwissenschaftliche, mechanische Rest; und es ist durchaus berechtigt, die Naturgesetze als Ausfluß göttlich schöpferischer Kraft zu deuten, wie es in der „Schöpfungsgeschichte" von Mathilde Ludendorff geschieht.

Wer in diesem Sinne behauptet, daß die Evolution ein schöpferischer Vorgang sei, hat festen Grund unter den Füßen.

Der idealistische Philosoph kann seinen Standpunkt jedoch noch verschärfen und mit Mathilde Ludendorff behaupten, daß selbst die genaue Kenntnis der Naturgesetze die Entstehung der Arten nicht vollständig erklärt. Beweisen läßt sich dieser Standpunkt nicht. Zur Widerlegung müßte ein Forscher im Labor die Evolution nachvollziehen und aus einfachen Molekülen ein höheres Lebewesen über Zwischenstufen entwickeln. Doch davon sind wir noch weit entfernt, und so müssen wir diese Frage offen lassen.

Wir wenden uns jetzt dem anderen Problem zu:

Die Evolution ist nach Darwin kein zielstrebiger Prozeß, der nach einem festen Plan abläuft.

So heißt es in der „Schöpfungsgeschichte" auch nicht:

Im Anfang war der Wille zum Menschen.

Und nach dem Erlöschen der Menschengeschlechter wird auf einem anderen Stern der „Wille zur Bewußtheit erwachen" und eine gänzlich andere Evolution bewirken.

„Und wieder werden an einem gesegneten Tage auf diesem andersgearteten, einzigartigen Stern andersgeartete und einzigartige Wesen als Träger der Gottesbewußtheit geboren werden."

Der Wille zur Bewußtheit ist notwendig; zufällig ist es jedoch, daß gerade der Mensch das Schöpfungsziel erfüllt und die Entstehung der Arten damit abgeschlossen ist.

Doch auch das läßt sich nicht beweisen, ebensowenig wie die Annahme, daß die Evolution weiter geht.

Es wird wohl immer nur sehr wenige Menschen geben, die kühn genug sind zu sagen: der Sinn meines Lebens fällt mit dem Sinn der Evolution zusammen, die daher abgeschlossen ist, und hier irrt Darwin.

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 19 9. 10. 1983 23. Jahr

Vom Irrweg des Darwinismus

Zum 106. Geburtstag M. Ludendorffs / Von Gunther Duda

Die Fehldeutung der Entwicklungsgeschichte des Menschen, der Darwinismus, gerät erneut in die Schußlinie der Zweifel, berechtigter und unberechtigter. Zu recht deshalb, weil es an der Zeit ist, daß dieser für die Völker verhängnisvolle Irrtum eines ganzen Jahrhunderts endlich berichtigt wird. Zu Unrecht aber, weil wieder einmal das orthodoxe Judentum und christliche Sekten die Tatsachen der Evolution als falsch denunzieren und sie durch den biblischen Schöpfungsbericht mit Hilfe des Staates verdrängen wollen.

So sehr man sich hier — berechtigterweise — dagegen sträubt, im Menschen des Darwinismus „*nur*" ein höherstehendes Tier zu sehen, so sehr ist dem Einspruch jüdischer Gelehrter zuzustimmen:

„Als Wissenschaftler protestieren wir gegen den Versuch, religiös-metaphysische Behauptungen als wissenschaftlich zu tarnen, zumal da wir glauben, daß diese Tarnung nicht nur den Laien täuschen soll, sondern auch — oder vielleicht in erster Linie — staatliche Stellen."

Es gibt also berechtigte, ja notwendige Einwände und schließlich freiheitsgefährdende Angriffe gegen Darwins und anderer Deutung der Entwicklungsgeschichte.

Angesichts der mörderischen Waffenentwicklung durch die staatlichen und überstaatlichen Gewalten beschleichen heute den Menschen weltweit notwendige Zweifel an der Lehre, Rivalität und Krieg hätten den Menschen geformt, d. h. der berüchtigte „*Kampf ums Dasein*" wäre die Ursache allen Werdens gewesen. Man will den Gelehrten nicht mehr abnehmen, daß das „*Leitmotiv der Evolution unserer Art*" und unserer „*Gesellschaft*" angeborene Mörderinstinkte gewesen sein sollen.

Befangen im Irrtum einer Weiterentwicklung über den Menschen hinaus, des *„Fortschritts"*, erhoben Forscher mit Rang und Namen den Krieg zum *„Vater aller Dinge"*. Die SZ vom 9./10. 7. 1983 berichtete:

„Als die Menschen eben gerade soweit waren, daß sie kraft ihrer Bewaffnung, Bekleidung und ihrer sozialen Organisation die von außen drohenden Gefahren des Verhungerns, Erfrierens und Gefressenwerdens von Großraubtieren einigermaßen gebannt hatten, muß eine böse intraspezifische Selektion eingesetzt haben. Der nunmehr Auslese betreibende Faktor war der Krieg, den die feindlichen benachbarten Menschenhorden gegeneinander führten." (Konrad Lorenz)

Und ein anderer Forscher meinte:

*„Von jetzt ab wurde der unmittelbare, intraspezifische Kampf auf Leben und Tod zu einem der wichtigsten Selektionsfaktoren**) innerhalb der menschlichen Art ... Es ist sehr gut möglich, daß der Neandertaler-Mensch durch einen brutalen Massenmord verschwunden ist, den unser Vorfahre, der Homo sapiens, begangen hat."* (Jaques Monod)

„Sind also" — so Jost Herbig in der SZ — *„der zynisch säkularisierte Missionierungsdrang der Falken im Kreml und der bigotte Militarismus der Leute im Weißen Haus nichts anderes als Überbleibsel des urzeitlichen Daseinskampfes?"*

Wenn dann Herbig, wie Darwin, dem Fehler verfällt, auch der *„Gesellschaft einen ausschlaggebenden Faktor der Evolution unserer Art"* beizumessen, so beweist er nichts anderes als ebenfalls die Bedeutung des Zeitgeistes, des unsrigen nämlich. Trotzdem schreibt er richtig:

„Doch allzu bereitwillig dem Zeitgeist erliegend, hat Darwin den Kardinalfehler begangen, die Antriebskräfte des Fortschritts in seiner eigenen Gesellschaft — Erwerbsstreben und wirtschaftliche Konkurrenz zwischen Unternehmern, kolonialistische Unterwerfung fremder Völker und militärische Rivalität zwischen den Großmächten Europas — kritiklos als Modell für die gesamte menschliche Evolution zu übernehmen, so als wären die Steinzeitmenschen viktorianische Kolonialherren im Lendenschurz gewesen."

Darwins Fehldeutung von an sich richtigen Beobachtungen wurde schon oft widersprochen, mit geschichtlichen und ganz besonders mit philosophischen Gründen. Herbig führt z. B. die noch heute lebenden *„Steinzeitgesellschaften"* an, die immer noch ein überaus angenehmes

und friedliches Stammesleben führen. Obwohl die Archäologen deutliche Hinweise auf Mord und Totschlag auch in der Vorgeschichte gefunden haben, für systematische Vertreibungs- und Ausrottungskämpfe zwischen den Stämmen gibt es nicht die geringsten Belege. Selbst der Neandertaler hätte jahrtausendelang mit seinem angeblichen „*Mörder* Seite an Seite gelebt. Jene Jäger- und Sammlerhorden waren Blutsverwandte, waren eine festgefügte Gemeinschaft, die ihren Lebensraum zwar erbittert verteidigten, nicht aber ihre Nachbarn ausrotteten.

„Vertreibung oder gar Vernichtung gegnerischer Gruppen war bei Jägern und Sammlern kein Kriegsziel. ‚Der Zweck' solcher Kriege, so hat der Anthropologe Frederick McCarthy bei den australischen Aborigines festgestellt, ist ‚Rache für Beleidigung oder ein Verbrechen, nicht aber das Land oder die Besitztümer des Gegners zu erobern'. Hatte man Vergeltung geübt, so bedeutete das zumeist auch das Ende der Feindseligkeiten."

Hier wirkte, wie wir heute aus der Philosophie wissen, das lebenschützende Unterbewußtsein mit seinen Kräften der Volks- oder Stammesseele. Klar Darwin, Lorenz, Monod u. a. widerlegend, schrieb schon in den zwanziger Jahren der Ethnologe Spencer:

„Bei benachbarten Stämmen herrschen im Grenzbereich die gleichen freundschaftlichen Beziehungen wie innerhalb des eigenen Stammes. Einen Stamm, der in ständiger Feindschaft mit einem anderen lebt, gibt es nicht."

Jost Herbig hat also recht, wenn er abschließend betont:

„In der Evolution unserer Art hat der bewaffnete Konflikt eine höchstens untergeordnete Rolle gespielt. Die Theorie, daß der Mensch durch Rivalität und Krieg zum Menschen geformt worden sei, ist ein Hirngespinst."

So erfreulich aber alle diese Auseinandersetzungen mit dem Darwinismus und auch dem Sozialdarwinismus sind, sie kommen sehr spät. Denn schon vor nun über 60 Jahren hatte die Philosophie eigentlich alles gegen diese verhängnisvolle Fehldeutung der Entwicklungsgeschichte, die mit dem Menschen endet, gesagt. In dem 1922 erstmals erschienenen Werk Mathilde Ludendorffs: „*Triumph des Unsterblichkeitwillens*" heißt es unter „*Darwinismus und Entwicklungsgeschichte*" (Ausgabe 1983, S. 99—116):

Das Verhängnis

Es war ein trauriges Schicksal, das in seiner furchtbaren Auswirkung niemals ganz abgewendet werden kann, daß das Erkenntnisgebiet, welches uns die sichersten Heilmittel in der Krise unserer Erkenntnis hätte bieten können, die Entwicklungsgeschichte, gerade in der Zeit die wichtigste Entfaltung erlebte, in der die Religion durch klaffenden Widerspruch zur Wissenschaft ungewollt Entartung zum Materialismus (im naturwissenschaftlichen Sinne) auslöste. Hätten tiefschauende, vom *„Glauben an die Metaphysik“* beseelte Gedanken mancher großer Deutschen über dieses Wissensgebiet die Vorherrschaft behalten, hätte sich auf ihnen der stolze Wissensbau des 19. und 20. Jahrhunderts aufgebaut: es ist nicht abzusehen, welch reiches Geistesleben sich dann auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst trotz allen Glaubensterrors entfaltet hätte.

Aber das Schicksal wollte es, daß der Rationalismus Rousseaus unsere Kultur schon ergriffen hatte. So zündete allein Darwin von allen Kündern jener wunderbaren Lehre, und zwar zum Teil, weil die Art seiner Behandlung des wissenschaftlichen Stoffes so sehr *„zeitgemäß“* war. Statt mit Ehrfurcht und Scheu vor dem Rätsel der Zusammenhänge der Entwicklung dem Ahnen nur ein Stammeln zu gestatten — ein Stammeln, das uns mehr gegeben hätte als alle an oberflächlichen Kausalzusammenhängen haftenden *„Entwicklungstheorien“* —, glaubte dieser eifrige Forscher leider, die wichtigste Entstehungsursache der Arten durch die Theorie der *„Selektion des Nützlichsten im Kampf ums Dasein“* gefunden zu haben. Daher mußte die Entwicklungsgeschichte, die vor allem andern uns vor der Entartung im Materialismus hätte beschützen können, dazu führen, ihm die Völker vollends auszuliefern.

Welchen Zweig unseres Glaubens und Wissens hat nicht dieser *„erschöpfende“* Einblick in die Ursachen der Entstehung der Arten *„befruchtet“*, oder, besser gesagt, materialistisch verflacht! Und dies in so erschreckendem Grade, daß sich die tiefsten Denker mit Abscheu von dieser Lehre abwandten. Nur wer sich, durch Zufall gezwungen, näher mit der Entwicklungsgeschichte befaßt, der erlebt, welch reicher Einblick in unerhörte Wunder hier nur gänzlich falsch begriffen wurde, weil Innerlichkeit und Ehrfurcht vor dem Naturgesetz von platten Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsgedanken überwuchert waren, der ahnt, was die Entwicklungsgeschichte unserer Kultur hätte geben kön-

nen und auch heute noch geben kann. Wer immer, ganz unbeeinflußt von materialistischer Denkweise, sich diesem wunderbaren Gebiete hingibt, der wird gar bald erleben, daß es den Horizont unseres Geisteslebens noch in ganz anderm Grade erweitern kann als das kopernikanische Weltsystem und als Kants *„Kritik der reinen Vernunft"*.

Der Abweg

Ja, es bleibt uns ein unbegreifliches Rätsel, daß die Theorie Darwins die Schöpferkraft der Menschen ein Jahrhundert lang so stumpf machen konnte, daß im Namen der Entwicklungsgeschichte, die der Erwecker einer wunderbaren klaren Gotterkenntnis ist, der Glaube an Gott und Seele begraben wurde. In ihrem Namen wurden alle Götter gestürzt. Entwurzelt, ja entseelt stehen die Völker an den Gräbern ihres Glaubens. Ein nüchterner, vernünftelnder, geistreichelnder, vom Darwinismus beeinflußter Materialismus versucht die Beraubten vergeblich zu entschädigen. Frierend in der Kälte eines wertlosen Vernünftelns hüllt sich der eine in die dürftigen Lappen des plumpes Aberglaubens der Kabbalah, des Okkultismus, des Spiritismus; der andere sammelt sich einige indische Heilslehren, die zufällig nicht von den Evangelisten entlehnt waren, baut darauf *„theosophische"* und *„anthroposophische"* Verstandestürmchen; andere greifen, ohne selbst einen Aufbau zu wagen, zu den Veden, andere zu Buddha, andere blättern in dem Buche Lao-Tses. Die Mehrzahl aber flattert von einem *„-ismus"* zum anderen, um ihre Seele vor dem Hungertode zu retten, und zufrieden sind nur jene, die so arm an Seele geworden sind, daß sie das Hungergefühl dieses schmächtigen Geschöpfchens überhaupt nicht spüren, oder jene, die ihr Denken so lähmten, daß sie frei von Zweifeln bleiben können.

Wehe uns, wenn unser Volk dem Tode schon zu nahe ist, um heute noch den wunderbaren Born des Erkennens zu erschauen! Wohl uns aber, wenn das innere Auge unseres Volkes noch nicht erstorben, wenn seine Seele noch lebendig genug ist, um an die Wunder der Entwicklung heranzutreten mit lebendigem Auge und dem Wissen des 20. Jahrhunderts. Dann kann auch trotz des Unheils jener darwinistischen Lehre aus der Erkenntnis alles Werdens das Sein des Menschen erfaßt werden, wie dies unsere Ahnen schon voraussagten; dann ist die Stunde der Morgendämmerung eines neuen Lebens von ungeahntem seelischen Reichtum gekommen.

Blendwerk — Wirklichkeit

Unsere Wissenschaft war — infolge der Entwurzelung aus dem Gottahnen unserer Vorfahren und der Herrschaft des Christentums — merkwürdig lange Zeit hindurch in all ihren Naturbetrachtungen und Forschungen beherrscht von den tatsächlichen Sinneseindrücken. Sie erkannte in der umgebenden Welt lebendiger Organismen nur die unendliche Vielfältigkeit, die Verschiedenheit aller Pflanzen und Tiere. Ganz dem biblischen Schöpfungsmythos gemäß hielt sie die Lebewesen in ihrer Gestaltung für fertige Schöpfungen aus der Hand Gottes.

Noch im 18. Jahrhundert predigte Linné die Lehre von der Unveränderlichkeit der Tierarten, die alle von Anfang an so, wie sie heute sind, geschaffen seien. Mit dieser Vorstellung der Verschiedenheit alles Lebens wurde in den vergangenen Jahrhunderten die unerschütterliche innere Gewißheit des Menschen, sich auch von den höchsten Säugetieren nicht nur gradweise, sondern wesentlich zu unterscheiden, bis in die jüngsten Zeiten so gänzlich falsch begründet.

Die Lehre von der starren Unveränderlichkeit aller lebenden Arten hinderte die christianisierten Völker, ihre Erkenntnis des Lebens zu vertiefen, Weisheit zu erlangen. Andere Kulturvölker drangen näher zur Erkenntnis. Der Chinese lehrte von ältesten Tagen an die Einheit der Natur, und der Schöpfungsmythos altarischer Stämme der Inder, die sich der Vorfahren Erkennen bewahren konnten, läßt die vielen Arten pflanzlicher und tierischer Organismen aus einfachsten Lebewesen im Wasser werden. Ja, die Inder erkannten schon in ältesten Zeiten, ohne Erforschung der hier waltenden Naturgesetze, daß die Wahrnehmungen unserer Sinne und die Denkarbeit unserer Vernunft uns das innere Wesen der Dinge nicht erfassen lassen. Für sie war alle reale Sinneswahrnehmung „*Maya*", Blendwerk, das uns zum Irrtum verleitet. So ist für sie auch die äußerliche Unterschiedlichkeit aller Geschöpfe nur Blendwerk, und im Schlußsatze der aller Naturerkenntnis baren, kindlich-fantastischen Schöpfungsgeschichte (Rigveda, 1. Aitareya-Upanishad, 3. Khada) finden wir die tiefgründige Erkenntnis:

„Nachdem er geboren, überschaute er die Wesen — und er sprach: ‚Was wollte sich hier für einen Verschiedenen erklären?' — Aber doch erkannte er diesen Menschen als das Brahmandurchdrungenste."

Das „heilige Rätsel“

Auf einer Stufe — für unsere Begriffe — sehr kindlicher, fantastischer Naturerkenntnis weiß also der nicht durch eine Fremdlehre entwurzelte Inder, daß die Verschiedenartigkeit der lebenden Organismen „*Maya*“ ist, und er ahnt das Einheitliche in all dem Vielgestalteten. So stand er nicht wie wir bis zu hoher Stufe der Wissenschaft unter der zwiefachen Hemmung der Unveränderlichkeit und Unverwandheit alles Lebendigen; aber gerade, weil er von vornherein diese große Verachtung gegenüber dem Blendwerk der Wahrnehmung empfand, weil er sie so verkannte, daß er sie nur als Täuscher und Betörer fürchtete, blieb er auch allen den befruchtenden Erkenntnissen fern, die uns die ernste Erforschung der Erscheinungswelt gebracht hat. Wir sind allerdings durch die Erfolge der Naturwissenschaft der entgegengesetzten Gefahr erlegen, nämlich, daß wir, die „*Maya*“ nicht fürchtend, die Erscheinung trotz der gegenteiligen erhabenen Lehre Kants allein als wirklich anerkannten.

Daß die Entwicklungsgeschichte nicht mit einem Male, sondern erst ganz allmählich in die Hände des Materialismus fiel, geht deutlich aus den historischen Daten hervor, die wir darüber besitzen. Kennzeichnend für die Richtung, in der unsere Kultur die gewaltige, umwälzende, erschütternde Tatsache der Entwicklung verwertete, ist eine kleine, ganz unscheinbare, aber psychologisch höchst interessante Gewohnheit. Goethe, der sich für die Naturwissenschafter entschied, die eine Entwicklung aus einer Einheit zur Mannigfaltigkeit annahmen, hat dieser Idee auch dichterische Form gegeben:

„Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern; und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz, auf ein heiliges Rätsel.“

Seit nun ein Jahrhundert nach ihm die Entwicklungslehre durch eine Überfülle von Beweismaterial zur Tatsache wurde, hat man dies Goethewort wieder und wieder angeführt, wo immer man über die Entwicklungsgeschichte sprach und schrieb. Aber man führt es nie vollständig an, man verschweigt den Zusatz. Von dem „*geheimen Gesetz*“ hielt man in der für alles mechanistische Welterklären nur zu sehr empfänglichen Zeit gar viel, von dem „*heiligen Rätsel*“ aber möchte man wenig verspüren, und deshalb wird dieser unangenehme Teil des Verses, obwohl er sich innig angliedert, im Zitat verschwiegen. Empfinden doch

die allermeisten ein besonderes Glück darüber, daß gerade das bisher *„Rätselvolle der Schöpfung"* nun endlich verschwunden sei. Der hohe Wert der Entwicklungsgeschichte beruht für sie gerade darauf, daß sie, wie sie meinen, die Rätsel des Lebens *„gelöst"* und an ihre Stelle eine rein mechanische Entstehung der Arten durch natürliche Selektion gesetzt habe!

Er ist kaum faßbar, aber doch wahr: Alle Versuche eines ganzen Jahrhunderts, die Idee der Entwicklung der Pflanzen- und Tierformen zur Forschungsgrundlage der Wissenschafter werden zu lassen, fanden so wenig Beachtung in der wissenschaftlichen Welt, daß sie ein Jahrhundert lang fast ganz totgeschwiegen, kaum je vertreten oder bekämpft wurden.

Warum aber blieben alle die Versuche, für die Entwicklungslehre Anteil zu erwecken, vor Darwin wirkungslos? Gewiß fehlte es den meisten an dem reichen Beweismaterial. Aber ist dieser Umstand wirklich Erklärungsgrund genug für dieses gänzliche Umgehen aller der Anregungen? Das Rätsel löst sich, wenn wir erkennen, daß sie alle in einem großen Gegensatz standen zu Charles Darwin: Sie alle ahnten *„das heilige Rätsel"*. Es fehlte die rein materialistische Erklärungssucht der Entwicklung. Schloß doch das gänzlich verschollene Buch des Erasmus Darwin (Großvater von Charles Darwin) mit den Worten:

„Die Welt ist entwickelt, nicht erschaffen; sie ist nach und nach aus einem kleinen Anfang entstanden, hat sich durch die Tätigkeit der ihr einverleibten Grundkräfte vergrößert und ist eher gewachsen, als durch ein allmächtiges Werde plötzlich geworden. — Welch eine erhabene Idee von der unendlichen Macht des großen Architekten der Ursache aller Ursachen, des Vaters aller Väter, des Ens-Entium! Denn wenn wir das Unendliche vergleichen wollen, so möchte wohl ein größeres Unendliches der Kraft dazu erforderlich sein, die Ursachen der Wirkungen zu verursachen, als wie die Wirkungen selbst."

Mehr als ein halbes Jahrhundert später hat Lamarck in seiner *„Philosophie Zoologique"* schon die Entstehung aller jetzt lebenden Pflanzen und Tiere aus einfachsten Lebewesen gelehrt, hat auch für eine Gruppe der Umwandlungen die Veränderung der Lebensweise und die darauf folgende Abänderung der Organe durch Gebrauch und Nichtgebrauch angeführt. Aber er war weit entfernt, diese Ursache für ausreichend zu halten, um hiermit die Entwicklung selbst oder etwa die

mannigfaltige jetzt lebende Artenwelt zu erklären. Er nahm vor allem eine in *„den Organismen wirkende, auf die von dem erhabenen Urheber aller Dinge eingesetzte Ordnung zurückzuführende Ursache an, eine innere Notwendigkeit, immer höheren Entwicklungsstufen entgegenzustreben"*.

Das „Hirngespinst"

Im Gegensatz zu all den vorhergehenden Forschern aber gibt Charles Darwin etwas für seine Zeit Zündendes und verleiht so mit einem Schlage der Entwicklungslehre Leben. Erst als er — durch Zuchtversuche und bewundernswert eingehende und feinsinnige Beobachtungen geleitet — nicht nur die Abwandlungen der Tierarten nachwies, sondern auch eine mechanische Erklärung dieser Wandlungen durch seine *„Selektionstheorie"* lehrte, da wurde das Interesse wach! Sein Werk bewegte ein ganzes Jahrhundert! Das Charakteristische aber ist, daß weit weniger die Tatsache der Abwandlung selbst interessierte als die willkommene materialistische, rein mechanistische Erklärung. Man stelle sich vor, daß nicht einmal der Kampf ums Dasein selbst die Macht ist, der wir nach Darwin die Entstehung der Arten zu danken haben, sondern das Nüchternste, das sich nur denken läßt: Der *„Konkurrenzkampf"* ist letzten Endes der Schöpfer der unendlich mannigfaltigen Fülle von Formen der unübersehbaren Zahl verschiedener Arten von Pflanzen und Tiere! Das ist fürwahr ein erlösender, befreiender, beglückender Gedanke für Menschen, die ihre materialistische Weltanschauung lieben!

Es wurde — so erzählt uns Darwin — von jeder Tier- und Pflanzenart stets eine übergroße Zahl von Einzelwesen geboren, und Hekatomben dieser jungen Wesen müssen wieder vergehen, ehe sie zur Fortpflanzung gelangen, verdrängt im Kampfe von den Artgenossen. Bei diesem Wettbewerb im Daseinkampfe siegt der Tauglichste. Seine nützlichen Anlagen können sich vererben, denn er gelangt zur Fortpflanzung. Die mangelhaft Gearteten aber werden ausgeschaltet, ehe sie Ahnen kommender Geschlechter werden. So wurden bei jedem Geschlechte die *„Tüchtigsten"* oder — was bei dieser Theorie gleichbedeutend ist — die am praktischsten ausgerüsteten Lebewesen zu den Erzeugern der kommenden Geschlechterfolge, und so wurden sie bestimmend für die Beschaffenheit der Art. Auf diese Weise steigern sich allmählich gewisse

Eigenschaften, und zwar so lange, als sie den Träger für den Daseinskampf tauglicher machen, als seine „*Konkurrenten*“ es sind; bis zu dem Augenblicke, in dem eine weitere Steigerung aus anderen Gründen ein Nachteil sein würde.

Eine nüchternere Erklärung für die Entstehung der vielgestaltigen Lebensformen konnte man sich kaum denken, also war sie für seine Zeit die denkbar köstlichste Erkenntnis, und in der großen Freude hierüber wurde aller Widersinn, wurde die Unmöglichkeit, sie für die meisten Tatsachen anzuwenden, zunächst ganz vergessen. Darwin hat uns in seiner Begeisterung für seine Idee ungeheuer wertvolles Tatsachenmaterial gesammelt; aber nicht nur das, er hat den Sinn vieler Eigenschaften von Pflanzen und Tieren (Schutzfärbungen, Mimikry usw.) als Nutzeinrichtungen erklärt und damit eine Fülle interessanter Zusammenhänge entdeckt, welche die Christen, in ihren Irrtümern befangen, nicht erblickt hatten. Von dem Kulturwert der Entwicklungsgeschichte selbst aber hat er die Menschen in so nachdrücklicher Weise abgelenkt, daß sein Lebenswerk ein recht verhängnisvolles Geschenk wurde.

Irrtum und Wahrheit

Selbstverständlich spielt der Konkurrenzkampf eine große Rolle in der Entwicklungsgeschichte, selbstverständlich wird der mit nützlichen Eigenschaften für den Kampf ums Dasein Bestversorgte öfter zur Fortpflanzung kommen. Aus dieser Tatsache aber die wundervolle Entwicklung aller Tier- und Pflanzenarten aus einzelligen Lebewesen, die wir Protozoen nennen, zu erklären, das ist seltsam, selbst wenn man außer acht läßt, wie viele Organe, wie viele Eigenschaften der Tiere lange Zeitläufte hindurch, ehe sie voll entwickelt und ausgeprägt waren, ganz bedeutungslos für den „*Konkurrenzkampf*“ blieben.

Schon den gründlichen Forschungen Darwins selbst entging es nicht, daß eine ganze Reihe von Eigenschaften bei Tieren und Pflanzen — weit davon entfernt, im Daseinskampfe zu nützen — viel eher hinderlich sind, dafür aber in ganz eigenartiger Weise teils einem plumpen, teils aber auch einem verfeinerten menschlichen Schönheitswillen entsprechen. Da sich bei den höchsten Tieren die Nützlichkeit oder Hinderlichkeit einer Eigenschaft am leichtesten überschauen und nachweisen läßt, so drängten sich die Gegenbeweise gerade bei der Betrachtung der

höherorganisierten Tiere, vornehmlich der Wirbeltiere, auf. So zeigt das männliche Geschlecht sehr häufig auffallend bunte Farben (z. B. manche Vögel), bei Fischen fiindet sich zur Zeit der Brut eine farbenfreudige Beschuppung, bei manchen Säugern ein für den Kampf ums Dasein hinderlicher Kopfschmuck.

Darwin übertrug nun unsere Wahrnehmungsart einfach auf die Tiere und behauptete, dieses Äußere errege beim weiblichen Geschlecht ein sexuelles Wohlgefallen und so seien diese Eigenschaften durch sexuelle Zuchtwahl mechanisch entstanden. Er verkannte dabei die Grundgesetze der Sexualität, die — wie sich leicht nachweisen läßt — das männliche Geschlecht der höchstorganisierten Tiere durch den Anblick des andern Geschlechtes sexuell erregen läßt, das weibliche Geschlecht aber durch die Werbung. Hätten diese Eigenschaften den von Darwin untergeschobenen Sinn, so müßten sie das weibliche Geschlecht schmücken (der Gesang der männlichen Vögel dagegen, der nachweislich die Werbung des männlichen Vogels um das Weibchen unterstützt, ist eine Einrichtung, die auf den herrschenden Grundgesetzen der Sexualität beruht).

Bunte Beschuppung der Fische zur Zeit der Brut kann nur eine ganz andere Ursache haben. Wie sehr eigentlich das Wohlgefallen des weiblichen Tieres an den bunten Färbungen usw., das Darwin bei seiner sexuellen Zuchtwahl voraussetzte, seiner mechanistischen Entwicklungslehre widersprach, entging ihm vollkommen.

Nicht nur der Grundgedanke, daß das weibliche Tier in seiner Sexualität durch ein schönes Äußeres erregt werden könnte, widerspricht eigentlich der darwinistischen Welttheorie, sondern noch ein anderer Umstand. Alle diese *„sekundären Geschlechtsmerkmale“*, die hier in Frage kommen, wie z. B. die grellfarbigen Befiederungen der Kolibris, müssen doch als das Gegenteil einer Schutzfärbung, als sehr gefährliche und dem Nützlichkeitsmechanismus widersprechende Eigenschaften angesehen werden. Nach Darwins Theorie hätten schon längst durch den *„Konkurrenzkampf“* alle diese unpraktischen Weibchen ausgemerzt sein müssen. Eine sexuelle Erregbarkeit, die durch nützliche Eigenschaften des Männchens gesteigert würde oder aber von allen äußeren Merkmalen unabhängig wäre, hätte durch die Zuchtwahl sich unweigerlich bei dem weiblichen Geschlechte einbürgern müssen. Diese ganz unbrauchbare Art sexueller Zuchtwahl hätte in der Entwicklungsgeschichte

nach Darwins Theorie also schlimmstenfalls nur kurze Zeit dauern können.

Aber sind denn wirklich jene wenigen „sekundären Sexualmerkmale“, die unserem menschlichen Schönheitswillen entsprechen, die einzigen schönen Formen in der Natur? Wie hat hier die menschliche Vernunft die Tatsachen auf den Kopf gestellt! Denken wir uns einmal, die Natur habe wirklich in der Entwicklung nur das Nützliche zum Gestalter der Formen ernannt: Wie anders würden die Lebewesen dieser Erde geartet sein! Wir kennen ja zahlreiche menschliche Werkzeuge, die lediglich der Nützlichkeit im Kampf ums Dasein dienen sollen. Haben sie wirklich eine so große Ähnlichkeit mit den uns umgebenden Tieren und Pflanzen?

Vergleichen wir doch einmal die menschlichen Nützlichkeitsschöpfungen mit entsprechenden Lebewesen der Natur. Ein Flugzeug, mit einem Fernglase ausgerüstet, wäre ein Gegenstück des hochfliegenden Adlers und seiner scharfen Augen. Welch ein Unterschied! Und dabei ist doch gewiß nicht gesagt, daß der Mensch bei der Herstellung dieser Gegengenstände sein Schönheitsempfinden wirklich vollständig ausgeschaltet hätte. Aber er hat, wie dies Darwin für die Entwicklung selbst annahm, das Nützliche an die erste Stelle gesetzt. Wenn man sich heute vor die Aufgabe gestellt sähe, ein für den Daseinskampf denkbar nützlich ausgestattetes Raubtier der Tropen unter gänzlich Gleichgültigkeit gegenüber dem menschlichen Schönheitsempfinden zu gestalten, so würde sicher kein Tiger entstehen!

Wie man angesichts der überwältigenden Fülle an Schönheit der Tiere und Pflanzen die Nützlichkeit zum obersten Gesetz der Formgebung ernennen konnte, das wird immer eines der merkwürdigsten Beispiele dafür sein, wie hilflos verblendet der Mensch sein kann. Im Vergleich mit diesem plumpen Irrtum war der vorher herrschende Irrtum weniger dürftig, der Irrtum, es habe ein lieber Gott deshalb die Blümlein auf dem Felde so schön gemacht, damit wir uns daran freuen, unsern Schöpfer loben und uns möglichst häufig dazu gedrungen fühlen möchten, sie abzubrechen und sie im Wasser zu unserer Freude vorzeitig absterben zu lassen, da sie ja doch keine Seele haben. Gewiß bedeutet es eine köstliche Vertiefung unserer Welterkenntnis und einen wunderreichen Einblick in die Zusammenhänge, wenn wir den tiefen Sinn der Blumendüfte und ihrer leuchtenden Farben wissen, wenn wir erkannten,

daß die Pflanze hierdurch ihre Art erhalten, die Insekten, die Überträger ihrer Fortpflanzungszellen, herbeilocken will.

Aber wenn wirklich nur Nützlichkeitsgründe hier in Frage kämen, so mögen uns die Darwinisten erklären, warum zu diesem Zwecke ein unregelmäßiger leuchtender Farbfleck auf einem der Blätter nicht weit müheloser herzustellen wäre und — einer ausgehängten Wirtsfahne gleich — das Insekt ebensogut heranlocken könnte. Warum — das mögen uns die Darwinisten doch erklären — entspricht die Gestalt der Blüte und ihre Farben und Formverteilung so vollkommen unserm menschlichen Schönheitswillen, obwohl das Facettenauge des Insektes, das angelockt werden soll, diese Schönheit gar nicht genießen kann?

(Fortsetzung folgt)

B 4157 DX



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 20 23. 10. 1983 23. Jahr

Inhalts-Übersicht

Vom Irrweg des Darwinismus

Fortsetzung und Schluß

Wie würde wohl ein Darwinist es uns erklären wollen, daß die ältesten pflanzlichen und tierischen Vorfahren, die Einzeller, oft in wunderbarsten Kunstformen ihren Protoplasmaleib gestalten, obwohl sie selbst gar keine Sinnesorgane haben, um die Schönheit ihres Artgenossen wahrnehmen zu können, und obwohl alle die wunderbaren Kunstformen (z. B. der Radiolarien) das Protoplasmaklümpchen gar nicht etwa tüchtiger im Kampf ums Dasein machen können? (Siehe Ernst Häckels Sammlungen der Kunstformen in der Natur.)

Der Philosoph antwortet

Nein, es steht uns eine überwältigende Fülle von Beweisen zu Gebote, um die Darwinische Theorie zu stürzen. Vorläufig begnügen wir uns damit, ihre Behauptung zu widerlegen, Nützlichkeit sei das oberste Gesetz für die Formgestaltung gewesen. Ganz im Gegenteil sehen wir als oberstes Gesetz aller Lebewesen die Verwirklichung der Schönheit der Erscheinung im Sinne unseres menschlichen Schönheitswillens. Und zwar wird das Lebewesen nicht etwa im Laufe der Entwicklungsreihe um so schöner, je höher es selbst entwickelt ist — je eher es also in der Lage ist, sich an der eigenen Schönheit und der des Artgenossen zu erfreuen —, sondern der Grad, in dem die Schönheit in der Erscheinung verwirklicht werden konnte, hängt von einem ganz anderen Umstande ab. Wir sind wissenschaftlich berechtigt, zu behaupten, daß jedes Lebewesen so schön ist, wie es ihm die Todesgefahr, wie es ihm der Kampf um das nackte Leben nur eben gestattet, und das ist der Grund, weshalb bei manchen Tieren das männliche Geschlecht ein buntes Gefieder aufweist, während das Weibchen unauffällige Schutzfärbung trägt. Das männliche Tier kann einer viel größeren Anzahl von Nachkommen (jedenfalls bei allen Tieren, die sich durch innere Befruchtung fortpflanzen) das Leben schenken als das Weibchen. Und deshalb ist es für die Erhaltung der Gattung weniger wichtig; sein Frühtod ist nicht so gefährlich für die Erhaltung der Art wie der eines Weibchens. Wir sind wissenschaftlich berechtigt, zu sagen, das Männchen jener Tierarten kann es sich deshalb leisten, schöner zu sein als das Weibchen.

Nur wenn wir diesen in allen lebenden Wesen wohnenden Doppel-

willen erkennen, nur dann wird uns die Formgestaltung alles Lebens voll begreiflich: Den Willen zur Selbsterhaltung (der in der Todesnot die nützlichen Varianten anlegte) und den Willen zum Schönen (der alle Erscheinung so schön sein läßt, als es die Selbsterhaltung nur irgend erlaubt).

Trotz all des reichen Beweismaterials, das Darwin zusammentrug, um die große Fülle der Eigenschaften zu zeigen, welche nützlich im Daseinkampfe sind, hat er also im Grunde nur eine Gruppe von Eigenschaften beschrieben, die nichts anderes darstellen als alle die Opfer, die der Schönheitswille dem Selbsterhaltungswillen bringen mußte. Er hat im Grunde nur die schon von Lamarck erwähnte Gruppe von Eigenschaften, welche durch die Lebensverhältnisse hervorgerufen wurden, etwas erweitert. Für die überwältigende Mehrzahl von Abweichungen, die sich nicht durch die äußeren Verhältnisse bei rein erduldendem Verhalten des Lebewesens erklären lassen und für die Lamarck das heilige Rätsel bestehen ließ, suchte in der materialistischen Zeit Nägeli eine mechanistische Erklärung zu finden, indem er einen *„physiologischen Vervollkommnungstrieb des Ideoplasmas“* annahm. Daß hiermit natürlich gar nichts erklärt war, sondern nur ein Name gegeben ist für das heilige Rätsel, der einem materialistischen Zeitalter möglichst wenig verfänglich erscheint, braucht wohl nicht erwähnt zu werden ...

Es ist sehr charakteristisch für dies Zeitalter, daß die Annahme eines göttlichen Willens, dessen Kraft die Aufwärtsentwicklung bewirkte, von den Naturwissenschaftlern abgelehnt wird und die philosophischen Theorien, die diesen göttlichen Willen lehrten, von ihnen nicht einmal erwähnt wurden. So wird Schopenhauers Lehre, daß in aller Erscheinung als *„Ding an sich“* der Wille wohne, der sich die Form der Erscheinung, die *„Objektivation“*, erzwingt, von naturwissenschaftlicher Seite ganz unbeachtet gelassen.

Wir können bei diesem Hinweis davon absehen, daß es eine Ungenauigkeit Schopenhauers ist, wenn er das *„Ding an sich“* den Willen nennt; denn der Wille ist selbstverständlich nur eine Erscheinung dieses *„Dinges an sich“*, eine Erscheinung, die sich uns allerdings hauptsächlich nur durch die innere Wahrnehmung offenbart. Sind wir wie Schopenhauer der philosophischen Anschauung, daß dieser Wille in allem Lebenden die Macht hat, sich die Form zu erzwingen, vertreten wir aber im Gegensatz zu ihm die Überzeugung, daß die Selbsterhaltung der

stärkste Trieb dieses Willens ist, so können wir uns sehr wohl vorstellen, wie die äußeren Lebensverhältnisse — Witterungsungunst, Kampf mit neuen Feinden, Veränderung der Nahrung usw. — den Willen veranlassen, nützliche „*Varianten*", d. h. Abänderungen der Form zu erzwingen.

Dieser Anpassungswille an die Umgebung als Sonderausdruck des Selbsterhaltungswillens leistet das Wesentliche: er gestaltet die „*Variante*". Der Kampf ums Dasein, die darwinistische Zuchtwahl im „*Konkurrenzkampf*", hilft dann nur noch fördernd im gleichen Sinne mit. Haben wir die Erkenntnis dieses Zusammenhanges gewonnen, dann wird uns nicht nur eine kleine Gruppe, die Gruppe der nützlichen Eigenschaften der Lebewesen, in ihrer Entstehung verständlich. Denn sofern dieser Wille außer der Lebenserhaltung noch anderes will, z. B. die Schönheit oder den Aufstieg der Arten, so wird begreiflich, wie auch außer den nützlichen Eigenschaften noch ganz andere Formgestaltungen erzwungen wurden.

Trotz dem großen Schritt, den Schopenhauers Vorstellung uns weiterführt, haben wir durch seine Philosophie das „*heilige Rätsel*" der Entwicklung aus tiefster Unbewußtheit zur höchsten Bewußtheit nicht gefunden. Und eben weil Schopenhauer selbst es nicht fand und doch so nah an den Toren des Rätsels weilte, deshalb verlor er sich immer wieder im Pessimismus. Doch welch weiter Fortschritt wäre es gewesen, wären die Naturwisenschaftler bis hierhin mit Schopenhauer vorgedrungen. Da aber seine Erkenntnis weniger mechanistisch war und uns hätte hinführen können zu dem „*heiligen Rätsel*", deshalb fand sie keine Verwertung in der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise.

„Gott ist tot!"

So sah man denn infolge der darwinistischen Erklärung der Artenentstehung das Umwälzende und Erschütternde der neuen Erkenntnis in der wissenschaftlichen Abschaffung des Schöpfungsmythos und in dem Aufbau einer rein mechanistischen „*Evolutionslehre*". Nun konnte man frohlockend rufen: „*Gott ist tot!*" Nun war der Ring geschlossen! „*Gott ist tot!*" jubelte der Naturwissenschaftler, „*Gott ist tot!*" wiederholte die Laienwelt beseligt, als stammelte sie ein neues Evangelium! Und wie schön sich diese Selektionstheorie den zusammengeschrumpften seelischen Bedürfnissen der „*Zivilisation*" anpaßte! Die Natur lehrt es

uns also selbst, zu welch hohen Zielen, zu welch fruchtbaren Schöpfungen jener rücksichtslose Kampf ums Dasein mit den Artgenossen führte, wurden doch durch ihn die Tüchtigsten, die Besten auserlesen! Denn, und das ist das neue Evangelium dieses Darwinismus: Das Nützlichste für den Kampf ist das Beste.

Welch beschämende Wandlung seit den alten Griechen, die das Schöne mit dem Guten gleichsetzten. Welchen Einfluß auf das moralische Bewußtsein eines Jahrhunderts mußte eine Lehre haben, nach der z. B. List und Trug, die siegreichsten Mittel im Wettkampfe des Daseins, durch Auslese entwickelte Tugenden wurden! Denn ist nicht das Endglied der langen Entwicklungsreihe selbst fortwährend in der Weiterentwicklung der natürlichen Auslese ausgesetzt? Sollte es nicht als Erkennender der Gesetze diese Auslesearbeit noch bewußt unterstützen? Die für den *„Konkurrenzkampf“* am besten Ausgestatteten, sie sind die Wichtigsten für die Erhaltung der Art, sie also sind die *„Helden“*, die uns die Stufen zum Olymp hinaufführen.

Dies war eine Verherrlichung flachster, wie man gewöhnlich sagt, *„realistischer“* Lebensziele, wie sie schöner nicht ersonnen werden konnte. Wie unbedeutend wird da alles, was man früher wertete! Was will Gotterleben, was will die Kunst? Sie sind in diesem Daseinskampf nebensächliche Erfrischungen; nebensächlich ist der seelische Einklang bei Wahl der Ehegatten, der dem Inder der Vorzeit die Weihe der Gemeinschaft war! Ja, die unheimliche darwinistische *„Selektionslehre“* hat alle jene Menschen, die aus ihrem engen Zweckmäßigkeitsdenken nie hinausfinden, jene Menschen, die Schopenhauer mit Recht *„die Fabrikware der Natur“* nannte, auf die oberste Staffel gestellt, denn sie haben nach ihr den wahren Sinn des Lebens richtig erfaßt.

Da dürfen wir uns denn nicht wundern, daß alle Zweige des kulturellen Lebens, die an sich schon so bedroht waren, noch mehr entarteten. Es gibt Politiker, Sozialwissenschaftler, Nationalökonomen, Mediziner usw., die heute ohne Schamröte all ihren Beweisführungen und wissenschaftlichen Einstellungen den ungeheuerlich unmoralischen Satz voranstellen: *„Der moralische Gesichtspunkt hat selbstverständlich mit meiner Wissenschaft nichts zu tun.“* Ja, die Moral, soweit sie sich nicht an ganz wenigen, nebensächlichen Stellen mit Nützlichkeitsforderungen für den Konkurrenzkampf deckt, erfüllt und leitet nicht mehr alles Denken und Handeln der Menschen; sie ist verbannt aus allen Zweigen

des kulturellen Lebens, sie ist ein Teilgebiet einer Teilwissenschaft der ersten philosophischen Fakultät! Und doch ahnen sie alle nicht, wie die *„Moral“* des Darwinismus heute das öffentliche Leben ganz ebenso sehr durchsetzt wie das Christentum und wie sehr hieran die freien Völker zu Grunde gehen.

Ideologischer Mißbrauch

Weitab von den materialistischen Erklärungsversuchen der Entwicklung steht die herrliche, an neuen Erkenntnissen überreiche Lehre des Werdens selbst, jene Lehre, die mit einem Mal Licht brachte in eine Fülle von Einzelerfahrungen der verschiedensten Wissensgebiete und die Jahrtausende alte Vorstellungen vom Leben und Werden auf dieser Erde mit einem Mal von Grund aus umstürzte. Die Lehre, die längstentschwundene Tierarten vor unserm Geiste wieder erstehen ließ, die so tiefen Einblick in die Gesetze der Entwicklung gewährte, daß ihre Forscher — wie einst der Astronom den berühmten Planeten Neptun weissagte — Gestalt und Bau ausgestorbener Tierformen vorhersagen konnten, lange ehe man ihre Reste in den Erdschichten auffand, war den Menschen geschenkt.

Alles Lebende entstand aus einfachen einzelligen Urlebewesen, und alles Lebende ist in seiner eigenen Entwicklung an Jahrtausende alte Gesetze (das *Biogenetische Grundgesetz)* gebunden: das war die neue, durch eine Fülle von Beweismaterial klar begründete Tatsache. Die Weisheit des uralten Schöpfungssanges der Rig veda *“Was sollte sich hier für einen Verschiedenen erklären?“* erklang zum ersten Male in den Seelen der ein Jahrtausend vom Erkennen der Ahnen gewaltsam abgedrängten Völker; doch sie erschütterte nicht die Erkenntnis des Lebens von Grund auf, sondern die materialistischen Menschen, die nach Darwins Selektionstheorie jubelten: *„Gott ist tot“*, sie entnahmen der entwicklungsgeschichtlichen Tatsache selbst ein zweites, unseliges Frohlocken: *„Die Seele ist tot!“* Denn dem Einzeller — so meinen sie — kann man doch wohl kaum Seele zusprechen. Die Erkenntnis von der allmählichen Entwicklung jener Fähigkeiten der Nervenzellen, die wir beim Menschen *„Seele“* nennen, innerhalb der Tierreihe machte endlich, wie sie meinten, all den lästigen, verwirrenden, metaphysischen Fantastereien ein Ende. Die Seele war verschwunden oder, besser gesagt, es blieb statt ihrer noch übrig: die Summe von Fähigkeiten lebender

Gehirnzellen. Weil diese Vorstellungen gerade den flachsten Denkern so besonders einleuchteten, war ihre Wirkung nur um so unheilvoller. Die Menschen, denen der arteigene Gottglaube genommen war, erhielten durch sie noch den letzten Stoß in die Seelenöde.

War diese neue „*Weisheit*" den Materialisten auch noch so erfreulich, so war sie doch unleugbar nur ein neues Verneinen, das sich dem Verneinen des Göttlichen zugesellte, und man war froh, der Entwicklungsgeschichte auch „*Positives*" entnehmen zu können, das sich sogar mit einigem guten Willen zu einer Art neuem Glaubensbekenntnis aufputzen ließ. Da war zunächst die Unsterblichkeit der Art, die die Seele trotz des ewigen Todes des einzelnen in ihrem Unsterblichkeitwillen trösten konnte. Für diese unsterbliche Gattung, nicht nur durch die Fortpflanzung, sondern durch die Opfer, die man der Erhaltung oder Verbesserung „*der Menschheit*" bringt, zu wirken, das ist das sittliche Ziel, welches man der Entwicklungsgeschichte entnahm. Denn wohlverstanden, man hütete sich, aus ihr die hohe Bedeutung der Rassereinheit und Rasseerhaltung als Grundlage der Lebenserhaltung zu erkennen und nun endlich zum wenigsten ein Ende zu machen mit der Entwurzelung aus Rasse, Volk und Sippe und der Verlockung zur Rassemischung, die blühende Völker an den Rand des Abgrundes gebracht hatte.

Nietzsche

Außer diesem Trostgedanken und Ansporn der „*ewigen Gattung Mensch*" entnahm man der Entwicklungsgeschichte noch einen zweiten Gedanken: den Glauben an den Fortschritt. Denn war er nun nicht unleugbar bewiesen? War nicht fraglos eine Aufwärtsentwicklung herrlichster Art vom Einzeller bis zum Menschen Tatsache? War damit nicht gleichzeitig der Hinweis gegeben, daß der Mensch ein Übergang zu höheren Formen, ja, vielleicht ein unglückliches Mittelding zwischen Tier und Übermensch ist? — Nietzsche entnahm diese Gedanken neben vielen darwinistischen Vorstellungen der Entwicklungsgeschichte. Er umkleidete sie mit reichem Geiste und gab ihnen eine schönheitsbeseelte Wortgestaltung. Alle die aufstiegfrohen und fortschrittbedürftigen Menschen, die ihren Gott nach den neuen Erkenntnissen begraben hatten, beteten mit Inbrunst diesen neuen Glauben nach. Dabei erschütterte sie noch nicht einmal die naive umweg- und abwegfreie Vorstellung des Aufstiegs, die Nietzsche lehrte. War doch für ihn infolge der Fortent-

wicklung das Kind *„mehr als die, die es schufen"!* (Als eine Fernwirkung dieses merkwürdigen Glaubens sehen wir heute die Kinder — und oft gerade die begabten — ohne jede Ehrfurcht, ohne jede straffe Willenszucht zu planlosen Triebmenschen heranwachsen. Die Ehrfurcht der Eltern vor dem, *„das mehr ist"* als sie selbst, wagt nicht Erzieher des Kindes zu werden!)

„Fortschritt"

Wenn eine Lehre wie die Entwicklungsgeschichte dem sehnlichen Wünschen der Forscher des Jahrhunderts, in dem sie auftaucht, so herrliche Bestätigung zu geben scheint, so dürfen wir uns über das Ausbleiben der Kritik nicht wundern. Es war auch wahrlich ein Segen, daß viele in dem Jahrhundert der beiden unseligen Totenfeiern an die Fortsetzung der Entwicklungsreihe Einzeller — Mensch zu ungeahnten hohen Formen, an die Entwicklung des Menschen zum Übermenschen glaubten. Die Lehre wurde dadurch wissenschaftlich überzeugender, daß sie allein auf das geistige Gebiet übertragen wurde. Man verstand darunter eine Höherentwicklung aller seelischen Fähigkeiten. So bestätigte ihnen die Entwicklungsgeschichte in wunderbarster Weise die Reformbestrebungen verflossener Jahrhunderte, die den Menschen auf eine höhere Stufe des *„Daseinskampfes"* zu heben trachteten. Welch herrliche Aussichten zu gottähnlichen Höhen eröffneten sich für die Zukunft, wenn in der Vergangenheit der Weg vom Einzeller zum Menschen zurückgelegt war!

Bei dieser freudigen scheinbaren Übereinstimmung von Wissenschaft und Kulturhoffnung übersah man ganz, wie wenig uns die Entwicklungsgeschichte selbst für die Zukunft verspricht und auch wie wenig geschichtliche Anhaltspunkte wir für eine Höherentwicklung des Menschen im Sinne der Entwicklung Einzeller—Mensch haben.

Ein Blick auf älteste Kulturen (die unserer Ahnen, die der Sumerer, Inder, Ägypter, Chinesen usw.) lehrt uns eigentlich das Gegenteil. Es bedarf nicht einmal eines eingehenden Studiums derselben, sondern nur der Kenntnis einiger wichtiger Kulturdaten dieser Völker, um die Tatsache zu erhärten, daß in den Jahrtausenden des geschichtlichen Geschehens keine namhafte Höherentfaltung geistiger Fähigkeiten stattgefunden hat. Das, was den Anschein eines *„gewaltigen"* Fortschritts erwecken mochte, beruht lediglich auf der Art und dem Grad der Ver-

wertung der vorhandenen geistigen Fähigkeiten und auf der Verwendungsmöglichkeit der Kenntnisschätze früherer Geschlechterfolgen. Dadurch, daß ein Geschlecht dem kommenden Erfahrung und Wissen vermacht, ergibt sich neben der Belastung langer Geschlechterfolgen mit den Irrtümern vergangener Zeiten dennoch ein Aufstieg im Erkennen und Wissen, besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und ihrer Verwertung für den Daseinskampf, der *„Fortschritt"* benannt wird und eine Entwicklung neuer Fähigkeiten in der Menschenseele vortäuscht.

Aber wenn auch in geschichtlicher Zeit eine Entwicklung im naturwissenschaftlichen Sinne nicht stattgefunden hat, wäre nicht doch in Zukunft eine solche möglich? Beobachten wir nicht vielleicht nur einen viel zu kleinen Zeitraum?

Die Entwicklungsgeschichte lehrt uns das Gegenteil derartiger Vermutungen. Ihre Tatsachen weisen darauf hin, daß vor undenklicher Zeit ein plastisches Zeitalter fast alle Pflanzen und Tierarten entstehen ließ. Wahrscheinlich im Zusammenhang mit jähen und einschneidenden Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen — besonders der klimatischen Verhältnisse — fanden bei den lebenden Organismen Mutationen (plötzliche Erbänderungen) statt, wie wir sie jetzt in diesem Ausmaß nie mehr erleben. Diese Tatsache einer, wenn man will, schöpferischen Epoche ist der wahre Kern aller fantastischen Schöpfungsmythen.

So ist schon aus naturwissenschaftlichen Gründen unwahrscheinlich, was — wie ich beweisen werde — aus philosophischen Gründen unmöglich ist, daß in Zukunft noch einmal eine Säugetierart den Aufstieg zum Menschen erlebt, daß eine Amöbe sich auch heute noch hinauf bis zum Fisch entwickelt und daß der Mensch in der Entwicklungsreihe noch weiter hinauf bis zum *„Übermenschen"* steigt. Es ist ein außerordentlich erfreulicher philosophischer Grund, der dies unmöglich macht, und wenn wir ihn kennen, wundert es uns nicht, daß alle lebenden Pflanzen und Tierarten im Vergleich zu früheren Epochen eine

---

Die Kunst ist nur Kunst, wo sie sich Selbstzweck, wo sie absolut frei, wo sie sich selbst überlassen ist, wo sie keine höheren Gesetze kennt als ihre eigenen, die Gesetze der Wahrheit und der Schönheit.

Ludwig Feuerbach

viel größere Stetigkeit erreicht haben, die das Dogma von der Unveränderlichkeit der Arten aufrechterhielt. Die Lehre vom Übermenschen kann also aus der Entwicklungsgeschichte sicher nicht abgeleitet werden. Aber ebenso, wie wir der mangelhaften Kunst der Meistersinger dankbar sind, weil sie unser Volk lange Zeit hindurch vor vollkommener Verwaisung auf dem Gebiete der Dichtkunst schützte, so sind wir auch Nietzsche unendlich dankbar, weil er mit einem edlen Pathos die Menschen für diesen Glauben an den Übermenschen begeisterte und dadurch die naturwissenschaftlich Gebildeten im Jahrhundert des Darwinismus vor vollkommener religiöser Verwaisung bewahrte, ganz abgesehen davon, daß seine flammenden Worte den Stolz in den durch Fremdlehren niedergebrochenen Menschen entfachten und so den Geisteskampf unseres Jahrhunderts einleiteten.

Außer der Leugnung des Göttlichen in aller Erscheinung des Weltalls und der Leugnung der Seele, außer der dürftigen Ersatzlehre von der Unsterblichkeit der Gattung und außer der nur allzu anfechtbaren Lehre vom Übermenschen haben die durch die Wahnlehren gelähmten und entwurzelten Völker der an befruchtenden Gedankengängen so überreichen Entwicklungsgeschichte nichts, wirklich nichts zu entnehmen gewußt. Wenn wir uns angesichts dieser Tatsache noch einmal daran erinnern, wie eifrig sie die verflachenden Gedankengänge des Darwinismus auf allen Gebieten des Lebens Einfluß gewinnen ließen, wundert es uns nicht, daß die sogenannten *„Kulturvölker“*, die an sich schon am Rande des Unterganges standen, von seelischer Verwesung bedroht sind.

Allein schon mit diesen klärenden Gedanken hat die Philosophie M. Ludendorffs erwiesen, wie segensreich ihre Aufgabe für die Kulturen der Völker sein könnte. Nämlich dann, wenn sie zur neuen Grundlage aller Lebensbereiche gemacht würde.

Es ist sehr wahr, daß wenn man untersucht, was der Ruhm sei, dieser zu etwas sehr Geringem wird. Von Unwissenden beurteilt und von Dummköpfen geachtet zu werden, den eigenen Namen von einem Volkshaufen ausgesprochen zu hören, der ohne Verstand zustimmt, abweist oder haßt, darin liegt nichts, worauf man stolz sein könnte. Und doch, was würde aus tapferen und lobenswerten Taten, wenn wir nicht den Ruhm liebten? Friedrich der Große

B 4157 DX

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 24 23. 12. 1981 21. Jahr

Inhalts-Übersicht

Naturwissenschaft und Philosophie

Die heutige Naturwissenschaft bestätigt die Schöpfungsgeschichte, wie Mathilde Ludendorff sie sah Von Peter Hansen

Einleitung

Vor einigen Jahren habe ich ein längeres Gespräch mit einem Professor der Philosophie an der Universität geführt. Wie die meisten seiner Fachkollegen, war er gänzlich leidenschaftslos, ganz so, wie es Spinoza im 17. Jahrhundert gefordert hatte. — *Philosophische Aussagen über die Natur sind gänzlich unsinnig*", so führte er aus. — „*Aber seit es die Philosophie gibt*", wandte ich ein, „*von den Griechen an bis zur Gegenwart, ist doch immer wieder versucht worden, die Natur philosophisch zu erfassen!*" — „*Da haben Sie Recht*", sagte er, „*aber sagen Sie selbst, wer wird wohl zutreffendere Aussagen über die Natur machen: der Philosoph, der im stillen Kämmerlein denkt oder am lauschigen Ufer eines Sees sinnt, oder der Naturwissenschaftler, der sich tagtäglich mit der Natur in mühevoller Kleinarbeit beschäftigt?*" — „*Aber vielleicht verfügt der Mensch neben der Vernunft noch über eine andere Erkenntnisfähigkeit!*" — „*Das ist auch schon häufig behauptet worden*", sagte der Philosophieprofessor lächelnd, „*aber viel aufschlußreicher sind doch die Ergebnisse, die mit Hilfe dieses artanderen Erkenntnisorgans gewonnen sein sollen, und die sind doch wirklich ausgesprochen dürftig.*" — „*Auch die philosophischen Ergebnisse von Mathilde Ludendorff?*" — „*Dieser Name ist mir unbekannt, ich glaube allerdings, daß es sich um keinen bedeutenden Philosophen handelt, sonst müßte ich davon wissen.*"

Dieses Gespräch war der Anlaß gewesen, die Intuitionen, wie sie in der „Schöpfungsgeschichte" von Mathilde Ludendorff niedergelegt worden sind, mit den heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu vergleichen. Vom Leser wird dabei erwartet, daß er mit dem ersten, grundlegenden Werk Mathilde Ludendorffs, dem „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und mit dem Inhalt der „Schöpfungsgeschichte" vertraut ist. Sonst besteht die Gefahr, daß er die angeführten, aus dem Zusammenhang gerissenen Zitate als Dogmen deutet und Mathilde Ludendorff als Propheten ansieht!

Die „Schöpfungsgeschichte“ im Licht heutiger Naturwissenschaft

Seit Jahrtausenden haben Philosophen darüber nachgedacht, welch tiefer Sinn sich hinter den unermeßlich vielen Gestirnen und der Erde mit all ihrer Lebensfülle verbirgt. Ein Schöpfergott, so sagten sie dann, habe das Weltall nach einer Idee vernünftig geschaffen, um ein Ziel zu verwirklichen, das wir nicht genau kennen würden. Die Welt und der Mensch seien Gedankenzüge Gottes. Durch Mathilde Ludendorff ist nun auch der Sinn des Weltalls offenbar geworden: Der *„Wille Gottes zur Bewußtheit“* überstrahlt das Werden des Weltalls; göttliche Wesenszüge können in der Menschenseele bewußt erlebt werden. Diese Erkenntnis begründet sie ausführlich in ihren philosophischen Werken.

Der *„Wille Gottes zur Bewußtheit“* durchdringt bei der Entstehung des Kosmos alle folgenden Willensenthüllungen und bewirkt, daß alle Naturgesetze sinnvoll und harmonisch zusammen „musizieren“. Denn mit dem *„Willen Gottes zur Bewußtheit“* war noch kein Weltall entstanden; aber *„Bewußtsein ... bedingt Erscheinung, und so ward der Wille Gottes in Erscheinung zu treten.“*

Was Mathilde Ludendorff mit so gelassenen Worten ankündigt, war — naturwissenschaftlich betrachtet — ein unvorstellbares, dramatisches Geschehen: Vor etwa 10—15 Milliarden Jahren entstand aus dem Jenseits der Erscheinung, das der Naturwissenschaft unzugänglich ist, eine unermeßlich heiße Energieansammlung (Urknalltheorie). Das Weltall hat also einen Anfang gehabt. Zur Zeit, da Mathilde Ludendorff die Schöpfungsgeschichte niederschrieb, galt das keineswegs als gesichert. Bis in die fünfziger Jahre hinein behauptete sich noch die Theorie, wonach das Weltall von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehen würde. Das ist der erste Triumph der „Schöpfungsgeschichte“!

Doch was geschah nun mit der unermeßlichen Energieansammlung? Sie wird von den folgenden Willensenthüllungen sinnvoll „verwaltet“. So wird durch den *„Willen Gottes, in Erscheinung zu verweilen“*, gesichert, daß die Energie nicht plötzlich wieder verschwindet. Der Naturwissenschaftler spricht vom Gesetz der Energieerhaltung. Als weiterer Ausdruck dieser Willensenthüllung *„stürmt der Urnebel unentwegt in gerader Linie vorwärts im Raum.“* (Auch den Urnebel können wir nach Einstein als Energie auffassen.)

Die Bewegung des Urnebels läßt sich allerdings nur dann feststellen,

„Entwicklung bedingt Vielheit. Und so ward der Wille Gottes zur Erscheinung in der Vielheit.“

Im Weltallwerden sind jetzt — naturwissenschaftlich gesehen — die Elementarteilchen entstanden. Von besonderem Interesse ist dabei das Neutron, das nach einer Zerfallzeit von dreizehn Minuten in ein Elektron und ein Proton übergeht, woraus sich vielleicht das erste Element des Weltalls, der Wasserstoff, gebildet hat. Unter der Wirkung der Gravitationskraft (Willen zum Verweilen) verdichten sich die kosmischen Wolken zum Wasserstoff. Dabei treten unermeßliche Temperaturen auf, und es verschmelzen nach Art der Sonne die Wasserstoffatome zu den größeren Atomen der anderen Elemente.

Der nun folgende Wille Gottes zur Mannigfaltigkeit äußert sich auch in dem Prinzip von Pauli. Es besagt, daß sich alle Elektronen eines Atoms oder Moleküls energetisch in mindestens einer Quantenzahl unterscheiden müssen: Die Mannigfaltigkeit ist gesichert und damit die Entstehung der Elemente.

Über die nächste Schöpfungsstufe berichtet Mathilde Ludendorff mit den Worten: *„Gottesbewußtsein bedingt Wahlverbindung mit der Umwelt.“* Diese Willensoffenbarung ist auch naturwissenschaftlich betrachtet von ganz grundlegender Bedeutung, der sich die „einheitliche Quantenfeldtheorie“ zuwandte, die die Kernkraft, die schwache Kraft und die elektromagnetische Kraft in Zusammenhang bringen möchte.*) Dem Willen zur Wahlverschmelzung folgt im Weltallwerden der Wille zur Form und die Richtkraft.

Wir wenden uns jetzt der Entstehung des Lebens zu. Nur aufgrund der bereits angeführten göttlichen Willensoffenbarungen, die der Naturwissenschaftler als Naturgesetze anspricht, war die Erde entstanden, die in ihren Meeren kleine und große Biomoleküle barg: Bausteine des

---

*) Die Kernkraft ist verantwortlich für den Zusammenhalt der Kernbausteine im Atom. Sie wird z. B. in lebensgefährdender Weise bei Kernreaktionen im Atomkraftwerk freigesetzt.

Die schwache Kraft ist z. B. für den radioaktiven Zerfall eines Atoms verantwortlich.

Die elektrische und magnetische Kraft wurden bereits im letzten Jahrhundert von Maxwell zur elektromagnetischen Kraft zusammengefaßt. Sie bewirkt z. B. den Zusammenhalt zwischen Atomen in einem Molekül. Es ist das Bestreben der heutigen Physik, die genannten Kräfte zu einer gemeinsamen Kraft zusammenzufassen, beruhen sie doch alle darauf, daß Energiequanten ausgetauscht werden.

Lebens. Voraussetzung für die Entstehung erster Lebewesen war es nun, daß im Inneren des Organismus geordnete, der Selbsterhaltung dienende, chemische Vorgänge abliefen, die von denen der Umwelt getrennt werden. Es mußten sich also Moleküle im Urmeer „zusammengefunden" haben, die fähig waren, eine Hülle zu bilden. Als Vorstufe dieser Hülle können wir „Urmembranen" aus fettähnlichen, großmolekularen Stoffen auffassen, die ihre Bildung und Ordnung selbst regeln können. Sie stehen damit im Gegensatz zum festen Kristall und weisen *„Gestaltungskraft"* auf. Diese bloße Lipoidhülle vermag aber nicht, bestimmte Stoffe aus der Umgebung auszuwählen, aufzunehmen und umzuwandeln. Durch Einbau von Eiweißmolekülen in die Membran gelingt es ihr, gezielt Stoffe aufzunehmen und umzuwandeln. Außerdem stabilisiert das Eiweiß die Membran. So etwa stellt sich die heutige Wissenschaft die Entstehung primitiver Biomembranen vor, die leicht zerstört werden, das heißt sterben können.

Mathilde Ludendorff beschreibt diese Schöpfungsstufe mit den Worten: *„Gottesbewußtsein bedingt Wahlverbindung des Trägers. Da ward Wahlkraft im Einzelwesen und mit ihr Todmöglichkeit."*

Die Urzelle muß neben der Membran auch einen „Stoffwechselapparat" und einen „Vererbungsapparat" enthalten haben (Theorie von Manfred Eigen). Der „Stoffwechselapparat" bewirkt den Stoffwechsel in der Zelle, ihm dienen die Enzyme. Der „Vererbungsapparat" bewirkt u. a., daß auch die Nachkommen einer Zelle über das gleiche Erbgut verfügen. Er dient also dem Willen zum Verweilen im Lebewesen und wird durch die DNS verkörpert.

In der „Schöpfungsgeschichte" schreibt Mathilde Ludendorff: *„Gottesbewußtsein aber bedingt Willen zum Wandel und Verweilungswillen im Träger. Da ward das tatbereite, erbweise Einzelwesen."* Das ist der dritte große Triumph der „Schöpfungsgeschichte". Mathilde Ludendorff beschreibt philosophisch die Entstehung des Lebens, ohne Membranen oder die Theorie von Manfred Eigen überhaupt zu kennen!

Die Entstehung des Lebens ist — wie wir gehört haben — unter anderem an die Entwicklung eines „Vererbungsapparates" gebunden. Durch Mutationen kann das Erbgut jedoch verändert werden. Philosophisch gesprochen offenbart sich hier der Wille Gottes zur Mannigfaltigkeit. Mit der Mannigfaltigkeit, die der Naturwissenschaftler als

Variationen bezeichnet, befassen sich die Grundgedanken des Darwinismus. Denn nur dadurch, daß sich die Lebewesen einer Art geringfügig unterscheiden, findet die Selektion einen Angriffspunkt. Nach Mathilde Ludendorff verliefen die zur Entwicklung eines bewußten Lebewesens führenden Mutationen gerichtet, nach Darwin jedoch ungerichtet und zufällig.

Mathilde Ludendorff stimmt Darwin zu, wenn er die Entstehung des Menschen als zufällig ansieht, denn notwendig ist nach ihrer Philosophie nur, daß ein Lebewesen mit der Fähigkeit zum Gotterleben entsteht: Es muß aber keineswegs der Mensch sein.

Nach Darwin geht die Evolution über den Menschen hinaus. Dieser Auffassung stimmt Mathilde Ludendorff aus philosophischen Gründen nicht zu: Das Göttliche kann sich im Menschen bewußt erleben, daher wird jede weitere Evolution des Menschen nur Unwesentliches betreffen und nichts wesentlich Neues hervorbringen.

Ein gewaltiger Schritt hin zum bewußten Lebewesen erfolgte durch die „Erfindung" der „Geschlechtlichkeit", die, philosophisch betrachtet, dem Willen zur Wahlverschmelzung entspricht: Teile des Erbgutes werden ausgetauscht. Hierdurch ist die schnelle Ausbreitung von vorteilhaftem Erbgut gesichert und sinnvolle „Erfindungen" der Lebewesen können sich schnell durchsetzen. Ohne die Sexualität wäre die Entwicklung des Lebens „steckengeblieben".

Dem Willen zur Wahlverschmelzung folgt nach dem Werden der Einzelzellen die Bildung des vielzelligen Einzelwesens. Mit den höher organisierten Vielzellern tritt auch das Todesmuß auf: Der Tod ist im Erbgut vorprogrammiert, wie neuere Untersuchungen bestätigen.

In der „Schöpfungsgeschichte" heißt es nun weiter: *„Gottesbewußtsein aber bedingt Selbständigkeit und Irrfähigkeit des Trägers. Da ward irrfähiger Verstand im Einzelwesen."* Mathilde Ludendorff führt weiter aus, daß mit diesem Schöpfungsschritt ein tieferes Eingehen in die Kausaltät erfolgte. Demgemäß faßt der Naturwissenschaftler den Verstand als Berechnungsapparat auf, der die Informationen der Wahrnehmung verarbeitet. Aber die *„Vollkommenheit des Schöpfers will Vollkommenheit der nichtbewußten Erscheinung. Da erwachten Lust, Leid und Haß als Wächter des irrfähigen Verstandes im Einzelwesen."* Lust, Leid und Haß dienen bei Tieren der Verhaltenskontrolle und führen wieder zu einer vollkommenen Übereinstimmung nach voraus-

wenn sich dieser Urnebel relativ zu einem anderen bewegt, das heißt entfernt. So legt die Ludendorffsche Philosophie die Auffassung nahe, wonach sich die Energie von einem Punkte ausgehend nach allen Richtungen ausgebreitet hätte. Und das ist der zweite Triumph der „Schöpfungsgeschichte"; denn damit wären wir beim zweiten Teil der Theorie vom Urknall.*)

Die Entstehung des Weltalls beim Urknall läßt sich anschaulich gar nicht fassen, daher bleibt jedes Bild mangelhaft. So beschreibt die allgemeine Relativitätstheorie das Weltall als ein unanschauliches, vierdimensionales Raum-Zeit-Gebilde. Es wurde dargelegt, daß beim Urknall die gesamte Energie des Weltalls geschaffen wurde. Nun besteht die Energie aus kleinsten Einheiten, die keinen kontinuierlichen Fluß bilden: Die Energie ist gequantelt. Diese Quantelung der Energe wird von der Quantentheorie beschrieben, die sich mit dem Atom und den Elementarteilchen beschäftigt.

Wir wollen uns jetzt wieder den Willensoffenbarungen zuwenden, wie sie Mathilde Ludendorff in der „Schöpfungsgeschichte" niedergelegt hat. Dem Willen Gottes, in der Erscheinung zu verweilen, folgt der Wille Gottes zum Wandel. Aller Erscheinungswandel im Weltall beruht aber darauf, daß laufend Energie von der einen Form in die andere überführt wird. Hierbei nimmt jene Energieform, die wir Wärme nennen, zu: Die Energie wird hierdurch „entwertet". Dieses Verhalten der Energie wird durch den II. Hauptsatz der Thermodynamik beschrieben.

Die nächste göttliche Willensoffenbarung faßt Mathilde Ludendorff mit den Worten zusammen:

---

*) Diese Theorie gilt heute als gut gesichert. Einmal aufgrund theoretischer Berechnungen in der allgemeinen Relativitätstheorie, zum anderen deutet die von Hubble entdeckte „Rotverschiebung" auf eine Expansion des Weltalls hin, und schließlich konnte der thermische „Widerhall" des Urknalls als 3-Kalvin-Strahlung nachgewiesen werden. Durch die Urknallexplosion wurde der Stoff der Schöpfung in unermeßliche Räume hinausgeschleudert. Die Gravitationskraft (eine weitere Offenbarung des göttlichen Willens zum Verweilen) war nicht in der Lage, den Stoff zusammenzuhalten. Sie reicht aber aus, um die Explosion abzubremsen, so daß vermutlich in ferner Zukunft der entgegengesetzte Vorgang eintreten wird: Durch die Gravitationskraft wird der Stoff der Schöpfung wieder „eingesammelt". Wir leben also in einem pulsierenden Weltall. Das hat bereits der griechische Philosoph Anaximander intuitiv erkannt, und Mathilde Ludendorff gibt in ihrer „Schöpfungsgeschichte" eine philosophische Deutung hierfür.

gehenden Irrtümern. So wird trotz irrfähigem Verstand ein Leben in Vollkommenheit und Harmonie erreicht.

Ditfurth schreibt: *„So ist das Zwischenhirnwesen in einer Weise in seiner Welt geborgen, die uns nicht mehr erreichbar ist. Mit einer unbefragten Selbstverständlichkeit, in einer Harmonie, die uns zu ständiger Entscheidung gezwungenen und in jedem Augenblick vor der Möglichkeit eines Irrtums stehenden Großhirnbesitzern paradiesisch erscheinen muß."*

Über die Entstehung des Bewußtseins kann die Naturwissenschaft noch(!?) keine Auskünfte geben.

Fassen wir das Ergebnis zusammen. Die Intuitionen, wie sie Mathilde Ludendorff in der „Schöpfungsgeschichte" niedergelegt hat, wurden in überwältigender Weise — teils nachträglich — bestätigt. Es sei an die Entstehung des Weltalls durch den „Urknall" erinnert, an den Entropiesatz, der allem Wandel im Weltall zugrundeliegt, an das Pauli-Prinzip, die Quantenfeldtheorie, die Membran, an Manfred Eigens Theorie der Lebensentstehung und an den programmierten Zelltod!

B 4157 DX



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 24 23. 12. 1983 23. Jahr

Inhalts-Übersicht

Das Werk Mathilde Ludendorffs und die Naturwissenschaften

Von Hans Kopp

Ein Grundgedanke beherrscht das erste Werk Mathilde Ludendorffs („Triumph des Unsterblichkeitwillens“ 1922) und durchzieht dann — mehr oder weniger wörtlich angeführt — alle folgenden Werke: daß die durch die Naturwissenschaft festgestellte *„potentielle Unsterblichkeit“* des Einzellers als Unsterblichkeitwille auch in den sterblichen Körperzellen auftaucht, im Menschen als bewußtes Erleben, das schließlich zur Kenntnis einer jenseitigen, ewigen Welt führt, zu dem *„Ding an sich“* Kants, zu Gottesbewußtsein und moralischem Gesetz. Nicht als zwingender kausaler Zusammenhang besteht diese Reihenfolge, denn hier treffen zwei Welten aufeinander: die Welt der Erscheinung und die Welt des Wesens jenseits der Erscheinung, aber die zwei Welten sind Ausdruck eines Willens.

An dieser Erkenntnis kann kein sog. Fortschritt der Wissenschaft, insbesondere der Biologie, rütteln. Diese mögliche Todlosigkeit des Zellplasmas war das auslösende Grunderlebnis für die philosophischen Erkenntnisse der jungen Studentin der Medizin, der damaligen Mathilde Spieß, bei den Vorlesungen von Weismann in Freiburg. Der Einklang von Erscheinung und Wesen der Erscheinung wurde ihr hier klar, und auf dieser anschaulichen Brücke baute sie ihr Werk auf.

Die Biologie als Wegweiser zu andern Ufern

Man kann nun aus dem Zusammenhang von Philosophie und Biologie verschiedene Folgerungen ziehen: die Biologie und ihre im letzten Jahrhundert geradezu revolutionären Entdeckungen als *„brückenbildend“* zu philosophischen Erkenntnissen und zugleich als Bestätigung

derselben betrachten — wie es Mathilde Ludendorff tat — oder man hält die Biologie für befähigt, überhaupt Leben und Weltsicht zu gestalten, wie es Haeckel, Bölsche, Francé u. a. bis zu den „*Grünen*“ versuchten und versuchen, was immer zu einer Art von Okkultismus führt.

Schon Kant hat mit seinen „*Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft*“ (1786) und der „*Kritik der teleologischen Urteilskraft*“ (1790/99) den Zusammenhang von Philosophie und Naturwissenschaft bearbeitet, von den neueren Philosophen Niolai Hartmann ebenfalls — nun schon im Wissen neuerer biologischer Erkenntnisse — in „*Philosophische Grundfragen der Biologie*“ (1912).

Gehen wir gleich auf Nicolai Hartmanns Ausführungen ein, denn sie zeigen uns deutlich, wie die Forschungsergebnisse August Weismanns auch auf andere Denker anregend wirkten:

„Man ersieht dabei leicht, daß in der Zellteilung nichts von dem vorhandenen Plasma verlorengeht. Es ‚stirbt‘ nichts ab. Hier spielt sich also ein Wechsel der Individuen ohne den Tod des individuellen Lebens ab. Daher kann man in gewissem Sinne sagen, die Einzelligen seien ‚unsterblich‘ (Weismann). Freilich ist das nur ‚potentielle‘ Unsterblichkeit, denn der Vernichtung durch äußere Einwirkungen sind alle Lebewesen unterworfen. Nicht die Auflösbarkeit, sondern nur die aus inneren Bedingungen notwendige Selbstauflösung, oder der ‚natürliche Tod‘, ist es, was dem einzelligen Automerizon nicht zukommt ...

Es wird nun auch begreiflich, welchen Sinn das Auftreten des Todes bei den Vielzelligen hat. Diese Lebewesen können sich eben nicht qualitätsgleich teilen, wie die einzelne Zelle ... Damit aber differenziert sich das Lebewesen in zwei ungleiche Bestandteile: den individuellen Teil mit all seinen Organen und Funktionen, die nur der Erhaltung des Individuums dienen (deren Summe man im Unterschied vom Ganzen als ‚Soma‘ bezeichnet hat), — und den kleinen Komplex reproduktionstätiger Keimzellen, die der Erhaltung der Gattung dienen. Ersterer ist sterblich, weil er nach vollzogener Fortpflanzung für die Erhaltung der Gattung nichts mehr beiträgt. Die Keimzelle dagegen hat die potentielle Unsterblichkeit der Einzelligen ... Daher ist denn auch die Gattung in einem streng analogen Sinn unsterblich wie die Einzelligen und das Keimplasma.“ (Kleinere Schriften III, S. 116)

Hartmann beschäftigt sich dann auch mit Leben und Bewußtsein:

„Das Bewußtsein ist in einer ganzen Reihe seiner wichtigsten Funk-

tionen so ganz auf den Leib angewiesen, daß es gar nicht ohne ihn gedacht werden kann; so in der Willensbetätigung, in der Empfindung, im Schmerz usf. . . . Aber zweierlei ist es, was auf diesem Gebiet allen Forschungsresultaten gemeinsam ist. Einmal können sie die allgemeine Grenze der psychologischen Methode so wenig wie irgendeine andere Überlegung überschreiten; in ihnen wird keine Übertragung vom Psychischen aufs Physiologische, oder umgekehrt, vollzogen; man kommt auch hier mit der wie immer verfeinerten Methodik niemals aus dem einen ins andere, nicht von außen ins Bewußtsein, so wenig als aus dem Bewußtsein zum Nervenprozesse. Der eigentliche Zusammenhang ist und bleibt verborgen." (S. 180)

„Es ist und bleibt eben unmöglich, mit den Mitteln der Biologie in das Wesen des Psychischen einzudringen . . . Deswegen leistet die Biologie für die Psychologie als solche auch keinen Beitrag, so tief immer ihre Beziehungen zu ihr sein mögen." (S. 184/18)

Nicolai Hartmann ging also einen ähnlichen Weg, wie ihn Mathilde Ludendorff in ihrem ersten Werk beschreitet. Er hält an der *„Problemscheide"* inne, wo die Versuchung herantritt, psychische Vorgänge (Bewußtseinsvorgänge) biologisch geprägt oder biologische durch ein Bewußtsein bestimmt zu sehen.

Man kann wohl sagen, daß sich die potentielle Unsterblichkeit des Einzellers in vergeistigter Form als Unsterblichkeitserleben des todbewußten Menschen wiederfindet, man kann aber nicht schließen, daß das Todesmuß der Somazellen Unsterblichkeitserleben hervorruft. Eine solche ursächliche Verbindung zwischen biologischer und seelischer Tatsache würde die Freiheit des Menschen aufheben und alle Wesenserkenntnis an die Erscheinung binden, was seit jeher als *„Materialismus"* bezeichnet wird.

Die Fortschritte der Wissenschaft und das philosophische Erkennen

Es handelt sich also um zwei Welten, die der Mensch vereinigen kann: der e i n e Wille zur Unsterblichkeit bringt eine mögliche Unsterblichkeit in der Erscheinung hervor (das todferne Leben der Zelle) u n d das Unsterblichkeitserlebnis (*„Ewigkeit"* jenseits der Zeit) des Bewußtseins.

Eine zwangsweise Abhängigkeit der einen Unsterblichkeit von der anderen besteht nicht, sowenig eine Abhängigkeit der beiden Forschungsgebiete voneinander besteht. Mit andern Worten: die natur-

wissenschaftlichen Entdeckungen berühren die philosophischen nicht, wenn auch die gegenseitige Berührung durchaus förderlich sein kann.

Mathilde Ludendorff hat an verschiedenen Stellen ihrer Werke darauf hingewiesen, daß Neuentdeckungen der Wissenschaft an Aussagen der Gotterkenntnis nichts ändern können, da diese ihre eigenständige Erkenntnisquelle haben — das schöpferische Erleben des Ichs — und nicht abhängig sind von Entdeckungen an der Erscheinung.

Schon im „*Quell*" 14/1934 spricht Mathilde Ludendorff diese Frage an in dem Aufsatz „*Meine Werke ‚erschüttert'*":

„*Schon des öfteren, seit meine Werke in weitere Kreise gedrungen sind, erhielt ich die Nachricht, daß die Grundlagen derselben durch irgendwelche naturwissenschaftliche Forschung ‚erschüttert' und sie hiermit als ‚Irrtum erwiesen' seien ... Diesmal ergreife ich aber mit besonderer Freude die Gelegenheit, um noch einmal ganz grundsätzlich das hervorzuheben, was in meinen Werken, besonders in der ‚Schöpfungsgeschichte', ausdrücklich betont wurde: schlimm stünde es um die Gotterkenntnis der Menschen dieses Sternes, wenn das philosophische Erkennen auf Einzelheiten naturwissenschaftlicher Theorien angewiesen wäre und ohne dieselben nicht hätte gewonnen werden können. Noch schlimmer aber stünde es, wenn solche Theorien das philosophische Erkennen stürzen könnten ... der Philosoph bei der Beantwortung der letzten Fragen des Lebens blickt niemals zur Naturwissenschaft hinüber, um derselben die intuitive Erkenntnis zu entnehmen, sondern erfreut sich nur nach der intuitiven Erkenntnis des Einklangs, wo er zu finden ist.*"

Die Trennung und doch bedingte Einung von Naturwissenschaft und Philosophie bezeugt ein Satz aus „*Der Siegeszug der Physik — Ein Triumph der Gotterkenntnis meiner Werke*" (1941):

Der Mensch besitzt zwei Erkenntnisorgane, „*die einander sinnvoll ergänzen, die Vernunft, die die Erscheinung erfaßt und das gotterlebende Ich, das das Wesen der Erscheinung erlebt. Wodurch denn erwiesen ist, daß also tatsächlich Philosophie und Naturwissenschaft aus einem sehr gewichtigen Grunde getrennte Forschungsgebiete sind, die sich aber durch Synthese unendlich fruchtbar ergänzen! Wie reich könnte dann die Naturwissenschaft dank der Erkenntnis meiner Werke werden, wenn sie dies voll erfaßt hat, Beweisführung hier und dort erwartet, wohl aber weiß, daß z. B. die Schwerkraft auf eine andere Art*

bewiesen wird als der göttliche Wille zum Guten im Ich der Menschenseele!" (S. 22)

In *„Wunder der Biologie im Lichte der Gotterkenntnis meiner Werke"* (1950) geht Mathilde Ludendorff schon in der Einleitung wieder auf die gleiche Frage ein:

„Die Mit- und Nachwelt, die mein Schaffen aufnimmt, kann in dem Irrtum befangen sein und darin erhalten bleiben: ich selbst hätte im Erkennen der Bestätigung durch die Naturwissenschaft bedurft und hätte meine Philosophie somit an alle Zickzackwege der Naturforschung verhaftet. Dieser Annahme gegenüber habe ich schon in dem vorangegangenen Werk ganz klar Stellung genommen ... Ich will ja gerade meine philosophischen Erkenntnisse nicht an Forschungsergebnisse verhaften, denn sie begeben sich dadurch in das Bereich des Antastbaren, des Relativen, Bedingten. Immer wieder habe ich schon in der ‚Schöpfungsgeschichte' betont, daß die Erkenntnis an sich absolut ist, aber schon allein durch die Wortgestaltung in das Reich des Antastbaren schreitet. Erst recht nicht wollte ich sie hinstellen, als sei sie für sich selbst beweisbedürftig durch Forschungsergebnisse. Andrerseits habe ich in jenem Werke und auch in diesem deutlich durchblicken lassen, wie unendlich bedeutsam für die anderen Menschen die ungeheure Fülle erweisbaren Einklangs des Inhalts meiner Werke mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft ist." (Bd. I S. 34)

Hier haben wir also wiederum den Ausdruck *„Einklang"*.

Im Schlußabschnitt des Bd. II des Biologiewerkes wird nocheinmal das Verhältnis Naturwissenschaft-Philosophie angesprochen: *„Menschen, die sich zwar tief und ernst damit befassen (mit dem Physik- und dem Biologiewerke), die aber selbst nun einmal die Begabung intuitiver Schau im Ich ihrer Seele nicht besitzen, bleiben meine philosophischen Werke, besonders mein Werk ‚Schöpfungsgeschichte', insofern ein Buch mit sieben Siegeln, als sie immer wieder die Kluft übersehen, die zwischen einer solchen Art der Einsicht in die Wirklichkeit und zwischen der wissenschaftlichen Erkenntnisweise der Vernunft über die Gesetze der Erscheinungswelt klafft; sie vergessen sie völlig und ziehen unheilvolle Fehlschlüsse ... Nur jeweils nach der Schau einer Stufe (des Schöpfungsaufbaus) durfte die Schaffende es sich leisten, hinüber zur Forschung zu blicken, und durfte sie in allem Wesentlichen im Einklange mit dem Erschauten sehen ... Die Gleichnisse göttlichen Wesens, zu*

denen die Forschung unser Wissen über die Erscheinungen und ihre Gesetze führt, haben uns reich gemacht, unendlich reich." (S. 249/250)

Zum Abschluß sei noch auf die ähnlichen Ausführungen in „*Der Mensch das große Wagnis der Schöpfung*" (1960) hingewiesen:

„*Solche Wesensart der Wahrheitsfindung im Ich — die nicht im Lauf der Jahrtausende, Schritt um Schritt und oft durch Irr- und Abwege verzögert, näher zur Wahrheit dringt, sondern die in flüchtiger Gotterleuchtung einzelne Strahlen der Wahrheit über Gott empfängt — hat einen tiefen Sinn. Sie macht die Erfüllung des Schöpfungszieles unabhängig von dem jeweils schon herrschenden Grade der Vernunfterkenntnis der Erscheinungswelt und ihrer Gesetze.*" (S. 63)

Mathilde Ludendorff weist aber in diesem Werk auch daraufhin, daß diese Kluft zwischen Vernunft- und Icherkenntnis keine Minderbewertung der ersteren zur Folge hat. Jede Art von Erkenntnis ist auf ihrem Gebiet Ausdruck göttlichen Willens:

„*Auch sie (die Vernunft) birgt in sich eine unwandelbare Gottenthüllung. Ihre ‚logische' Denkkraft ist mit dem göttlichen Willen zum Wahren so tief verwoben, daß sie, wo immer sie auf dem Gebiet der Erscheinungen und ihrer Gesetze ungestört angewandt wird, sie zu einem der Wirklichkeit entsprechenden Urteil gelangen kann. ... Die Vernunft schenkt dank dieser tiefen Verwebung mit dem göttlichen Willen zum Wahren der Erkenntniskraft des Ichs also die unendlich notwendige Ergänzung.*" (S. 246/247)

Es werden somit zur Kennzeichnung des Verhältnisses Naturwissenschaft-Philosophie von Mathilde Ludendorff sowohl die Begriffe Kluft wie auch Einklang, Synthese, Ergänzung gebraucht.

Was ist die Gotterkenntnis (L)?

Die philosophische Erkenntnisweise ist somit nicht deckungsgleich mit der Gotterkenntnis (L). Zu ihr gehört auch der Einklang mit der Naturwissenschaft.

Da die Religionen immer ihr „*Kreuz*" mit der Vernunfterkenntnis, besonders mit Entwicklungslehre und Astronomie hatten, übertragen sie gerne diese Ungelegenheit auch auf die Gotterkenntnis (L), gar nicht bemerkend, daß es sich bei dieser weder um Glauben noch um Glücksverheißungen handelt. Die Religionen befürchten, daß aus dem Einklang von Naturerkenntnis und Philosophie, also aus dem Einklang

von Vernunftdenken und Erleben des gottnahen Ichs etwas entstehen könnte, was das Jenseitsbedürfnis des Menschen befriedigt.

Die Gotterkenntnis ist eben nicht Bericht eines mystischen Gotterlebens, auch nicht der mühsame Versuch, aus der Naturwissenschaft eine Religion zu machen, sondern die Gotterkenntnis (L) ist, wie es Edmund Reinhard einmal ausdrückte: „*Im Gegensatz zum Gotterleben ist Gotterkenntnis nichts anderes als eine auf Synthese von Vernunft und intuitivem Erleben beruhende Erweiterung unseres Wissens.*“ („Quell“ 6/1957)

B 4157 DX

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 13 9. 7. 1982 10.7.82 22. Jahr

Inhalts-Übersicht

Wahlkraft — Todesmuß — Freiheit

Eine Nachbetrachtung zur „Schöpfungsgeschichte“ Math. Ludendorffs

Von Dietrich Cornelius

Gottes Wille zur Bewußtheit schuf die Erscheinung.

Die Bewußtheit ist also das Ziel, das durch alle Stufen der Schöpfung richtungsgebend ist. Erscheinung, das ist die Voraussetzung, daß solche Bewußtheit jemals eintreten kann; Erscheinung: man könnte auch sagen: die Dinge; aber Erscheinung ist auch jede bemerkbare Äußerung der Dinge. So sind z. B. Lust und Leid Erscheinung, jeder Gedankengang ist Erscheinung.

Das erste Einzelwesen nach den Urwelten ist der Kristall. Er ist noch unsterblich. Selbst wenn er in der Lösung verschwindet, schießt er doch immer wieder gleich an, wenn die Lösung gesättigt ist. Im Kristall ist also ein Wille zur Eigenform festzustellen. Die Physik spricht von Richtkraft, ohne freilich damit, wie die Gotterkenntnis Ludendorff, eine Willensenthüllung Gottes darin zu erkennen. Die Richtkraft ist von nun an allen Einzelwesen bis hinauf zum Menschen eigen, es ist in

ihr jener Wille zur Selbsterhaltung das erstemal aufgetreten, der nun kein Einzelwesen der Schöpfung wieder verläßt.

Doch bliebe die Schöpfung auf dieser Stufe stehen, es könnte nie das Schöpfungsziel erreicht werden; Bewußtheit Gottes ist unvereinbar mit dieser Starrheit des festen Kristalls, der alles um sich her abweist und sich selbst nie ändert.

Der flüssige Kristall, der wohl immer wieder zur Eigenform zurückkehrt, ist die nächste Stufe, die uns schon einen weiteren Schritt zum Schöpfungsziel bringt. Zur Richtkraft kommt die Gestaltungskraft; d. h. der flüssige Kristall bringt aus eigenem innern Wesen die Kraft auf, sich immer wieder zu seiner Gestalt zu bilden. Diese Beweglichkeit gegenüber der Starrheit des festen Kristalls scheint uns schon eher geeignet, einmal Bewußtheit tragen zu können.

Der Tod ist bis jetzt erst als Ahnung aufgetreten: die Kristalle konnten wohl sich auflösen, waren aber in der Lösung doch stets bereit, wieder zu erstehen. Ihr Vergehen war kein echter Tod. Zum echten Tod gehört ein völliges Verschwinden von ...? Ja, hier müsen wir klar denken. Es gehört ja auch zum Tod, daß eine Leiche übrigbleibt. Ist die Leiche das gleiche wie etwa die Lösung, in der der Kristall verschwand? Nein; denn aus der Lösung kann der Kristall wieder erstehen, aus der Leiche kann aber das Leben nicht mehr erstehen. Tod ist also Verschwinden des Lebens. Doch mit dem Wort Leben haben wir nichts gewonnen; denn Leben ist es gerade, was wir erklären wollen.

Wenn wir an den Kristall denken: wann verschwände er tatsächlich? Nur wenn die Kraft, der Wille, der ihn bildet, aus ihm schwände, also die Richt- und Gestaltungskraft. So müssen wir schließen: der Tod ist auch beim Lebewesen das Schwinden einer Kraft, eines Willens, allerdings eines Willens, den wir bis zum Kristall noch nicht beim Einzelwesen getroffen haben.

Wenn wir Kristall und Lebewesen, sei es nun die erste Zelle oder eine Pflanze oder gar den Menschen, miteinander vergleichen, so fällt uns ein wesentlicher Unterschied auf: der Kristall, auch der flüssige, ist abweisend, ihm ist nur darum zu tun, seine Reinheit immer wieder herzustellen, er weist alles um sich ab, er braucht nichts von der Außenwelt, er kann in sich nichts aufnehmen, nichts verdauen, und er macht auch gar keine Versuche, nach außen zu greifen und etwas einzuholen.

Hiermit, mit dieser Erkenntnis, was der Kristall nicht kann, sind wir

schon dabei zu erkennen, was das Lebewesen kann. Es kann aus der Außenwelt Stoffe aufnehmen, die nicht seinesgleichen sind, kann sie verarbeiten, verdauen, dies jedoch, ohne daß es sich selbst verändert. Das Lebewesen behält die Richt- und Gestaltungskraft seiner Vorstufen, hat aber eine neue Willensenthüllung Gottes, nämlich die Kraft, aus der Umwelt auszuwählen, erhalten.

Wahlkraft hat sich am Einzelwesen enthüllt und bringt die Schöpfung einen Schritt näher ihrem Ziele.

Diese Wahlkraft paart sich im Lebewesen mit Tatkraft, denn der aufgenommene Stoff wird nicht nur ertragen im eigenen Zelleib, sondern verarbeitet.

Es ist in einem Lebewesen gewissermaßen selbst Schöpferkraft entstanden, die uns viel mehr als solche sichtbar wird als etwa die Richtkraft des Kristalls. Das Lebewesen erhält sich in der Welt als solches, trotzdem es fortwährend Fremdgut aufnimmt. Freilich beobachten wir dann auch das Schwinden dieser Wahl- und Tatkraft in Krankheit und Tod. Daß aber dies Schwinden nötig ist im Sinn des Schöpfungsziels, das kann uns erst die nächste und übernächste Stufe beweisen, wie uns auch erst diese Stufe des ersten Lebewesens die Notwendigkeit der Richt- und Gestaltungskraft bewies. Denn was wäre Wahl- und Tatkraft ohne die festen Pfeiler der Richt- und Gestaltungskraft? Das Lebewesen verlöre sich.

Mit der Wahlkraft kam der Tod in die Welt, weil mit ihr das Leben in die Welt kam.

Nach dem sterbunfähigen Einzelwesen Kristall sehen wir nun die sterbfähigen Einzelwesen, die Einzeller oder einen Vielzeller, etwa die Pandorina.

Sie können sterben, aber sie müssen es nicht. Durch Unfall können sie sterben, aber bei günstigen Lebensbedingungen sterben sie nicht. Sie kennen keinen Alterstod, kein Todesmuß, in ihnen liegt noch nicht die Notwendigkeit des Todes.

Dieses Todesmuß tritt erst in der nächsten Stufe auf, in der vorletzten, und begründet sich wieder im Schöpfungsziel, der letzten Stufe, damit Gott bewußt erlebt werden kann.

Um uns nun das Todesmuß erklären zu können, blicken wir nocheinmal zurück:

Erst der sterbunfähige Kristall mit Richt- und Gestaltungskraft;

dann das sterbfähige erste Einzelwesen mit Wahlkraft; dann das sterbliche Einzelwesen.

Das sterbliche, sterben müssende Einzelwesen tritt uns im Vielzeller entgegen. In ihm hat sich eine Vielheit an Zellen zu einer Einheit zusammengefunden, in der die Zellen verschiedene Aufgaben haben. Wir sind vom Einzelwesen Kristall zum vielzelligen Einzelwesen, also etwa der Pflanze und dem Tier, gekommen. Dies Einzelwesen soll auf der nächsten Stufe der Träger der Schöpfungszieles, des Gottesbewußtseins, werden.

Wir können das Todesmuß von zwei Seiten her durchdenken: vom Einzelwesen her und vom Schöpfungsziel her.

Vom Einzelwesen her führt uns das Werk „Triumph des Unsterblichkeitwillens" dazu.

Das eingetretene Todesmuß ruft den Unsterblichkeitwillen des unterbewußten Einzelwesens auf. Und wie dieser Unsterblichkeitwille bis jetzt schon die ganze Schöpfung Stufe um Stufe durchzogen hat, so bringt er jetzt das todmüssende Wesen zum letzten Sprung, um sich zu verwirklichen. Er bringt die Bewußtheit im todmüssenden Einzelwesen hervor. Bewußt kann es jetzt das Jenseits, das Wesen der Welt, Gott erleben. Es ist ihm der Sprung in die artandere Welt gelungen, es ist aus den Bindungen von Raum, Zeit und Ursache hinausgelangt, es erlebt Unsterblichkeit, es ist unsterblich, da es nicht mehr in der Gestalt der Sterblichkeit erlebt. Der Unsterblichkeitwille ist durch das Todesmuß der vorletzten Schöpfungsstufe zu seiner genialsten Leistung gebracht worden, er hat im Menschen Bewußtheit und damit Möglichkeit des Jenseitserlebens geschaffen und so den Tod — das ist jenes aus der Wahlkraft hervorgegangene Können des Lebens — besiegt.

Von der Erscheinung her haben wir somit das Todesmuß als die treibende Ursache zum Sieg des Unsterblichkeitwillens erkannt und seinen tiefen Sinn damit bejaht.

Wie erklärt sich vom Schöpfungsziel her die Notwendigkeit des Todesmuß?

Träfe den gotterlebenden Menschen nicht das Todesmuß, so wäre das sich im Menschen in einigen Willens- und Wesenszügen bewußt erlebende Göttliche in die Zeit gebannt und in der Zeit in die Art des jeweiligen Einzelmenschen. Da Gott im Willen zur Bewußtheit die Schöpfung werden ließ und sich Stufe um Stufe mehr in ihr enthüllte,

aber auch versklavte, kann er im Ziel, im erreichten Bewußtsein des gotterlebenden Einzelmenschen nur sein Wesen, das jenseits von Zeit, Raum und Ursächlichkeit ist, behalten, wenn dies Einzelwesen vergänglich ist.

Nun bleibt uns, da wir das Todesmuß als Voraussetzung des Triumphes des Unsterblichkeitwillens und als dem Wesen Gottes entsprechend erkannten, noch jene Einschaltung nötig zu betrachten, die das Gotterleben trotz des Todesmuß ermöglicht.

Es wäre nämlich anzunehmen, nachdem jeder Mensch das Todesmuß bewußt erlebt, wäre jeder gezwungen, Gott zu erleben. Hier tritt nun auf der letzten Schöpfungsstufe, der Schöpfung des bewußten Einzelwesens, ein Neues auf. Während alle Wesen bis jetzt vollkommen waren, auch noch das unterbewußte Tier, muß, damit das Schöpfungsziel erreicht wird, der bewußte Mensch unvollkommen sein können. Denn da Gotterleben nur in Freiwilligkeit, nicht in Zwang geschieht, muß der Mensch die Möglichkeit haben, dies Gotterleben abzulehnen, zu bekämpfen, ja zu hassen; d. h. die Vollkommenheit der Schöpfung verlangt die Möglichkeit der Unvollkommenheit des Trägers des Schöpfungszieles. Es bestätigt sich, daß der unvollkommene Mensch im Sinn des Schöpfungszieles erwartet werden muß. Nur die Möglichkeit seiner Unvollkommenheit aus eigener Wahl sichert das Schöpfungsziel, denn nur so ist Freiheit verwirklicht, aus der allein Gott erlebt werden kann.

Unser Rückblick auf die Stufen der Schöpfung der Einzelwesen muß demnach lauten:

Unsterbliches Einzelwesen Kristall mit Richt- und Gestaltungskraft; sterbfähiges Einzelwesen Zelle mit Wahl- und Tatkraft; sterbliches Einzelwesen Vielzeller mit Todesmuß; bewußtes Einzelwesen Mensch mit Freiheit des Für und Wider Gott.

In den Schicksalsstunden des Volkes, in denen es mehr noch als sonst für seine Erhaltung wichtig ist, daß es einheitlich handelt und sich als Schicksalsgemeinschaft auf Gedeih und Verderb fühlt, erzwingen sich der Selbsterhaltungswille und das Rasseerbgut der Volksseele die Herrschaft im Bewußtsein und bestimmen das Handeln des Einzelnen.

Mathilde Ludendorff

B 20513 D



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 21 9.11.1990 30. Jahr

Inhaltsübersicht

Kann das Weltall erschauern?

Von Hans Kopp

Mathilde Ludendorff schreibt in ihrem ersten philosophischen Werk *„Triumph des Unsterblichkeitwillens"* (1922) den Satz:

„Der unermeßliche Kosmos, die Erscheinung Gottes, erschauert an dem Tage, an dem der Mensch sich erfüllt, an dem er erkennt: ich allein erlebe das göttliche Wünschen bewußt; ich, der Mensch, ich bin unter allen Wesen der Schöpfung das einzige Bewußtsein des Göttlichen." (Ausg. 1973 S. 319)

Nun sagt sich der bloß vernünftige Denker: *„Unbewußtes, also auch ein unbewußter Kosmos, kann doch nie erschauern, dies kann doch nur der bewußte Mensch."* Und er findet auf diese Weise einen schweren Fehler im Werk der Philosophin.

Nun ist das von vornherein eine knifflige Frage, denn wenn man sich aufs Gebiet der Philosophie begibt, könnte man mit Kant sagen: Der Kosmos ist Erscheinung und Erscheinung ist nur für mich Erscheinung, und da ich erschauern kann, muß auch die Erscheinung erschauern.

Doch gehen wir die Frage nicht so hochphilosophisch und erkenntnis-

theoretisch an, sondern fragen vorerst mal ganz einfach, ob nur der Mensch erschauern kann. Kann etwa das Tier nicht erschauern?

Ein Soldat reitet nichtsahnend in einem Tälchen. Plötzlich macht sein Pferd einen gewaltigen Satz, ein Schauer geht durch dessen gewaltigen Leib und überträgt sich auch auf den Reiter: Das Tier hat die heransausende Granate eher gespürt als der Reiter und so ihn und sich selbst gerettet. Auch der Hund, der das Fell sträubt, erschauert und stellt sich zum Kampf. Ob die Bäume und das Gras erschauern können, ist selbstverständlich eine Interpretationsfrage des Menschen. Aber man spricht von Regenschauer, von Gewitterschauer, die Bäume und Gras erschauern lassen, vom Sturmschauer im orkanzertrümmerten Wald. Auch das unbewußte, bzw. unterbewußte Wesen kann also erschauern. Ob Vulkanberge erschauern, wenn Lava aus ihnen hervorbricht, ob Meeresküsten erschauern, wenn das Meer an ihnen hochgischtet: der Mensch kann es auf jeden Fall so deuten.

Beim Menschen selbst ist Schauer zumindest im ersten Augenblick ein Vorgang des Unbewußtseins, erst im Nachhinein erkennt das bewußte Denken, daß Schauer empfunden wurde. (Wir halten uns an die Einteilung: Unbewußtsein, Unterbewußtsein, Bewußtsein, Überbewußtsein!)

Schauer kann Panik auslösen, auch dies ein Vorgang im Unterbewußtsein bzw. Unbewußtsein. Mit Erschauern nur kann eine Nacht erlebt werden in einer brennenden bombardierten Stadt, in der Menschen und Tiere umherhasten. Ja, hier kann der Schauer auch weiter dauern, selbst wenn die Vernunft, das wache Bewußtsein, schon längst am Werk ist, das eigene Leben zu retten oder anderen zu helfen. Nun wird das Erschauern zum Schaudern, man schaudert zurück vor so viel Unheil, man spricht von *„schauderhaft“*. Zum unbewußten Erschauern hat sich Angst und Schrecken gesellt.

Nun handelt es sich bei Mathilde Ludendorffs Satz um einen Schauer des Überbewußtseins, d.h. des höchsten Seelenerlebens, das völlig frei ist von Zeit, Raum und Kausalität.

Dieses Erschauern hat keine Materie im üblichen Sinn zur Voraussetzung, also keine Sinneseindrücke, wie vorher einige erwähnt wurden, selbst nicht das Erleben erhabener Kunstwerke.

Mathilde Ludendorff hat verschiedentlich über den Äther als Vorerscheinung Gottes geschrieben. (s. z.B. *„Wie eint Äther das Weltall?“* in ihrem Physikwerk; s. auch *„Äther und Äthertheorien“*, M&M 79/23 v. Verf.)

Der allesdurchdringende Äther vermittelt jede Art von Bewegung, auch die jeder Bewußtseinsstufe, also auch das Erschauern des Überbewußtseins.

Die Zeit, die Abfolge, der Kausalzusammenhang sind hier nicht gefragt, so wie der nur Vernünftige sich das vorstellt: zuerst Erschauern des Gotterlebenden, dann davon ausstrahlend das behauptete Erschauern des Kosmos. Nein, Äther kennt nicht Zeit- noch Raumfolge. Was in einer Bewußtseinsstufe vorgeht, ist Bewegung des Äthers nicht anders wie jede Bewegung im Kosmos. Der Äther verwirklicht die Einheit des Kosmos.

Wo also die erstmals gotterlebende Seele erschauert, erschauert zugleich der ganze Kosmos, eine Abkapselung dieses Erlebens widerspricht der Einheit der Schöpfung.

Scheinbar bewegen wir uns hier in *„mystischen"* Bereichen, wie ja auch das *„Erschauern"* eines der Haupterlebnisse der Mysterien war und ist. Der Freimaurer erschauert schon beim Aussprechen eines seiner geheimen Worte, und die Aufnahme in die Loge – wie die in alle Mysterienbünde – arbeitet erfolgreich mit dem Erschauern, ja dem Schaudern des Adepten.

„Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schaudern ein",
sagt Schiller im Jahre 1797.

In ihrem Werk *„In den Gefilden der Gottoffenbarung"* (1959) geht Mathilde Ludendorff verschiedenemale auf das Wunderwerk ein, daß alle Vorgänge im Menschen, besonders aber Diesseits und Jenseits zu erkennen, zugleich Vorgänge des ganzen Kosmos sind, da sie auf dem Wesen der Vorerscheinung Gottes, dem Äther, beruhen.

„Wie leicht wird dies möglich, da die ganze Schöpfung und auch der Mensch selbst durchdrungen sind von Gottes Vorerscheinung, in der Gottes Wesen zwar der gesamten Schöpfung völlig verhüllt bleibt, die sich aber wohl dem Ich der Menschenseele enthüllen kann, wenn es solche Enthüllung selbst durch eigene freie Tat erreicht, wenn es sich Gott erschließt. Wie selbstverständlich, wie unmerklich, wie einfach und wie gar nicht 'mystisch' kann dies geschehen, da die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits für das gotterlebende Ich schon so weitgehend überbrückt ist durch die Erhaltung der Vorerscheinung Gottes, die vor der ersten Erscheinung schon war und als letztes Erinnern an eine gewesene Schöpfung dereinst schwinden wird, die also auch den Menschen ganz und gar durchdringt!" (S. 355)

B 20513 D



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 13 9.7.1993 33. Jahr

Inhaltsübersicht

5000 Jahre Unsterblichkeitsuche

Von Hans Kopp

Das älteste Dichtungswerk der Menschheit, das Gilgamesch-Epos, entstand etwa 3000 Jahre v.d.Z. im sumerischen Teil des heutigen Irak um die Städte Ur und Uruk. In vielen Keilschrifttäfelchen ist es erhalten, zwar nicht vollständig, aber doch so, daß uns heute noch die Geschehnisse um den König Gilgamesch und dessen Taten anschaulich vermittelt werden, Aus der assyrischen Bibliothek von Ninive geben besonders die aufgefundenen 12 Tafeln einen laufenden Zusammenhang; die 11. Tafel, am vollständigsten erhalten, bringt die Sintflutsage, die dann von andern Völkern übernommen wurde, auch von den jüdischen Bibelschreibern. Aber auch hethitische und hurritische Funde in der heutigen Türkei bezeugen, daß auch dort das Epos bekannt war.

Die gegenwärtig vollständigste deutsche Nachdichtung stammt von Helmut Schmökel (1966), 8. Aufl. durchgesehen 1992 bei Kohlhammer. Da das Epos erst seit etwa 100 Jahren erforscht ist, sind alle vorherigen Ausgaben, Erklärungen und Deutungen einem fortwährenden Wandel unterworfen.

Was uns bewegt, sich mit diesem Epos zu beschäftigen, sind besonders seine letzten Tafeln: nämlich die Suche Gilgameschs nach der Unsterblichkeit.

Mathilde Ludendorff hat in ihrem ersten Gedankenwerk *„Triumph des Unsterblichkeitwillens“* (1922) auf diese früheste nachweisbare Suche nach der Unsterblichkeit hingewiesen und umfangreiche Zitate aus dem Epos gebracht (Ausg. 1983, S. 30, 54, 148 ff., 189). Sie benützte damals die Übersetzung von G. Burckhard *„G., Eine Erzählung aus dem Alten Orient“*, die auch heute noch anerkannt ist; letzte Ausgabe 1958 als Inselbuch (Leipzig) mit Holzschnitten.

Was sagt das Epos über die Unsterblichkeitssuche der Menschen vor 5000 Jahren?

I.

Gilgamesch hatte einen Freund, Enkidu, dessen Tod in ihm die Frage nach Leben und Sterben aufwirft.

„Todkrank lag Enkidu auf seinem Lager.
Da rief er Gilgamesch und sprach zu ihm:
‚Du weißt mein Freund, es liegt ein Fluch auf mir!

Nicht gleiche dem ich, der im Kampfe fällt –,
Furcht hatt' ich vor der Schlacht, drum sterb ich ruhmlos!
Nur wer im Kampfe fällt, o Freund, ist glücklich.'" (7. Tafel)

Hier tritt schon ein Unsterblichkeitsgedanke auf, nämlich Unsterblichkeit durch heroische Tat. Am Schluß der 12. Tafel wird dieser Gedanke nocheinmal angesprochen bei der Frage Gilgameschs an den Geist der Freundes, wie es in der Unterwelt aussieht.

„Sahst einen, der des... Todes starb?" – „Ich sah ihn:
Er ruht im Bett, darf reines Wasser trinken!"
„Sahst einen du, der fiel im Schlachtengetümmel?"
„Ich sah ihn: Seine Eltern stützen ihm
das Haupt, und es beweint ihn seine Gattin."
„Sahst einen du, des' Leichnam in die Steppe
man warf und nicht begrub?" – „Auch diesen sah ich:
Nicht Rast noch Ruhe findet er im Hades!"

Dem Schlachtentod wurde also schon damals ein Ewigkeitswert beigelegt. Man denkt dabei an unser Lied von Silcher nach einem Text von 1620:

„Kein schönrer Tod ist in der Welt,
als wer vorm Feind erschlagen,
auf grüner Heid, im breiten Feld
darf nicht hörn groß Wehklagen..."

(„*Der Zupfgeigenhansl*" 1914, S. 212)

Aber mit dieser Unsterblichkeit gibt sich Gilgamesch vorerst nicht zufrieden. Er möchte eine körperliche.

„Gar bittre Tränen weinte Gilgamesch
um Enkidu, den Freund, irrt' durch die Steppe.
‚Wird's mir nicht, sterb' ich, gehn wie Enkidu?
Verzweiflung hat mein Inneres erfüllt,
vorm Tode bebend irr' ich durch die Steppe!
Zu Utnapischtim, Ubartutus Sohn,
schlag ich den Weg ein, eile schnell voran.'" (9. Tafel)

Er hat nun allen jugendlichen und königlichen Mut und Übermut verloren und überwindet Gebirge und Ungeheuer, um ein Wissen über Tod und Unsterblichkeit zu gewinnen. Er zwingt den Fährmann Urschanabi ihn über die Wasser der Ewigkeit zu fahren.

„Es schaute Utnapischtim in die Ferne.
Zu seinem Herzen redend, sagte er,
Indem er mit sich selbst zu Rate ging:

,Was sind zerstört des Schiffes steinern' Ruder?
Ist einer, dem's nicht zusteht, mit an Bord:
Der, der da kommt, ist keiner von der Meinen!'
Da sagte Gilgamesch zu Utnapischtim:
,Auf das gelänge ich zu Utnapischtim
und sähe, den sie den „Entrückten" nennen,
Durchirrt' bisher ich wandernd alle Lande,
stieg über viele unwegsame Berge
und kreuzte wahrlich all die weiten Meere!
Nicht labte ich an süßem Schlaf mein Antlitz,
in ständigem Wachen hab' ich mich verzehrt
und hab' erfüllt mit Kummer meine Glieder!'" (10. Tafel)
„Zu Gilgamesch sprach darauf Utnapischtim:
,Der bittre Tod ist wahrlich unausweichlich.
Baun wir ein Haus, das ewig steht, und siegeln
für ewige Dauer eine Tafel wir?
Wenn Brüder Erbschaft teilen, ist's für ewig?
Sogar der Haß im Lande – währt er ewig?
Und steigt der Strom hinflutend immerdar?
Nur die Libelle schlüpfte aus dem Kokon,
nur sie erschaut aufs neu' der Sonne Antlitz!'" (10. Tafel)

Dem Dichter erscheint die Libelle unsterblich zu sein, da er den Kreislauf Ei, Puppe, neues Tier kennt.

„Zu Utnapischtim, dem Entrückten, sagte
drauf Gilgamesch: ,Seh ich dich, Utnapischtim,
so bist nicht andrer Art du, gleichest mir,
ja, bist nicht andrer Art und gleichest mir!
Es wär mein Herz bereit, für dich zu kämpfen,
Du aber gibst dich müßiger Ruhe hin!
Sag mir: Wie fandest du Eingang in den Rat
der Götter und gewannst das ewige Leben?'" (11. Tafel)
„Dem Gilgamesch gab Antwort Utnapischtim:
,Verborgnes will ich, Gilgamesch, dir künden,
werd' ein Geheimnis dir der Götter sagen!
Schurippak ist die Stadt, dir wohlbekannt,
sie liegt an des Euphratflusses Ufer.
Alt war die Stadt, in der die Götter wohnten.
Und damals planten nun die hehren Götter,

geschehn zu lassen eine große Flut.'"

Die große Lärmentfaltung der Stadt (sie wurde von Deutschen Archäologen 1902/03 ausgegraben) rief den Zorn der Götter hervor. Die Bibel dagegen läßt wegen der Sündhaftigkeit der Menschen die Flut entstehen. Aber Gott Ea gibt Utnapischtim einen Rat:

„Reiß ab dies Haus und baue draus ein Schiff!
Laß fahren den Besitz, das Dasein rette!
Gib hin dein Gut und sichere das Leben,
ins Schiff nimm aller Lebewesen Samen!
Betreffs des Schiffes, das du bauen sollst –
wohl abgemessen seien seine Maße!
An Breite und an Länge soll's gerecht sein,
sein Dach mach gleich dem des Urozeans!'" (11. Tafel)

Die Arche hatte also – anders wie bei Noah – Würfelform. Nun erfolgt eine ausführliche Darstellung des Schiffsbaues, der Flut, ihr Ende, das Aussenden der Vögel usw. Die Götter geraten sich in die Haare, weil ein Sterblicher entrinnen konnte. Gott Ea will aber keine *„Kollektivschuld"* anerkennen.

„Da öffnet' Ea seinen Mund und sprach,
zum Helden Enlil sagte er die Worte:
'O Held, du Weisester der Götter aller,
was brachtest ohn' Bedenken du die Flut?
Leg seine Schuld dem Sünder auf, und auch
dem Frevler laß vergelten sein Vergehen!
Greif maßvoll zu, daß er nicht ganz verderbe,
doch hart genug, daß er's zu leicht nicht nehme!'"
„Da wandte Enlil sich und ging zum Schiff,
nahm meine Hand und hieß mich einzusteigen,
holt auch mein Weib, ließ neben mir sie knien,
berührte, vor uns stehend, unsre Stirn
und gab uns seinen Segen mit den Worten:
'Bisher war Utnapischtim nur ein Mensch,
von nun an aber sollen Utnapischtim
und auch sein Weib fürwahr uns Göttern gleichen
und wohnen an der Ströme ferner Mündung!'" (11. Tafel)

Gilgamesch wird nun die Möglichkeit gegeben, durch verschiedene Proben die Unsterblichkeit zu erlangen. Er versagt aber immer wieder. Schließlich kehrt er mit dem Fährmann wieder heim in seine Stadt.

„Nach zwanzig Doppelstunden nahmen sie
ein knappes Mahl, noch dreißig weitren dann
verhielten sie, um für die Nacht zu rasten.
Da zum umwallten Uruk sie gelangten,
sprach Gilgamesch zum Fährmann Urschanabi:
‚Wohlan denn, Urschanabi, steig empor
zu Uruks Mauer, schreit' auf ihr entlang.
Blick auf die Gründung, sieh das Ziegelwerk,
ob es nicht völlig aus gebranntem Stein!
Die sieben Weisen legten ihren Grund!
Sie führten um ein Sar[1]*) Stadt, um eins an Gärten,*
ein Sar mit Gruben, wo den Lehm man holt,
und um den Weihbezirk des Ischtartempels –
drei Sar und Uruks Weihbezirk umschließend!'"

So bleibt für Gilgameschs Unsterblichkeitssehnsucht sein Werk: die gewaltige Stadtmauer aus gebrannten Ziegeln (eine Besonderheit in dem waldlosen Gebiet, das sonst nur luftgetrocknete Ziegel kannte). Und dies Werk kann man heute noch sehen, wenn die Ausgrabungen nicht wieder der Wüstensand überdeckt hat oder wenn es die Amis nicht mit ihre Bomben zerstört haben.

Unsterblichkeit findet Gilgamesch nicht, *„aber zwei dauerhafte Zeugnisse seines Erdenwallens – Uruks Mauer und das Epos, das an sie anknüpfte und dessen Leser gewiß wenigstens zum Teil noch ihre Ruinen kannten"*. (aus dem Schlußwort Schmökels)

II.

Gilgamesch macht sich also nichts vor: Er ist sterblich! Unsterblichkeit ist ihm verwehrt. Die Totenwelt ist Staub und Lehm. Enkidu berichtet ihm nur, daß es höchstens Abstufungen des Totseins gibt, Abstufungen einer vorgestellten Unterwelt, Abstufungen in der Pflege des Totengedenkens. Aber Gilgamesch ergibt sich heroisch ins Nichtsein. Er geht nicht den Ausweg der Ägypter, die dem einbalsamierten Toten alles mitgeben, was er als Lebender auch gebraucht hat; er geht auch nicht den Weg späterer Himmels- und Höllengläubiger, die sich ein zwar unkörperliches, aber doch persönliches Weiterleben erdenken und im Leben dafür durch Gebete, Opfer usw. vorsorgen. Es ist Stille in Gilgameschs Totenwelt, wie sie ihm Enkidu

[1]) heute: iran. Längenmaß

berichtet, nicht lärmende Unrast wie in den Städten seines Lebens, auch nicht lärmend wie in Dantes Inferno. Edler erscheint Gilgameschs Erkenntnis seiner Sterblichkeit als die hilfeheischenden Jenseitsvorstellungen der nachfolgenden Religionen.

Mathilde Ludendorff aber spricht von einem Triumph des Unsterblichkeitwillens.

Aber wo ist diese Unsterblichkeit? Ist nur der Wille unsterblich? Nicht aber die Erscheinungen, die diesen Willen haben? Erlebt der Mensch in seinem Willen Unsterblichkeit, die einzige Möglichkeit, Unsterblichkeit Wirklichkeit werden zu lassen? Hört dieser drängende Wille bei erreichter Unsterblichkeit auf, ja ist die Unsterblichkeit die erreichte Stille nun, in der kein Wille mehr weiter drängt? Und doch bewußtes Erleben?

Damit wäre jener Zustand erreicht, den der Dichter des alten Epos in der Gestalt des Utnapischtim uns ahnen läßt: Unsterblichkeit eine andere Art des Seins als die des daseinsverhafteten Menschen. Ist dieses erreichte Sein gleichzusetzen mit Gotterleben, oder ist das Hineinbringen des Wortes „*Gott*" in dieses Erleben schon wieder ein Abstieg, schon wieder eine Hilfsfigur des anhaltsuchenden Menschen? Oder ist gar beides: Unsterblichkeit und Gott eine noch zu vordergründige Bezeichnung für das höchste Erleben des Menschen?

Fragen über Fragen?

Einen Schritt über Gilgameschs Klage hinaus tut Mathilde Ludendorff im Abschnitt des Werkes „*Das heilige Rätsel*", wenn der Suchende fragt:

„‚*Wie machst du verstummen durch Runendeutung*
das Klagelied jenes vollkommenen Helden,
des Gilgamesch tausendfach wiedergesungenes Leid,
das Leid um den Menschen, den Lieben,
der vor uns bewußtes Leben verlor
und die im Staube auf ewig tiefschlummernde Seele
dem trauernden Freunde nur ließ?' –
‚*Nicht Asche – die ewig schlummernde Seele – bleibt dir allein;*
die wache, bewußte Seele lebt dir im Herzen.
Nie stirbt dir der Freund, nie stirbt dir der innig Geliebte,
wenn je deine Seele hin bis zum Jenseits geflogen.
Zu diesem Reiche findest du immer wieder zurück;
denn Trauer und innige Liebe zu Toten
sind flugstarke Flügel ins Jenseits.
Dort ist nicht heute, nicht gestern, nicht morgen;

dort lebt dir der Freund, wenn in dir
sein wahrhaftes Bild du dir wahrtest.
Und wenn er auch selbst
bewußtes Erleben für immer verlor:
In deiner Seele stirbt er, der Geliebte,
erst einst mit dir selbst.'" (S. 54)

Also doch auch Tod der im Weiterlebenden noch vorhandenen Erinnerung der Seele des Verstorbenen? Deutlich wird, daß das mögliche Erleben der Unsterblichkeit eingebettet ist in dem todverfallenen Menschen: *„Er weiß, die Erscheinungsform, die wir ‚Ich' nennen, ist dann für immer erloschen."* (S. 207)

Somit wird klar, daß Unsterblichkeit eine andere Qualität ist als unser Messen an Körpern, Stunden, Tod, wenn auch der Körper die Voraussetzung ist, daß wir diese andere *„Qualität"* erschaffen können.

„In diesem Seelenzustande wird es uns zur Tatsache, daß ursächliche Zusammenhänge, daß Raum und Zeit nur Denkformen unserer Vernunft sind, die es uns ermöglichen, die Welt der Erscheinungen zu ordnen." (S. 217)

In späteren Werken setzt sich Mathilde Ludendorff mit der Frage auseinander, ob jenes Wesenserlebnis mit dem Wort *„Gott"* ausgesagt werden kann und darf, ob dies nicht vielmehr schon wieder ein Rückfall in Vernünftelei ist.

Zweifellos liegt es im Lebensgang Mathilde Ludendorffs mit begründet, daß sie sich mit dem Wort *„Gott"* so eingehend auseinandersetzt und es auch zur Bezeichnung ihrer Erkenntnis benützt. Sie wuchs mit diesem Wort im Elternhaus auf und auch im weiteren Leben; es war immer allgegenwärtig. Mögen auch zwischenzeitlich sog. *„atheistische"* Geschichtsabschnitte in der Welt aufgetreten sei – man denke an die atheistischen Staaten marxistischer Prägung! –, so ist gerade heute wieder überall ein Rückgriff auf *„Gott"* und auf das Wirken von *„Gottesvertretern"* zu beobachten: nicht nur bei der bigotten Weltmacht, sondern auch bei uns und im untergegangenen Sowjetbereich. Die Medien bringen überdeutlich wieder Gott und seine beamteten Diener in den Vordergrund.

Trotzdem muß man aber Mathilde Ludendorff recht geben, wenn sie auf die Gefahren hinweist, das mögliche Wesenserlebnis des Menschen gleich dem Wort *„Gott"* zu setzen.

„Für den Schaffenden (eines Werkes) aber bedeutet diese Wirklichkeit (daß die Menschen Worte umdeuten, H.K.) eine unendlich ernste, ja herbe

Tatsächlichkeit, denn er sieht stets die Kluft zwischen dem Wort und dem, was er ausdrücken will, und sieht die große Gefahr, die dadurch geschaffen ist. Klar ist ihm hierbei erkennbar, daß nicht etwa nur das Wort ‚Gott' große Gefahr ist, da (H.K.) Menschenwahn über Gott das Sonnenlicht der Erkenntnis so tief mit Wolken verhüllt. Der Mensch ist durch die Sprache gezwungen, seinem Wort ‚Gott' das Merkmal des Wahnes zu geben..." („*In den Gefilden der Gottoffenbarung*", 1959, S. 44)

Diese Schwäche des Menschen, und daß die Sprache ihn sich nur räumlich und zeitlich und ursächlich äußern läßt, ja daß selbst andere Äußerungsmittel wie Musik, bildende Kunst u.ä. ihn an „*irdische*" Gesetze binden – diese Schwäche kann er nur überwinden durch eine „*Rückübertragung*" der Werke anderer ins eigene „*Nacherleben*" (ebd. S. 54), wenn er überhaupt auf Äußerungen anderer sich angewiesen sieht.

Und so ist im ältesten Epos der Welt jene Unsterblichkeitssehnsucht und ihre Verwirklichung zu entdecken, wenn auch ihr Träger sich über sein Wesenserlebnis noch nicht klar war: denn schon die Sehnsucht nach Unsterblichkeit öffnet dieser alle Pforten.

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 7 9.4.1993 33. Jahr

Ist die Menschheit an einem einzigen Ort entstanden?

Von Arno Dietmann

Die Frage war bisher wissenschaftlich offen, ob der *Homo sapiens* – dem man inzwischen auch den vor mehr als 100 000 Jahren erstmals aufgetretenen *Neandertaler* zurechnet – aus einem einzigen Gebiet stammt und seine Diversifikation in zahlreiche Rassen erst später im Zusammenhang mit seiner Ausbreitung über die Erde stattgefunden hat oder ob der Mensch gleichsam mehrere *„Wiegen"* in verschiedenen Kontinenten hat. In den letzten Jahren neigten Anthropologen eher der Annahme zu, daß die Menschheit nur **eine** Wiege bzw. nur **eine** Mutter *(„Eva")* hat. Sie stützten sich auf Fossilfunde, DNA-Sequenzvergleiche, vergleichende anatomische Beobachtungen und realistische Überlegungen und Erklärungen. Allerdings gab es auch Daten, die der Hypothese nicht entsprachen. Es war wichtig, kein Forschungsergebnis unter den Tisch fallen zu lassen, das Problem als nicht geklärt zu betrachten und weiter zu forschen.

Bei der Mitte Februar in Boston (USA) stattgefundenen Jahrestagung der angesehenen *Amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft (AAAS)* vertraten aufgrund neuer Forschungsergebnisse die Anthropologen, Paläontologen, Genetiker und Prähistoriker nun die Auffassung, daß die moderne Menschheit, also der Homo sapiens, nicht aus dem *„Schoß"* einer gemeinsamen *„Mutter Eva"* stamme. Diese *„Eva"*, so die bisherigen Schlußfolgerungen und Rechnungen, hätten vor etwa 200 000 Jahren in Afrika leben sollen, vielleicht in Nordafrika, im Nahen Osten. Nach neuesten DNA-Studien ist diese Annahme nicht mehr haltbar. Deshalb haben die Experten aus Australien, Südafrika und USA auch Abschied davon genommen. Dazu kommt die Auswertung neuer Knochenfunde aus der südafrikanischen Kap-Provinz, die auch nicht in Einklang zu bringen war mit der *„Eva-Theorie"*.

Es sei unmöglich, so die Fachwissenschaftler in Boston, *„den"* Vorfahren des heutigen Menschen, also des *Homo sapiens,* anatomisch definieren und ihn auf einen Ausgangsort festlegen zu wollen. Die Körpermerkmale des *Homo sapiens* hätten sich im Verlauf von etwa 500 000 Jahren (so alt ist auch der *Homo-erectus*-Fund aus der Schotterterrasse von Mauer bei Heidelberg, der Unterkiefer des sog. *„Heidelberger Urmenschen")* auf mehreren Kontinenten kontinuierlich weiterentwickelt. Nach der *„Eva-Theorie"* hätte sich aus diesem in Europa, Afrika und Asien beheimateten Urmenschen *(Homo erectus)* nur in Afrika der *Homo sapiens* entwickelt.

Wann das *„Erwachen"* des (Vor-)Menschen zum *Homo sapiens* stattgefunden hat, das *„helle Aufleuchten des (Ich-)Bewußtseins"*, das selbst den seelisch wachsten Tieren so nicht eigen ist, kann derzeit wissenschaftlich nicht beantwortet werden. Denn Werkzeuggebrauch und -herstellung sind keine Beweise dafür, schon eher das jahrelange Überleben von durch Krankheit oder Unfall verkrüppelten Familienmitgliedern, denen offensichtlich geholfen wurde, und die Beisetzung der Toten und die Beigabe von Blumen und Rötelfarbe – wenn die letztgenannten Neandertalerfunde richtig interpretiert sind. Andere materiellen Hinterlassenschaften, die auf Bewußtsein und Kulturfähigkeit i.S. des heutigen Menschen hinweisen, können wir nicht erwarten. Über das erstmalige Auftreten der begrifflichen (menschlichen) Sprache – die mit dem Bewußtsein gepaart, demselben Großhirnbereich zugeordnet ist und eine passende Kehlkopflage als weitere Voraussetzung hat – wissen wir aus Rückschlüssen aus der Schädelanatomie nur unzuverlässig Bescheid. Das Vorliegen von Bewußtsein und daraus entspringender Kultur (dazu kommen vernunft-, angstgeborene Magie und Kulte!) ist aber aus menschlichen Hinterlassenschaften seit der jüngeren Altsteinzeit vor etwa 40 000 Jahren sicher nachgewiesen. Damals entstanden – anscheinend plötzlich – technisch und künstlerisch beeindruckende Kunstwerke: Ritzereien auf Rentiergeweihen, Kleinplastiken aus z.B. Elfenbein und Höhlenmalereien. Daß der damals schon ausgestorbene oder doch im Aussterben sich befindliche *Neandertaler,* der eher in Großgruppen lebte, seelisch schon genauso wach war, ist nach seinen bisher bekannten Hinterlassenschaften eher zu bezweifeln.

Mathilde Ludendorff stößt in ihrem philosophischen Werk, das der Gotterkenntnis gewidmet ist, beim Erkennen wesentlicher Züge des Werdens und Wirkens der Menschenseele (vor dem Hintergrund der kosmischen, chemischen, biologischen und humanen Evolution) auch auf die Entste-

hung des *„Rasseerbguts"* im *„Unterbewußtsein"* der Menschenseele. Sie zeigt die dort verankerten rassetypischen Unterschiede auf in der erblich vorgegebenen Art und Weise des Gotterlebens und des dem Göttlichen Gegenübertretens und beschreibt deren Zustandekommen als seelische Prägung zum Zeitpunkt des *„erwachenden Bewußtseins"*, nämlich bei der Geburtsstunde des bewußten Menschen (von der Wissenschaft als *Homo sapiens* bezeichnet). Darüber, zu welcher Zeit, auf welchem Kontinent, ob auf mehreren Kontinenten, an welchem Ort oder an wie vielen Orten und bei wie vielen Personen dies geschah, macht sie selbstverständlich keine Aussagen.

Zum besseren Verständnis, zur Veranschaulichung, verweist sie darauf, daß dieses *„Erwachen"* und die damit verknüpfte Prägung des (seelischen) *„Rasseerbguts"* unter existentieller Gefahr etwa in der lebensbedrohlichen Eiszeit bei den Ahnen der Rassen stattgefunden hat, die beim *„Erwachen"* in bezug auf das Göttliche einen unterschiedlichen Standpunkt bezogen hatten (in Angst und Demut erschauernd oder gottvoll selbstbewußt sich dünkend). Von diesen beiden Grundpositionen aus konnte es wegen der zudem erblich unterschiedlichen Willensrichtungen (z.B. *„beharrende"* oder *„wandelfrohe"* Seele) und weiteren erblich verschiedenartig festgelegten Fähigkeiten (z.B. in Phantasie, Wahrnehmung und Empfindung) zu einer größeren seelischen Vielfalt der Menschenrassen kommen und als eine Folge davon – aber nicht nur davon – zu einer Vielfalt der Kulturen der Völker. Alle diese seelischen Unterschiede sind – schon weil biologisch ambivalent oder überhaupt nicht relevant – nicht durch adaptive Radiation zustandegekommen, d.h. durch Wanderungsbewegungen und Eingepaßt- bzw. Ausgelesenwerden der Lebenstüchtigen im neuen Lebensraum. (Solches Eingepaßtwerden der geeigneten und Auslesen der ungeeigneten erblichen Varianten in der Umwelt gibt es aber auch oder gab es zumindest solange auch beim Menschen, wie ausreichende Überlebenshilfen fehlten. Sie betreffen aber nicht die genannten Unterschiede im Unterbewußtsein, dem *„Rasseerbgut"*, der Menschenseele.)

Aus der Sicht der Gotterkenntnis (Ludendorff) kann zwischen den beiden eingangs zitierten Hypothesen über die Anzahl der Ursprungsorte des *Homo sapiens* nicht entschieden werden. Die derzeit wohl am besten durch Fakten gestützte Annahme, daß der Mensch bzw. die Menschenrassen nicht eine einzige *„Mutter"* und *„Wiege"* haben, sonder solche auf verschiedenen Kontinenten, bereitet unseren Vorstellungen am wenigsten Schwierigkeiten. Denn durch mehrere Ausgangsbevölkerungen scheint es am

wahrscheinlichsten zu sein, daß von vorneherein erblich stärker gesonderte (Vor-)Menschen – gesondert in körperlichen und unterbewußt-seelischen Merkmalen – Ahnen von Rassen des zum Bewußtsein erwachten *Homo sapiens* wurden.

B 4157 DX

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 24 23. 12. 1981 21. Jahr

Inhalts-Übersicht

Spinozismus: säkularisiertes Judentum

Von Peter Hansen

1632 wurde Baruch de Spinoza im Amsterdamer Judenviertel geboren. Seine Eltern waren vor den Schrecken der Inquisition aus Portugal in die Niederlande geflüchtet. Der wohlhabende Vater bestimmte seinen Sohn zum Rabbiner. Nach Kenntnis der Descartschen Philosophie und der Naturwissenschaft wandte sich Spinoza jedoch immer mehr

vom Studium des Alten Testaments, des Talmuds und der Kabbalah ab und zweifelte gar *„am Dasein eines auserwählten Volkes“* und an den *„Machtprärogativen einer auserlesenen Priesterschar“*. (Vries, Theun de: Spinoza, Reinbek, 1970, S. 34.) Da Bestechungen, Drohungen, ja sogar ein Mordversuch ihn nicht zur Umkehr bewegen konnten, wurde er 23jährig mit dem großen Bannfluch wegen *„schrecklicher Irrlehren“* belegt und aus der jüdischen Gemeinde ausgeschlossen. Seinen Unterhalt als Optiker fristend, starb er 1677 an Tuberkulose.

Trotz aller Verfolgung hat sich Spinoza nie von dem jüdischen Gedankenkreis lösen können, das zeigt seine Philosophie ganz deutlich. Nach jüdischer Auffassung ist Gott Jehova der „Schöpfer aller Dinge“. Er ist „ewig“ und daher „niemals entstanden“, und seine „göttliche Weisheit“ bestimmt das Leben der Menschen sowie den Lauf der Welt. Was nun die jüdische Mythologie über Jehova aussagt, überträgt Spinoza auf die Natur, die er auch als Substanz (= göttliche Materie) bezeichnet. Von der Natur sagt Spinoza, sie sei der „Schöpfer aller Dinge“, „ewig“ und „unerschaffen“ und ihre Gesetze beherrschten alles. Und so wie Jehova einzigartig ist und keine Konkurrenz zu fürchten hat, so gilt das Gleiche für die Natur: Neben der Natur existiert keine unabhängige seelische Welt (Descartes), sondern die Seele ist ein Teil der Natur und unterliegt deren Gesetzen, woraus folgt, daß es keine Willensfreiheit geben kann.

Dieser Auffassung stimmen auch die strenggläubigen Juden zu, da nach ihrer Meinung jede einzelne Handlung von Jehova überwacht wird. Die einzige „Freiheit“ kann also nur darin bestehen, daß der Mensch seine Unfreiheit einsieht. „Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit“, so lehrt denn auch Spinoza, und aus diesem Grunde ist für ihn die Kenntnis der Gesetze (Naturgesetze anstelle der mosaischen Gesetze) ein hohes Ziel menschlichen Strebens.

Mit der Zerstörung der Freiheit (denn alles verläuft nach Naturgesetzen) untergräbt Spinoza das Fundament der Ethik: moralisches und sittliches Handeln ist eine bloße Einbildung. Heute ist es weitgehend üblich, die schäbigsten und gemeinsten Handlungen des Menschen als „naturgemäß“ zu entschuldigen. Die ideologische Grundlage hierfür hat Spinoza geschaffen, auch wenn die meisten Menschen, die in seinem Sinne argumentieren, das nicht wissen.

B 4157 DX



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 5 9. 3. 1982 12.3.82 22. Jahr

Inhalts-Übersicht

Die Erbgesetze und ihre Bedeutung für den Menschen

Von Dr. Heinrich Wollatz

1. Die Erbanlagen

Jede Zelle des Menschen enthält in *23 Erbträgerpaaren* (2 Chromosomensätzen) mehrere 100 000 paarige *Erbanlagen oder Gene.* Einige Erbträgerpaare sind groß mit vielen Erbanlagen, andere kurz mit wenigen Genen.

Der eine Erbträger eines Paares stammt *von der Mutter*, der andere *vom Vater.* Für jede *Ei- bzw. Samenzelle* müssen die Erbträgerpaare so halbiert werden, daß *jede befruchtungsfähige Zelle 23 verschiedene Erbträger* enthält. Bei der *Befruchtung* entstehen dann wieder 23 Erbträgerpaare für das nächstfolgende Geschlecht.

Bei der genannten *Verminderungsteilung* kann es zu Fehlern kommen. Wenn bei einem Elternteil die Verminderungsteilung unterbleibt, so erhält das Kind 3 Erbträgersätze. Es könnten auch Menschen mit

4 auftreten. Besonders in der *Pflanzenzucht* gibt es eine Reihe von Sorten mit *3 Erbträgersätzen* (triploid) oder *4 Erbträgersätzen* (tetraploid). Bei der Tierzucht hat man meines Wissens noch keinen nachhaltigen Erfolg gehabt, obwohl man auch solche Tiere züchtet. Derartige Erbgutbesitzer *wachsen schneller und üppiger*, enthalten aber weniger Trockenmasse. Dafür sind sie krankheitsanfälliger. Da man in der Pflanzenzucht durch die Vielzahl an Nachkommen eine scharfe Auslese treiben kann, ist es dort gelungen, leistungsfähige Sorten in den Handel zu bringen.

Nun werden die Erbträger nicht so vererbt, wie sie vom Elternteil übernommen wurden. Abschnittweise werden *Teile jedes Erbträgers mit dem entsprechenden Teil des anderen Erbträgers ausgetauscht* (crossing over). Danach wandert jeder neu zusammengesetzte Erbträger in eine der beiden sich bildenden Ei- bzw. Samenzellen.

Auch hier kann es wieder zu Fehlern kommen. Einzelne *Abschnitte gehen verloren.* Als Folge können einzelne Organe usw. nicht gebildet werden. Selbst wenn es noch zu einer erfolgreichen Befruchtung kommt, sterben die Föten oft vorgeburtlich ab. Mit diesem Verfahren reinigt die Schöpfung das Erbgut von Fehlern. Hier taucht die *moralische Frage* auf, ob die heute *übliche ärztliche Hilfe vor der Geburt schöpfungsentsprechend* ist. Hatte die Natur nicht die Absicht, den Träger von mutmaßlich fehlerhaftem Erbgut vorgeburtlich auszuscheiden?

Der verlorene Abschnitt kann am anderen Erbgutträgersatz angeheftet sein. Das kann einer der Gründe sein, daß ein Organ zu viel gebildet wird, z. B. ein Bein. Organe können auch an falscher Stelle ausgebildet werden usw., wenn die Abschnitte falsch zusammengesetzt wurden. Der *Selbstreinigungskraft* durch Befruchtungsunfähigkeit und vorgeburtlichen Tod verdanken wir, daß so wenige Menschen mit Erbfehlern geboren werden. Andernfalls würde die Erde ein einziges Siechenheim sein.

Durch den abschnittweisen Austausch entsteht die *Koppelung der Erbanlagen.* Nehmen wir also an, ein Erbträgerpaar besitzt 20 000 Erbanlagen und teilt sich durchschnittlich in 7 Teile zum Auswechseln der Abschnitte. Eine Teilung zwischen der 17. und 18. Anlage wird entsprechend selten sein. Beide Anlagen werden in der Regel gekoppelt vererbt. Wir alle haben öfter die Beobachtung gemacht, daß einige Kinder einer Familie entweder blond und blauäugig sind, die anderen

Geschwister aber dunkelhaarig und braunäugig. Die Hautfärbung scheint auch entsprechend gekoppelt zu sein. Ist aber bei einem Elternteil Braunäugigkeit und blondes Haar anzutreffen, weil die Trennung der Erbanlagen einmal doch vor sich ging und dadurch die Zusammensetzung ungewöhnlich erfolgte, so gilt das auch für die nachfolgenden Geschlechterfolgen.

Darüberhinaus gilt, daß die *Erbanlagen nach dem Zufall gemischt* werden.

Listet man in Versuchen mit dem *wilden Fingerhut* die Blütenfarbe auf, so stellt man fest, daß *25% rot, 50% rosa und 25% weiß* sind. Diese Blütenfarben sind durch *ein Erbanlagenpaar* bestimmt, das nur 2 Farben kennt: rot und weiß! Bei Reinerbigkeit sind die Blütenfarben daher rot und weiß, bei Vermischung aber rosa. Ein solch eindeutiger Zusammenhang ist aber selten. Beim *Holländischen Kaninchen* bestimmen *4 Erbanlagenpaare* die Färbung von ganz weiß bis ganz schwarz. Man erwartet als Unkundiger bei 0 bis 8 Trägern für dunkles Pigment eben 8 mögliche Färbungen. In Wirklichkeit gibt es eine Vielzahl davon, weil z. B. 2 Schwarzfaktoren ganz verschiedene Teilfärbungen ergeben. Das schwarz des ersten Paares mit dem des zweiten Paares ergibt ganz andere Auswirkungen als mit dem Schwarz des dritten Paares usw.

Wir müssen uns immer bewußt sein, daß die körperlichen und seelischen Merkmale durch eine Vielzahl von Genpaaren beeinflußt werden. Wir bekommen nur das Endergebnis des Zusammenwirkens zu sehen. Umgekehrt kann auch eine Erbanlage viele körperliche und seelische Merkmale beeinflussen. Wohl die bedeutendste Auswirkung hat die *Geschlechtsbestimmung*, also die *Ausprägung „Frau“ bzw. „Mann“!*

Kreuzt man reinerbig *rotbunte (rotweiße) Rinder* mit *roten Rindern,* so sind alle Nachkommen ganz rot. Hier überdeckt ganzfarbig die Anlage für gescheckt. Diese *„Mischlinge“* vererben ihren Nachkommen zur Hälfte die Anlage ganzfarbig und zur Hälfte die Anlage gescheckt. Treffen nun Eltern zusammen, die in sich überdeckt die Anlage für gescheckt besitzen, so können ganzfarbig rote Rinder rotbunte Kälber gebären. Bei den deutschen Rinderrassen *überdeckt* (dominiert) darüberhinaus die dunklere Farbe die hellere. Daher können in schwarzbunten Kuhherden gelegentlich rotbunte Kälber geboren werden. Aber

das gilt nicht grundsätzlich. Kreuzt man Tiere der weißen französischen Charolais-Rasse mit deutschen Tieren, so sind alle Nachkommen grauweißlich.

Es gibt also kein Gesetz, daß bei Mischerbigkeit immer die dunklere Färbung die andere überdeckt. Auch *beim Menschen überdeckt in der Regel die Anlage für dunklere Haut, Haare und Augen die anderen.* Daher können dunkle Eltern durchaus blauäugige und blonde Kinder zeugen, wenn beide in sich überdeckt die entsprechenden Anlagen tragen. Abweichungen kommen vor. Einige Menschen haben ein braunes und ein blaues Auge.

Während beim Fingerhut für die Blütenfarbe nur rot und weiß und deren Mischung in der Natur vorkommen, stehen beim *menschlichen Auge* vom hellen bis dunklen Blau, über Grau und Grün, sowie Braun und Schwarz sehr viele Abstufungen für ein Anlagenpaar zur Verfügung. Diese Erbanlage hat eine *gewaltige Vielfältigkeit.* In solch enger oder weiter Spannweite wirken alle die vielen tausend Erbanlagen auf wenige oder viele körperliche und seelische Merkmale.

Die *Wildkaninchen* tragen ein graubraun gesprenkeltes Haarkleid. Hier hat die Auslese an der Ausprägung mitgeholfen. Die Schöpfung hat es so eingerichtet, daß die Anlagen für die Färbung durch *Erbsprünge, Mutationen,* sich ändern können, um den sich verändernden Umwelteinflüssen durch die Auslese der Nachkommen angepaßt zu bleiben. So ist der Schneehase in Nordeuropa und in den Alpen entstanden, der im Winter ein weißes Haarkleid trägt.

Als *Haustier* züchtet der Mensch gern die Tiere bzw. Pflanzen mit *ausgefallenen Erbsprüngen.* Lebewesen, die sich oft nur durch eine oder wenige Varianten bei den Erbanlagen unterscheiden, nennt man Rassen. Man denke an die rotbunten, schwarzbunten oder roten Milchviehrassen. Dies sind in Wirklichkeit nur *Varietäten der Milchviehrasse.* Ihr gegenüber stehen die *Fleischrinderrassen* mit völlig anderem Körperbau und Nährstoffumsatz. Auch bei diesen regiert der Formalismus der menschlichen Züchter, so daß sich manche Rassen fast nur durch wenige Farbunterschiede kennzeichnen lassen.

Neben den Farbabstufungen gibt es den Verlust der Fähigkeit zur *Farbstoffbildung* für Haut, Haar und Augen. Bei solchen Lebewesen schimmert dann der rote Blutfarbstoff durch Haut und Iris der Augen durch. Dieser *Pigmentverlust* kann bei jeder Rasse auftreten. Besonders

bei Kaninchen werden solche Rassen gezüchtet. Beim Menschen treten *Albinos* bei Mongolen, Negern, Indianern und Europiden auf. Hausfrauen züchten gern Blumen, auf denen stellenweise statt des Blattgrüns weiße Flecken erscheinen, oder die Blätter sind rötlich bzw. gelblich. In der freien Wildbahn führen solche Erbsprünge, Fehlmutanten, meistens zum Tode des Trägers.

2. Wie weit bestimmen die Erbanlagen?

Im ersten Teil haben wir erfahren, daß *die Erbanlagen viele unserer Merkmale klar bestimmen,* während die Umwelt kaum einen Einfluß darauf nehmen kann, es sei denn zerstörend: Haar- und Augenfarbe, Form und Körperfunktion! Auf *vielen anderen Gebieten verhält es sich anders:* Man denke an die Folgen von Lebens- und Ernährungsgewohnheiten, Tabak und Rauschgifte!

Die Einflußnahme auf die Möglichkeiten, die die Erbanlagen anbieten, sind in der *Haustierkunde* gründlich erforscht, um den Bauern sagen zu können, wo sie am wirtschaftlichsten durch Zucht-, Haltungs- oder Fütterungsverfahren am sinnvollsten Geld verdienen.

Im Erbgut unserer heutigen Milchkühe ist die Fähigkeit veranlagt, 15 000 l Milch im Jahre zu erzeugen. Aber je nach Haltungsweise und Fütterungsgrundlage liefern die Tiere 3000 bis 8000 l Milch, durchschnittlich 4000 bis 5500 l. Eine geringere Leistung ist nicht möglich, es sei denn, das Tier verhungere. Daher steht fest, daß die *Erblichkeit (Heritabilität) der Milchleistung* 0,20 beträgt. Die Mehrleistung ist der Geschicklichkeit des Bauern überlassen. Er hat also einen sehr großen Einfluß auf die tatsächlich ermolkene Milchmenge.

Eine Kuh einer Fleischviehrasse ist durch keine raffinierte Fütterungstechnik dazu zu bewegen, mehr als 1000 l Milch — den Bedarf des Kalbes — im Euter zu bilden. Es fehlen die entsprechenden Anlagen.

Die Erbanlagen bestimmen in den grundlegenden Lebensvorgängen. Darüberhinaus befähigen sie zu vielerlei Eigenschaften, aber die Ausprägung wird durch Umwelt, Menschen und Eigenwillen bestimmt.

Der *Fettgehalt der Milch* kann weniger durch den Landwirt beeinflußt werden, die Erblichkeit ist 0,50. Bei Jungbullen ist die Erblichkeit der *Mastfähigkeit 0,20.* Der Bauer kann also die Schnelligkeit der Ge-

wichtszunahme sehr stark beeinflussen. Aber er hat nur zu 0,40 Einfluß auf den *Fettanteil im Fleisch*. Die *Häufigkeit von Mehrgeburten* (Zwillingen usw.) ist nur zu 0,10 erblich bestimmt bei Rindern. Wenn also Mehrlinge bei Rindern geboren werden, so sind in 90% der Fälle Einflüsse von außen kurz vor oder nach der Befruchtung Ursache der Zwillingsbildung. Dennoch kann der Mensch hier noch nicht eingreifen.

Von den Verhaltensforschern wissen wir, daß die Tiere in ihrem Verhalten durch *Instinkte, Regelabläufe*, geleitet werden. Für den Menschen trifft das für die Körperfunktionen wie den Blutkreislauf zu usw. Der Kohlweißling-Schmetterling legt seine Eier grundsätzlich an Kohlarten ab. Bei höheren Tieren werden diese Zwänge für Nahrungsaufnahme, Brunftverhalten, Höhlenbau usw. lockerer. Die Schöpfung räumt ihnen mehr und mehr *Entscheidungsfreiheit* ein (soweit es für die Selbsterhaltung unwesentlich ist). Beim höheren Tier und besonders beim Menschen tritt an diese Stelle *Erlerntes, Erfahrung oder Erarbeitetes*. Der Mensch wird auf den Gebieten des *moralischen Verhaltens frei!* Gesteuert wird anstelle des Instinktes durch das *Gewissen! Alle Erzieher versuchen daher das Gewissen ihrer „Zöglinge" zu formen:* Priester, Ideologen, Parteien, Staat und leider viel zu wenig die Eltern! Wie verbogen Gewissen sein können, zeigen die täglich auf der Welt vorkommenden Verfolgungen von Menschen.

Der Mensch schöpft im Durchschnitt 10% seiner körperlichen und geistigen Anlagen aus. Wenn einer die Befähigung zum Spitzenturner besitzt, aber nie übt, so wird die Anlage nicht ausgeschöpft. Diejenigen, die an sich arbeiten und hohe Befähigungen ausschöpfen, werden *Genies* genannt. Betrachtet man berühmte Leute, so stellt man fest, daß *hohe Intelligenz mit Tatkraft und Durchhaltevermögen* gepaart ist. Die Befähigungen in allen drei Richtungen müssen die Erbanlage ermöglichen. Sie müssen mit dem menschlichen *Leistungswillen* zusammentreffen. Erst dann können hervorragende Taten verwirklicht werden. Das gilt nicht nur auf gewerblichem Gebiet, sondern auch für Kunstwerke, die Mit- und Nachwelt zum Nacherleben auffordern. Gute Leistungsbereitschaft mit durchschnittlich guten Erbanlagen kann zu tüchtigem Erwerb befähigen und zu ansehnlichem, volkstümlichem Kunstschaffen. *Allgemein soll die Erziehung mithelfen, den Leistungswillen der Heranwachsenden zu wecken,* damit sie ihre Befähigungen weitgehend ausschöpfen.

3. Zuchtverfahren

Die alten *Landrassen* z. B. der Milchrinder zeigen ein Gemisch unterschiedlicher Formen und Farben in einem abgegrenzten Spielraum. Man kann sie etwa mit der *Vielfalt von Menschen nordischen Rassetyps* in unserem Volk vergleichen. Die Rinder im *Mastviehtyp* würden der Vielgestaltigkeit der Angehörigen einer anderen Menschenrasse entsprechen. Vor 150 Jahren begann man nach modernen Verfahren die Haustiere nach Farben, Formen und Leistungen zu züchten. Vom Staat wird bestimmt, daß nur nach bestimmten Verfahren *gekörte Vatertiere* zur Zucht benutzt werden dürfen. Durch In- und Reinzucht häufte man z. B. die Erbanlagen, die hohe Milchleistung ergeben. Während früher ein Bulle für etwa 50 Kühe gehalten werden mußte, können durch *künstliche Besamung* viele 1000 Kälber von einem Bullen gezeugt werden. Der *Zuchtfortschritt* kann viel schneller in der *Landestierzucht* verbreitet werden.

Mit Hilfe von *Milch- und Mastleistungsprüfungen*, sowie Körpermerkmalen wie der *Melkbarkeit* von Eltern, Geschwistern und Nachkommen werden mit Hilfe von Komputer-Zahlensystemen die *Erbanlagen* lesbar gemacht. Diesen Ergebnissen entsprechend werden die Preise für Bullen und Färsen (angehende Kühe) auf den *Versteigerungen* ausfallen.

Durch solche Verfahren sind in der Pflanzen- und Tierzucht gewaltige Erfolge erzielt worden!

An Zuchtverfahren kennt man:

I. Reinzucht innerhalb einer Rasse durch Auslese

Da die Zahl der Vatertiere verhältnismäßig gering ist, wird der Inzuchtgrad immer größer. Daher kauft man Vatertiere in anderen Zuchtverbänden dazu, die die gleichen Zuchtziele haben. Die Reinzucht mit Auslese ist das einzige Verfahren, das für den Menschen angemessen ist: *kränkliche und schwachbegabte Mitbürger sollten auf Nachkommen verzichten, die leistungsstarken aber viele Kinder zeugen.* Da durch Ehelosigkeit, Unfruchtbarkeit und Erbschwächen etwa die Hälfte der Frauen für den Nachwuchs ausscheidet, müssen in Ehen gesunder Partner *mindestens 4 Kinder* geboren werden.

II. Die Verdrängungskreuzung

wird in der landwirtschaftlichen Haustierhaltung viel betrieben. Werden in einem Zuchtverband besonders gute Erfolge erzielt, so steigert dieser seinen *Vatertierverkauf* beträchtlich. Bei den deutschen schwarzbunten Rindern wurden nach dem 2. Weltkriege zunehmend niederländische Bullen eingesetzt. Seit 10 Jahren nimmt der amerikanische Erbgutanteil ständig zu. In etwa 10 Jahren werden die deutschen schwarzbunten Rinder fast nur noch amerikanischer Herkunft sein. Die amerikanische Rasse aber heißt Holstein-Frisian, ist also deutsch-niederländischer Herkunft. Damit ist sie eine Linie oder Variante innerhalb der Rasse der Milchleistungsrinder.

Eine *Verdrängungskreuzung* spielt sich zur Zeit unter den Bürgern in Deutschland ab. Menschen fremder Rassen wandern ein und zeugen anteilmäßig zunehmend mehr Nachkommen. Besonders die Führungsschichten der Deutschen mit einem überdurchschnittlich hohen nordischen Erbgutanteil heiraten am wenigsten, haben wenige Kinder und wandern am häufigsten aus. Während die Bauern eine Blutlinie durch eine andere innerhalb der gleichen Milchvieh-Rasse ersetzen, verdrängen hier ganz unterschiedliche Menschenrassen einander. Als Folge muß der Volkskarakter sich stark ändern.

Wenn die *künstliche Empfängnis beim Menschen* stärker genutzt würde, kann auch sie zu einer Verdrängung von Rassen durch andere beitragen. Wenn also Männer, die nicht dem *einheimischen Rassetyp* entsprechen, auf eigene Kinder in ihrer Ehe verzichten und stattdessen durch künstliche Befruchtung die einheimische Rasse bevorzugen, können Fremdblutanteile verdrängt werden. — Es geht natürlich auch umgekehrt. In Kalifornien gibt es eine Samenbank, die nur Sperma von Nobelpreisträgern und berühmten Männern anbietet.

III. Inzucht bis zur Inzestzucht

Verwandtenpaarung ist in der Wildbahn häufig. Dabei treffen fehlerhafte Erbanlagen öfter zusammen, so daß sie durch *Frühtod der Träger ausgemendelt* werden. In der Haustierzucht reinigt man so das Erbgut, um *förderungswürdige Blutlinien* oder *Begründung von neuen Rassen* zu gewinnen. Man sollte daher die Verwandtenpaarung beim Menschen auch nicht verteufeln.

ist beim Menschen nicht möglich. Wenn bei Haustieren von Hybriden gesprochen wird, sind es nur Zuchtverfahren in Richtung auf echte Hybriden. Solche sind auf Grund der großen Nachkommenzahlen und lenkbaren Befruchtungen bei manchen Pflanzenarten möglich. Wohl am bekanntesten sind die Maishybriden.

Man stellt über 5 bis 7 Geschlechterfolgen Inzuchtlinien aus bestimmten Rassen her. Dabei verlieren die Individuen mit zunehmender Inzucht an Lebenskraft. Die so gewonnenen, kümmerlichen Pflanzen ergeben wohl noch die Hälfte des üblichen Ertrages. Solche Individuen sind dann *ziemlich reinerbig* auf bestimmte Merkmale.

Aus Hunderten von Versuchen weiß man, mit *welcher Inzuchtlinie einer anderen bestimmten Rasse* angepaart werden muß. Die daraus erwachsende *Doppelhybride* zeigt das *Luxurieren der Bastarde*, ein *Aufblühen*. Diese Hybriden sind üppiger als die Pflanzen der Ausgangsrassen. Durch 3- und 4-fach-Hybriden kann man die Leistung weiter steigern. Dies Saatgut ist teuer, um dies langwierige Zuchtverfahren zu bezahlen. Der Landwirt kann damit entsprechend mehr ernten.

Jeder Landwirt weiß, daß die Saatkörner aus Hybriden nicht wieder ausgesät werden dürfen. Die beim Hybridverfahren glücklich zusammengebauten Erbanlagen, die den Mehrertrag ermöglichen, mendeln auseinander und der Ertrag wird auf das Mittelmaß der Ausgangssorten oder Stämme sinken. Hybridsorten sind *Verbrauchskreuzungen* und nicht für die Weiterzucht geeignet.

Bei Schweinen und Geflügel stellt man das Luxurieren in geringem Umfange fest, wenn man bestimmte Rassen miteinander paart. Jeder Bauer aber weiß, daß die so gewonnenen *Gebrauchskreuzungstiere verbraucht* und nicht zur Weiterzucht benutzt werden sollen.

Es kann durchaus sein, daß bei der Kreuzung bestimmter menschlicher Rassen auch ein *Luxurieren*, ein *Aufblühen*, eintritt. Es setzt aber voraus, daß die Rassen auf das gleiche Leistungsprinzip ausgelesen sind. Ein Teil der leistungsbezogenen Gene der einen Rasse muß die entsprechenden der anderen ergänzen, daß bei der Zusammenfügung eine Leistungssteigerung erzielt wird. Die Nachkommen der Hybriden aber werden durch *größere Leistungsunterschiede* gekennzeichnet sein

als die Angehörigen der Ausgangsrassen. Wer will das verantworten?

Bei der *Anpaarung von Rassen unterschiedlichen Herkommens und Verhaltens kann nur eine Mittelstellung* zwischen den Ausgangsrassen erzielt werden, da das Erbgut sich ja nicht auf das gleiche Ziel hin ergänzt. Die nachfolgenden Geschlechter werden *unbestimmbar in ihrem Verhalten und ihren Eigenschaften.*

Ich selbst kann mir daher nur vorstellen, daß das Luxurieren beim Menschen nur durch *verschiedene leistungsfähige Erbströme einer Menschenrasse* ausgelöst werden kann, wenn deren Erbgut zusammengeführt wird. Das bedeutet, daß die *Heirat innerhalb des Nachwuchses* der Führugsfamilien bzw. der Wissenschaftler sowie Künstler einer Rasse erwarten läßt, daß *häufiger Genies* auftreten. Durch solch Verhalten erklärt es sich, daß das Haus Hohenzollern viele berühmte Männer hervorgebracht hat. Eine Vermählung von Fürsten mit fremdrassigen Frauen wird kaum Führungskräfte auf dem Herrscherthron erwarten lassen!

4. Ungezügelte Rassenmischung

Rassenmischung kommt in der Natur selten vor, da meistens *unterschiedliche Balzrieten* usw. eine Paarung verhindern. Jede *Rassenbildung* ist für die Schöpfung eine *Weiterbildung* bzw. eine *Anpassung* an die Umwelt. Die Rassenbildung unterstreicht den Willen zur *Vielgestaltigkeit der Schöpfung.*

Erst durch den Menschen wird es anders. Er selbst ist nicht an die Instinkte gebunden. Daher kann er gegen die eingeschlagene Richtung der Schöpfung verstoßen. Zwar trägt er in sich ein *unterbewußtes Gespür für die Erhaltung der Rassereinheit.* Aber mit dem Verstand und dem irregeleiteten Gewissen kann er sich darüber hinwegsetzen.

Jede Vermischung von Rassen ist von der Schöpfung aus betrachtet ein Rückschritt. Außerdem zerstört sie die *im Erbgut durch viele Geschlechterfolgen gewonnene Harmonie der Anlagezusammenstellung.* Wir erwarten doch von einem Menschen mit einem bestimmten Erscheinungsbild z. B. ein typisch südliches Temperament, chinesische Gelassenheit oder nordische Kühle. Wenn Erbgut und Erscheinungsbild nicht übereinstimmen, kann der Träger solchen Erbgutes schwerer eine in sich ruhende Persönlichkeit werden.

Wer kann es verantworten, daß Menschen von Rassen, die malaria-

tolerant sind, Menschen heiraten, die nicht malariaverträglich sind? Wer vermag Aussagen über die Erbgutwirkungen bei Nachkommen zu machen? Darf man diese einem ungewissen Schicksal überlassen, wenn sie in malariaverseuchten Gebieten leben?

Bei unseren Haustieren sind wir stolz auf einen *guten Stammbaum.* Die Menschen selbst sind es eigentlich auch, aber heute wagt man das nicht zum Ausdruck zu bringen.

Ist nun gemischtes Erbgut wieder zu trennen? Wenn man Lebewesen mit nur einem abweichenden Anlagenpaar z. B. der Blütenfarbe vermischt hat, also Varietäten innerhalb einer Rasse, dann ist eine Trennung möglich. Bei zwei oder drei Anlagenpaaren, die sich unterscheiden, wird es nur in der Pflanzen- und Tierzucht möglich sein, indem man die Mischlinge ausmerzt. Beim Menschen aber werden einige 1000 Anlagen selbst zwischen Menschen der verwandten nordischen und mediteranen Rasse voneinander abweichen. Eine Trennung ist nie wieder möglich. Es bleibt nur der Weg der *Verdrängungskreuzung,* wenn in einem Volk eine Rasse die Vorherrschaft behalten oder gewinnen soll!

Ungezügelte Rassenmischung kann nur zu Menschengesellschaften führen, in denen die Einzelnen nebeneinander herleben. Es wird zu Spannungen zwischen den Schichten kommen, weil es wenig Gemeinsamkeit gibt. Vielfach ist das Ende der *Rassenkampf,* der mit dem *Siege einer Rasse* endet.

Eine Gemeinschaft hatten die nordischen Siedler im heidnischen Island aufgebaut und eine vorbildliche Demokratie entwickelt. Die Dithmarscher hatten eine freie Bauernrepublik bis 1559 erhalten. Hier waren *Menschenrasse und Staatsform im Einklang.* Bei vielen Naturvölkern finden wir entsprechende harmonierende Formen.

In den USA hat die gemischtrassige Gesellschaft von Anfang an zu Spannungen über die Sklavenhaltung geführt. Die einwandernden Deutschen und Skandinavier gehen ins Amerikanertum auf; die Italiener wie auch die Polen bleiben für sich. Wieviel mehr die Ostasiaten, Indianer, Neger und Inder! Wie lange werden die jetzt zahlenmäßig abnehmenden nordischen Menschen als Klammer den Staat noch zusammenhalten können? In Südamerika werden die Staaten immer unregierbarer, weil jeder Bürger nur an sich denkt — und denken muß! — *Eine Volksgemeinschaft gibt es nicht.* Welcher abstammungsmäßig

spanische Peruaner würde z. B. einen Indio peruanischer Herkunft in Amsterdam erfreut als Landsmann begrüßen?

Rassenmischung ist gegen die Arterhaltung und den Umweltschutz sowie gegen die von der Schöpfung eingeplante Gruppenbildung bei Tieren und Menschen! Daher sollte jeder *stolz auf seine Eigenart* sein und diese pflegen als Verpflichtung seinen Ahnen gegenüber. Nur die Reinhaltung des Rasseerbgutes sichert für die Zukunft die Erhaltung der Eigenart eines Volkes!

B 4157 D

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 4 | 23. 2. 1977 | 17. Jahr

Inhalts-Übersicht

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 4 23. 2. 1977 17. Jahr

Die Juden und die Philosophie

Zum 300. Todestag von Baruch Spinoza

Von Karl Hauptmann

Unsere Philosophie und das wissenschaftliche Denken kommen beide von den Griechen her; die Religion des sogenannten „Abendlandes" jedoch kommt von den alten Juden. Das ist ein Gegensatz, den auch beiderseitige Überlagerungen nicht ausräumen konnten.

Bei den Juden galt der Prophet, bei den Griechen der Philosoph, und insofern ist ein jüdischer Philosoph immer ein Widerspruch. Das Mäntelchen des Propheten hängt irgendwo herum.

Als sich die Juden im „Abendland" verbreiteten, ergriffen sie neben anderen Berufen auch vereinzelt den des Philosophen. Das begann schon mit Philo von Alexandrien, der den Griechen weismachen wollte, daß ihr anschauliches Gotterleben letztlich im unanschaulichen Jehovah gründete. Später gab es dann den berühmten Moses Maimonides, der die Erfüllung des platonischen Musterstaates im Nirgendwo des himmlischen Jerusalems erfüllt sah: also wieder Prophetismus statt Philosophie.

Als die Aufklärung die Vernunft zur obersten Richterin erhob, zeigte sich Baruch Spinoza besonders radikal, indem er die gesamte Bibel zum gewöhnlichen Geschichtenbuch erklärte und kein Jude mehr sein wollte.

Dem stand Moses Mendelssohn entgegen, der gerade seine angestammte Religion als die „Religion der Vernunft" behauptete und sich zu seiner „Nation" bekannte.

Und so ging es weiter: einmal hin – einmal her: Henri Bergson, Hermann Cohen, Franz Rosenzweig, Martin Buber: jüdische Propheten-Philosophen, denen immer der Verdacht anhängen blieb, Philosophie und Religion als jüdische Nationalitätsbewahrung zu betreiben.

Aus der Philosophie des B. Spinoza

Spinoza war ein Schüler des René Descartes, dessen „Discours de la méthode“ (1637) den Beginn der sogenannten Aufklärung setzt. In dieser Schrift stellt Descartes anschaulich dar, wie er in seinem recht bewegten Leben sich immer bemüht hat, einen gesunden Geist in gesunder Weise anzuwenden.

Nach einiger Zeit erkannte er aber – wie er schreibt –: „Ich glaubte indessen, bereits genügend Zeit auf die Sprachen und selbst auf die Lektüre der alten Bücher, sowohl auf die Geschichten wie auf die Fabeln, verwandt zu haben. Denn die Unterhaltung mit den Menschen vergangener Jahrhunderte gleicht dem Reisen: es ist gut, wenn man etwas von den Sitten der verschiedenen Völker weiß, um über die unsrigen gesunder zu urteilen und nicht zu denken, daß alles, was unseren Sitten nicht entspricht, lächerlich und widervernünftig ist, wie es für gewöhnlich die tun, die nichts gesehen haben. Verwendet man aber auf das Reisen zuviel Zeit, so wird man schließlich in seinem eigenen Lande fremd ...“ (Übersetzung A. Buchenau, Leipzig 1911.)

Dieses Ratschlags eingedenk, wollen wir uns nicht zu weitläufig mit der Philosophie des Spinoza beschäftigen. Sie ist zudem in Latein verfaßt, so daß noch heute Meinungsverschiedenheiten bestehen, wie man die einzelnen Begriffe in deutsch ausdrückt.

Auch besteht Meinungsverschiedenheit, von wem Spinoza seine Grundanschauungen übernahm, bzw. von wem aus weiterbildete. Leibniz zum Beispiel war der Meinung, Spinoza stütze seine Lehre von der Unfreiheit des Menschen auf die Kabbalisten. Jacobi wiederum glaubte, Spinoza habe seine All-Einheits-Lehre von Giordano Bruno übernommen. Solchen – sich selbst widersprechenden – Meinungen steht manches entgegen. So sagt Spinoza in seinem „Tractatus theologico-politicus“ (1670 anonym erschienen): „Ich habe einige dieser Schätzer (der Kabbalisten) gelesen und kennen gelernt und mich über ihren Unsinn nie genug verwundern können.“ Und von G. Bruno konnte Spinoza seine Lehre von der Entgegensetzung der Ausdehnung und des Denkens nicht übernommen haben, denn Bruno lehrt die Einheit beider.

Am zuverlässigsten ist die Auffassung, daß Spinoza nicht nur anfänglich Cartesianer war, sondern ein solcher immer geblieben ist. Denn Descartes sagt: „Es ist gewiß, daß in allem, was uns die Natur lehrt, Wahrheit ent-

halten sein muß. Denn unter Natur im allgemeinen verstehe ich nichts anderes als entweder Gott selbst oder das von Gott geordnete Weltall." (Ren. Descartes **Princip. phil. I.)**

Und der Zentralpunkt von Spinozas Philosophie ist der bekannte Satz „Deus sive natura", d. h. Gott = Natur.

Besonders auffällig – und für die damalige Zeit anziehend – ist Spinozas Darstellung seiner Gedanken in geradezu geometrischer Weise und strenger Gliederung. Wenn man seine „Ethik" liest, glaubt man ein Mathematikbuch in der Hand zu haben.

Durch diese Darstellungsweise wird aber mehr verhüllt als geoffenbart. Es entstehen Vexierbilder, und wenn auf der einen Seite die absolute Unfreiheit Gottes und seiner Attribute bewiesen wird, so erfahren wir auf einer der nächsten von der absoluten Freiheit als einer Notwendigkeit. Es kommen dann so suggestive Sätze zustande wie: „Dasjenige Wesen darf f r e i genannt werden, welches nur durch die Notwendigkeit seiner Natur existiert und von sich allein zum Handeln bestimmt wird. Notwendig dagegen oder vielmehr gezwungen heißt dasjenige, welches von einem andern bestimmt wird, so und nicht anders zu sein und zu wirken." (Eth. I. Defin. VII.)

Gott kann mit der Welt keine Zwecke verfolgen, weil er nur kausal wirkt nach der ewigen Notwendigkeit seiner Natur. Er kann darum auch kein auserwähltes Volk als Zweck setzen, ganz abgesehen davon, daß es ihm gegenüber nichts gibt.

Wir können nur zwei Attribute Gottes erkennen: Ausdehnung und Denken. Dies hat Spinoza von Descartes übernommen, und es ist nicht ersichtlich, warum wir von den zahllosen Attributen Gottes nur diese zwei erkennen können. Auch widerspricht es dem Wesen Gottes, daß er durch Attribute bestimmt sein soll, denn dann ist er nicht frei. Und für unser jetziges Wissen ist Denken das Ergebnis eines Organismus, also keineswegs unabhängig von der Ausdehnung.

Die Lehre von den menschlichen Leidenschaften ist das Meisterstück von Spinozas Ethik. Doch geht es ihm nur um die Leidenschaften der Selbsterhaltung. Und dabei kommt er zu dem Schluß: wir begehren die Dinge nicht, weil sie gut sind, sondern wir nennen sie gut, weil wir sie begehren. Also eine „Ethik" des lustversklavten Selbsterhaltungswillens!

So erfolgen ganz eigenartige Zusammenstellungen. „Begierden" (cupiditas) nennt er z. B.: Sehnsucht, Wetteifer, Dankbarkeit, Wohlwollen, Zorn,

Rachsucht, Grausamkeit, Angst, Kühnheit, Zaghaftigkeit, Bestürzung, Leutseligkeit, Bescheidenheit, Ehrgeiz, Schwelgerei, Völlerei, Geiz, Wollust. (Eth. III.)

Ebenso mischt er moralisch Wertvolles mit völlig Unmoralischem, wenn er von außen verursachte Freuden oder selbstverursachte Freude und Trauer aufzählt. Es fehlt ihm die Erkenntnis, daß die Lust (das Streben) Begleiterscheinung ist und nichts über den moralischen Wert der Handlung aussagt.

Doch soll nicht weiter von dieser weitentlegenen Geisteswelt berichtet werden, so zeitgemäß auch manches daraus noch wäre, z. B. die Auffassung des Staates als einer Maschine, deren Funktionieren dem „geistesmächtigen Individuum" gleichgültig sein darf.

Aus dem Leben des Baruch Spinoza

Man ist nicht besonders gut über das Leben Spinozas unterrichtet.

Er ist in Amsterdam am 24. November 1632 geboren und starb am 21. Februar 1677 in Den Haag. Damit gehört er zu den jungen Philosophen, denen schon wegen ihrer offenbar nicht erreichten Ziele Teilnahme entgegenkommt. Man denke z. B. an Fr. Nietzsche oder an Dichter wie Hölderlin, Schiller, Rilke u. a.

Dann wird ihm Armut nachgesagt, und daß er sich mit Brillenschleifen nur notdürftig ernährt habe. Dies auch ein Grund zur Anteilnahme, wobei man nicht bedenkt, daß Philosophen selten reich waren und es ihrem Wesen widersprechen würde, nach Reichtum zu streben.

Des weiteren war er Jude, der sich von seiner Orthodoxie getrennt hatte und von dieser exkommuniziert worden war (der große Cherem!). Das erregte wiederum Anteilnahme, besonders in einem Zeitalter, das der Inquisition abhold war – allerdings nur der bisherigen, nicht der eigenen revolutionären.

Wie lief nun dieses Leben tatsächlich ab?

Durch die Geldübermacht der Juden kam es in Spanien 1391 zu den ersten großen Verfolgungen. Viele wanderten aus, andere wurden Neuchristen. Aber sie blieben verdächtige Ketzer.

Nach der Vereinigung von Kastilien und Aragonien unter Isabella und Ferdinand dem Katholischen sollte nicht nur der maurischen, sondern auch der jüdischen Herrlichkeit in Spanien für immer ein Ende gemacht werden.

Am 31. März 1492 erfolgte das Edikt, welches die Juden aus Spanien ver-

trieb. Viele gingen nach Portugal. Aber dort war nach kurzer Zeit die Judenpolitik noch härter. Die Juden mußten Christen werden und durften nicht auswandern. Sie lebten noch abgeschlossener; dadurch erhielt sich ihr Typ besonders rein.

Nachdem sich die Niederländer von der spanischen Herrschaft befreit hatten, wurde ihr Staat ein solcher der Toleranz in religiösen Dingen. Die Juden wanderten dort ein; Amsterdam hieß „das neue große Jerusalem",, Hamburg dagegen z. B. nur „das kleine".

Die Juden erhielten alle gesetzlichen Rechte, nur an den Staatsämtern wurden sie nicht beteiligt.

Nun kamen aber alle möglichen Juden in die Niederlande, vor allem die christlich erzogenen. Man mußte also an die Wiederherstellung des biblischen Judentums gehen. Das führte zu einer besonders engen Auffassung und zu einer Inquisition der Rabbinen, die kaum weniger verfolgungssüchtig war als die einstige katholische. Bekannt ist das Schicksal des Uriel da Costa, der zwischen diesen Widersprüchen zerrieben wurde. Spinoza war acht Jahre alt, als da Costa mit fünfzig Jahren, wahrscheinlich durch Selbstmord starb.

Spinozas Zeitalter wurde nun das größte in der Geschichte der Niederlande. Johann de Witt war ein Förderer Spinozas, den dann allerdings der Untergang der de Witt mit ins Unheil riß. Bekanntlich wurden die Brüder de Witt – beide Republikaner –, nachdem Frankreich die Niederlande überfiel, als Schuldige von der Oranierpartei 1672 dem Pöbel überlassen und ermordet.

Wie Descarts in einer Jesuitenschule, so wurde Spinoza in der Rabbinnenschule von Amsterdam erzogen. Und beide wurden dann verschrieene „Atheisten".

Spinoza sah bald ein, daß das „mosaische Gesetzessystem vielmehr nationale und politische als wahrhaft religiöse Zwecke im Sinn hatte" (K. Fischer „Spinozas Leben, Werke und Lehre", Heidelberg 1946).

Es erfolgte dann die durch allerlei Zusätze der Phantasie der Romaneschreiber ausgemalte Verstoßung durch den Rabbi Isaak Akoab.

Spinoza scheint das nicht besonders erschüttert zu haben.

Schon die Talmudisten hatten verlangt, daß der jüdische Gelehrte ein Handwerk erlernen solle, da der Geist nicht fortwährend theoretisch tätig sein könne. Da Spinoza mathematische und physikalische Studien trieb, lag die Optik nicht fern. So erlernte er in Amsterdam noch die Kunst, optische

Gläser zu schleifen, womit sich übrigens auch Descartes eifrig beschäftigt hatte. Seine Gläser waren gesucht, und noch aus seinem Nachlaß wurde eine Menge zu guten Preisen verkauft.

Als Denker war er so viel unabhängiger als mancher berühmte Philosoph seines Zeitalters; man denke etwa an Leibniz, der immer die Gunst der Fürsten bzw. der Fürstinnen suchen mußte – so besonders der Großmutter Friedrich d. Gr. –, um nicht mittellos zu sein.

Aber Spinoza hatte auch eine Reihe von Freunden, mit denen er seine Gedanken besprach und die ihm Renten aussetzten. So gab Simon de Vries ein Jahresgehalt von fünfhundert Gulden, das Spinoza gar nicht beanspruchte, sondern mit dreihundert zufrieden war. Joh. de Witt sicherte ihm eine Pension von zweihundert Gulden zu, die dessen Erben auch zahlten.

Für damalige Verhältnisse hatte Spinoza so ein nicht unbeträchtliches Einkommen. Einige Biographien (z. B. Lucas) berichten, daß Spinoza nicht um des Gelderwerbs willen Glasschleifen betrieb. Der Reichtum an kostbaren und teuren Werken, den Spinozas Bibliothek aufweist, zeigt uns, in welcher Weise er das Geld verwendet hat. (Fischer aaO., S. 592.)

Daß er bedürfnislos gewesen sei, ist kein Anlaß zum Mitleid, für einen Philosophen eher eine Selbstverständlichkeit, ob allerdings auch für einen jüdischen – das empfindet offenbar die Welt als besondere Tugend.

Bilder sind von ihm nur sehr zweifelhafte erhalten. Aber die Zeitgenos-

---

u statt a

„Ja, mir san mit 'm Rudel da"
klingt 's in Bundeswehrkasernen;
man singt u statt einem a
und gedenkt histor'scher Fernen.

Hat man oder hat man nicht
einst für Deutschland sich geschlagen?
War 's für einen Bösewicht,
was sich einstens zugetragen?

Bösewichterei ist schwer
als Geschichte auszureifen;
selbst den Römern und noch mehr
wär' Geschichte abzustreifen.

G. B.

sen sprechen davon, daß er das typische Aussehen eines portugiesischen Juden gehabt habe.

Den 25. Februar 1677 wurde er in einer christlichen Kirche beerdigt. Eine Jahrhundertfeier fand nicht statt; erst 1877 wurde seines Todes gedacht und eine Bildsäule im Haag enthüllt. Die Festrede hielt damals Ernest Renan (bekannt durch seine Bibelkritik); er nannte Spinozas Leben im Haag „ein schönes, von Colerus erzählte Idyll".

Und so ist Spinoza heute mehr eine Gestalt des leidenden Judentums als eine solche der Philosophiegeschichte.

Urteile über Spinoza

Leibniz machte noch kurz vor Spinozas Tod dessen Bekanntschaft. Schon 1671 stand er kurz mit Spinoza in Briefwechsel über eine optische Frage. 1672 schreibt er an seinen Lehrer Thomasius nach Leipzig: „Spinoza, wie ich aus niederländischen Mitteilungen erfahren, ist Jude, von der Synagoge wegen seiner ungeheuerlichen Ansichten ausgestoßen, im übrigen ein ausgezeichneter Optikus und Verfertiger vorzüglicher Fernröhre."

Fünf Jahre später, auf der Rückkehr nach Deutschland, besuchte er Spinoza im Haag und hat darüber mehrfach berichtet. Dem Abbé Allois schrieb er: „Ich habe auf meiner Durchreise den Spinoza gesehen und mehrere Male sehr lange mit ihm gesprochen. Er hat eine seltsame Metaphysik voller Paradoxen." In einem Werk erwähnt er: „Der berüchtigte Jude Spinoza hatte eine olivenartige Hautfarbe und etwas Spanisches in seinem Gesicht. Auch stammte er aus diesem Lande . . ." Spinoza wiederum schreibt an seinen Freund Tschirnhaus über Leibniz u. a., daß er es nicht für geraten halte, diesem so schnell seine Schriften anzuvertrauen. Er empfand wohl, daß Leibniz nicht auf seiner Linie lag.

Neben dem äußerlichen Umstand, daß Leibniz sich nicht mit dem als Atheisten bekannten Spinoza rühmen wollte, waren es vor allem philosophische Gegensätze, die beide trennten. Spinoza hielt nichts von Plato, Aristoteles und Sokrates, weil diese außer der reinen Kausalität in Gott und Welt noch anderes behaupteten. Leibniz baute aber auf der griechischen Philosophie auf und sprach jedem Individuum eine Einmaligkeit zu, die unwiderbringlich ist. Zudem führte er den Begriff der Entwicklung ein, wo Spinoza nur ein starres, unbewegliches System bot.

Kant verhielt sich durchaus ablehnend zu Spinoza. Es stört ihn, daß Raum und Zeit zu den wesentlichen Bestimmungen des Dinges an sich ge-

macht werden. Er kannte aber offenbar Spinoza nicht genau genug, denn dieser setzt nur den Raum oder die Ausdehnung als ein Attribut Gottes. Kant sagt wörtlich: „Daher, wenn man jene Idealität der Zeit und des Raumes nicht annimmt, nur allein der Spinozismus übrigbleibt, in welchem Raum und Zeit wesentliche Bestimmungen des Urwesens selbst sind ...“ und wir bloß seine Handlungen sein müßten, die dieses Urwesen irgendwo und irgendwann ausübte. (Kritik der praktischen Vernunft.)

Wir sehen, es geht um die Frage der menschlichen Freiheit.

Äußerst entschieden stellt sich Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) dem Rationalismus Spinozas entgegen. Als Vertreter einer intuitiven Gefühlserkenntnis verneint er, daß das Denken das Unbedingte und Ursprüngliche fassen könne: es gibt keine rationale Erkenntnis Gottes und der Freiheit; eine solche Erkenntnis kann nur Gott und Freiheit verneinen. Ein Begriff Gottes ist die Verneinung Gottes, Spinoza ist demnach nach Jacobis Meinung Atheist und Fatalist.

Daß auch Georg Hamann (1730–1788), der mystisch-romantische Freund Kants, mit Spinoza nichts anfangen konnte, ist begreiflich. Er hatte einen Widerwillen „vor dem Knochengerippe des geometrischen Sittenlehrers“. (Brief an Jacobi.)

Fichte sagt zwar, daß Gott als die ewige Ordnung der Dinge gilt, diese aber nicht als die Natur, sondern als Freiheit, sie besteht im Willen und seinem Endzweck. Alles hängt davon ab, ob die persönliche Freiheit (das Ich) verneint oder bejaht wird. Für ihn hieß es darum: Entweder meine Wissenschaftslehre oder das System Spinozas!

Hegel sagt zu Spinozas System, daß es in ihm nur Gott und keine Welt gibt. Die Bejahung der Gottheit fordert hier die Verneinung der Welt. Diesem Pantheismus entspricht der „Akosmismus“; dies sei das richtige Wort für Spinozas Weltanschauung.

Man müßte annehmen, daß Ludwig Feuerbach (1804–1872), der den historischen Materialismus der Hegelschen „Linken“ einleitete, etwas für Spinoza übrig hätte. Ihn stört aber, daß Spinoza letztlich theologisch denkt, wenn er die Natur als ein gedachtes, übersinnliches Wesen, d. h. als Gott erklärt. (Feuerbach „Grundsätze der Philosophie der Zukunft“ 1843.) Für Feuerbach steht allem voran die sinnliche Anschauung.

Schleiermacher ist ein Verehrer von Spinoza und bringt eine Art Hymnus auf ihn: „Opfert mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen, verstoßenen Spinoza ...“

Auch Goethe hat sich seinen Spinoza zurechtgemacht, angeleitet von Herder, und nennt ihn in einem Brief an Frau v. Stein vom Dezember 1784 „unsern Heiligen". Doch der 35jährige Goethe meinte es nicht ironisch, sondern noch 1816 schreibt er an Zelter: „ . . . außer Shakespeare und Spinoza wüßte ich nicht, daß irgendein Abgeschiedener eine solche Wirkung auf mich getan."

Wer mit der Kenntnis von Spinozas System Goethes Werke und vor allem seine Gedankengedichte liest, begreift, warum Goethe diesen Mann als Hausphilosophen schätzte: hier wurde das „Natürliche" als das Sittliche geboten – und entschuldigt. So beginnt das Gedicht „Eins und alles" mit der Strophe:

„Im Grenzenlosen sich zu finden,
wird gern der Einzelne verschwinden,
da löst sich aller Überdruß;
statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
sich aufzugeben ist Genuß." (Jena 1821)

Mit Lessing begann die Rettung Spinozas in Deutschland. „Reden die Leute doch immer von Spinoza, wie von einem toten Hunde", sagte Lessing im Juli 1780 zu Jacobi. Und dieser widersprach damals nicht, obwohl er ein Gegner Spinozas war.

Auch andere Philosophen haben im Laufe ihres Lebens sich zu Spinozas Lehre umgestellt. Schelling z. B. verteidigt einen wahren Pantheismus gegen den naturalistischen und mechanischen des Spinoza. Pantheismus, das ist Welt-Gott-Einheit, braucht nicht in jedem Fall mit Unfreiheit zusammenzufallen. Schelling nennt Spinozas System leblos, gemütlos, dürftig, herb, kurz eine mechanische Naturansicht.

Schopenhauer besaß keine große Kenntnis der Werke Spinozas, wie überhaupt mit dem Abklingen der Romantik und dem Entstehen naturwissenschaftlich bezogener Philosophien Spinoza an Geltung verlor.

Dafür wurde durch das Aufkommen des Zionismus die Frage nach dem Jude-sein Spinozas aufgeworfen.

In einem aus evangelischer Sicht geschriebenen Buch des Zwingli-Verlags Zürich (1944) von Walter Hoch „Kompaß durch die Judenfrage" ist u. a. zu lesen: „Seine Ethik ist eine ins Philosophische übertragene Thora. Man wird Spinoza so sicher weit mehr gerecht und kann sein Rätsel besser

enthüllen, als wenn man ihn einfach mit Pantheismus (Gott gleich Natur) behaftet ... Der Bund ist geschlossen und gilt in Ewigkeit."

„Es erscheint mir eigentlich sinnbildlich, daß Baruch de Spinoza für sein persönliches Siegel die Inschrift: caute, sei vorsichtig, wählte. Er war ohne Zweifel Talmudkenner."

Es wird das Wort Spinozas angeführt: „Ohne weiteres möchte ich glauben, daß die Juden einmal bei gegebener Gelegenheit ... ihr Reich wieder aufrichten und daß Gott sie von neuem auserwählt."

Auch das bekannte Wort Rathenaus an Leutnant Breysig vom 29. November 1919 wird angeführt, daß Marx, Spinoza und Christus die Menschheit vor den Sinai rufen.

Wie der Hebraismus sich bei Spinoza deutlich äußerte, obwohl er sich vom rabbinischen Judentum getrennt hatte, wird in einer „Soziologie des jüdischen Volkes" von Zvi Rudy erläutert (rororo 217/18). Im Abschnitt „Die typischen Fälle Spinoza und Bergson" heißt es, „daß Spinozas Lehre mit ihrer dogmatischen Form ebenso wie mit ihren Grunderkenntnissen in tiefstem Gegensatz zur jüdischen Religion steht", daß aber Spinoza seinem Wesen nach im Rahmen des Hebraismus Jude geblieben war. Und dies wurde deutlich in Spinozas Anschauungen über die jüdische Nation – was oben schon erwähnt wurde – und in seiner Liebe zur hebräischen Sprache.

In einer von ihm verfaßten Grammatik sagt er: „Jedes hebräische Wort ... ist seiner Kraft und Wesensart nach ein Name." Er leitet alle Teile der hebräischen Sprache vom Substantiv ab. Aus dem Substantiv hätten sich alle anderen Wörter ergeben. „Der Philosoph der Substanz gehorcht im Unterbewußtsein der hebräischen Bezeichnung für die Substanz, d. h. dem hebräischen Hauptworte." So ist der hebräische Begriff des „Ezem" (Substanz) zum Mittelpunkt einer der bedeutendsten Philosophien geworden, jüdisches Erbgut (ebd. S. 148) hat sich unbewußt durchgesetzt.

Schon Nietzsche hat diese innerliche Zerrissenheit des Spinoza gesehen, die man bei vielen modernen jüdischen Denkern trifft, die sich antijüdisch in einer „verzweifelten geheimen und verdrängten Liebe zu ihrem Judentum ausdrücken. Nietzsche erkennt das; er vergleicht Spinoza mit Jesus von Nazareth" (Fr. Heer „Gottes erste Liebe" 1967).

Aber Heer als progressiver Christ ergänzt seinen Satz dahingehend, daß Nietzsche besser: Paulus genannt hätte; Jesus möchte er offenbar nicht einem Philosophen gleichstellen.

Damit sind wir wieder bei unserer ersten Erkenntnis, daß die Juden Propheten, aber kaum Philosophen hervorgebracht haben, bzw. daß ihre Philosophen alle eine Art Propheten sind. Und das trifft zweifellos für Spinoza auch zu: denn seine Berühmtheit ist die dämonische eines Propheten: er suggeriert und reißt mit, während er vorgibt, nüchtern zu überzeugen.

B 4157 D



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 11 9. 6. 1978 2.6.78 18. Jahr

Inhalts-Übersicht

Vom Sinn der Welt und dem Dasein des Teufels

Von Karl Hauptmann

Der Kardinal saß zur Linken der kleinen Gesprächsrunde von vier Herren, die sich außer ihm als Diskussionsleiter, Psychiater und Dr. Bayerlein vorstellen, bzw. sie hatten sich vermutlich schon vorgestellt, denn wir kamen erst spät in die Sendung des Bayerischen Fernsehens am 21. April 1978, weil wir vorher noch den „Alten" ansahen, der einen nicht gewöhnlichen psychologisch begründeten Mord aufgehellt hatte. Doch paßte die Mordgeschichte mit ihren seelischen Hintergründen ganz gut zu der Exorzismusauseinandersetzung im 3. Programm, und das noch zu Lenins Geburtstag.

Zuerst fesselte das Händespiel des Kardinals, der übrigens Ratzinger heißt und offenbar für alles verantwortlich ist, was die katholischen Priester in Bayern treiben, und den also auch das Urteil von Aschaffenburg traf, in dem zwei Geistliche wegen Teufelsaustreibung zu je 6 Monaten Freiheitsentzug verdonnert worden waren.

Die Hände gingen hin und her, glänzende, wohgepflegte Priesterhände, etwas zu glänzend und voll, so daß man ihnen das entsagungsvolle Leben des Seelenhirten ansah; denn Männer neigen zu glänzender Haut, wenn sie nur regieren müssen. An einem Finger trug der Herr einen großen Ring, sicher das Zeichen seiner Würde, vom italienischen Papst angesteckt. Es war wirklich ein Wunderwerk, wie diese Hände hin und her gingen, und die Großaufnahmen machten das noch deutlicher als etwa bei einer Meßfeier, wo diese Hände ja hauptamtlich so salbungsvoll und edel sich zu bewegen haben. Der Gläubige kommt ja nur über diese Hände mit dem Priester in Berührung, sei es durch einen Backenstreich in der Firmung, durch die Nähe in der Kommunion oder durch einen sanften Druck nach der Messe, wie es heute üblich ist, um die gekommenen Schäflein zu ehren.

Manchmal bogen sich Zeigefinger und Daumen der linken – oder war es die rechte? – Hand zu einem Kreis, und der Oberhirte begleitete diese Figur mit einem „ich würde sagen", eine heute übliche demokratische Redegestalt, die allerdings bei einem Kardinal überrascht; denn in der katholischen Kirche gibt es kein „würde", sondern nur ein Dogma. Oder wollte sich der Kardinal einen Rückhalt sichern, indem daß seine Aussage nicht die amtliche sei, sondern nur die unverbindliche im Hin und Her einer Diskussion?

Die Handbewegungen waren mit den Bewegungen des Gesichts abgestimmt, aber letztere hatten bei weitem nicht die Vollendung wie die gekonnten der Finger. Der Kardinal zeigt nicht die imperiale Art seines Vorgängers Döpfner, sondern er drückt sich mehr listig und verschlagen aus, meist etwas lächelnd über die eingebrachten Gründe seiner Gesprächsgegner, die auf dem Gebiet des Teufels reine Amateure sind, also Nichtfachleute.

Der Exorzismus

Es ging um die Frage: „Gibt es einen Teufel?" und noch um die Nebenfragen der Austreibung desselben, der Besessenheit und ob die Kirche von solchen mittelalterlichen Vorstellungen nun endlich abrücke.

Die Gegenredner des Kardinals waren nur scheinbar solche; sie wollten dem sicher zuschauenden katholischen Volk nicht weh tun, und so kamen die Gegengründe recht milde und unterschwellig heraus, aber es war klar, daß der Psychiater und der Professor, die offenbar selbst Katholiken waren, nicht an einen persönlichen Teufel glaubten, sondern im Teufel

nur die Ausgeburt allerdings vorhandener Erlebnisgehalte gewisser Menschen und alter Volkskulturen sahen.

Den Exorzismus, der in diesem Fall mit dem Tode der Behandelten geendet hatte, bezeichnete der Psychiater als Suggestion beider Seiten, indem in die Kranke das hineingeredet wurde, was man vom Teufel als Antwort aus ihr haben wollte: die eigenen Vorstellungen selbst induziert Irrer.

Der Kardinal allerdings wollte die Sache nicht so psychologisch erklärt haben und wies mit dunklen Augen unter schneeweißen Haaren, doch dabei lächelnd, in einem Nebensatz deutlich darauf hin, daß es den Teufel gibt. Er sprach von transsubjektiven Gewalten, die in der Taufe abgeblockt würden, nahm also die Taufe als das Mittel, objektiv etwas für den Menschen zu ändern.

Damit war die Runde aus der neuzeitlichen Philosophie geworfen, doch die Gesprächspartner zeigten auch hier Milde, wahrscheinlich auch deshalb, weil ihnen eine Entgegnung aus dem Stegreif nicht möglich war und weil sie die o. a. Schockwirkung auf Gläubige vermeiden wollten. Im übrigen – so empfand der Zuschauer – wäre die Runde gar nicht zustande gekommen, wenn man den Teufel mit triftigen Gründen als Hirngespinst zu Nichts aufgelöst hätte.

Etwas belustigend war für den Zuschauer die naive Frage des Diskussionsleiters, warum gerade fromme Christen vom Teufel besessen wären und dann die größten Fluchworte gegen Christus und die Kirche ausstießen. Sie wurde nicht mehr beantwortet, erledigt sich aber durch die einfache Überlegung, daß der Mensch oft des allzureichlich Genossenen überdrüssig wird und im übrigen der Teufel nur dem erscheinen kann, der an ihn glaubt, wie nur einem Papst die Jungfrau Maria erscheint und nicht etwa einem Kommunisten. Dem erscheint vielleicht Lenin.

Die Herren befaßten sich nur mit dem Teufel, wie er in den Evangelien erscheint und wie Jesus von ihm spricht. Auf das weitere Gebiet der Ahnengeschichte des Teufels und der Besessenheit, daß beides nämlich schon in älteren Kulturen vorkommt und Ausdruck rassenseelischer Eigenart ist, ließ man sich nicht ein. Das wäre schon wieder Aufklärung gewesen, und die hilft bekanntlich nicht viel beim naiven Glauben.

So kam man auch nicht zur Feststellung, daß der Teufel und die Besessenheit durch ihn eben zur christlichen Glaubenslehre gehört, also einer Vorstellungswelt, die schon geraume Zeit das Abendland beherrscht. Ohne

diese Vorstellungswelt gäbe es keinen Teufel, was nicht ausschließt, daß dann der Aberglaube aus anderen unerwarteten Löchern kröche; denn er ist ganz unabhängig von religiösen Festlegungen. Gewisse Menschen neigen zu ihm; auch eine rassengesetzliche Begründung löst die Frage nicht, sondern schiebt sie nur auf ein anderes Ordnungsprinzip.

Leben und Sinngebung

Bemerkenswert war die unwidersprochene Behauptung des Kardinals, daß objektive Gewalten den Menschen beherrschen und daß nur die Kirche mit ihren Mitteln ihn davon befreit. Dabei verwahrte sich der Kardinal, die Mittel magisch zu nennen.

Man ging auf diese Äußerung gar nicht ein, sondern nahm sie offenbar als Tatsache.

Dem Zuschauer bestätigte sich damit der alte Vorwurf, daß das Christentum im Teufel doch eine Art Gegengott sieht und daß die Frage: Wie läßt sich das Böse mit der Schöpfung eines guten Gottes vereinen? immer noch übers Knie gebrochen wird, indem abgefallene Engel als eine Art Anarchisten in dieser Schöpfung nicht mittun.

Mit anderen Worten: die Frage der Freiheit des Menschen gegenüber objektiven Gewalten, d. h. dem Schicksal, wurde nicht berührt – zum mindesten nicht deutlich –, sondern das Böse wurde als objektiv in der Welt als vorhanden angesehen.

Auf diese Weise kommt man allerdings vom Teufel nicht los.

Nun hätte man dem Kardinal leicht entgegnen können, daß doch nur der Mensch gut und böse handeln kann und auch nur so empfindet. Beim Tier sind Ansätze dazu vorhanden, soweit es sich um seine Selbsterhaltung dreht.

Ein Vorgegebensein an Gut und Böse findet nicht statt, sondern es ist immer unsere Sinngebung, ob etwas als gut oder böse empfunden wird. Der naive Mensch macht allerdings diese Unterscheidung nicht, aber selbst ihm muß auffallen, daß sich nicht alle Menschen in allen Dingen einig sind, was gut oder böse ist.

In einer weltanschaulich oder religiös geschlossenen Gemeinschaft erhöht sich allerdings die Summe derer, die das gleiche für gut oder böse halten. Das ändert aber nichts daran, daß es sich um reine Vorstellungsinhalte handelt, die beim Zusammenbruch der „heilen Welt" der Gemeinschaft in Frage gestellt werden oder ganz wegfallen.

Vergangene Zeiten betrachtet man immer als solch ideale geschlossene Gemeinschaften, so die Christen das Hochmittelalter. In ihm konnte der Glaube bestehen, daß alles kirchlich Gelehrte objektiv Tatsache war. Das ging bekanntlich bis zur Astronomie.

Aber für die naturwissenschaftlichen Inhalte hielt diese Geschlossenheit nicht an, und nach längeren Kämpfen gab sich die Kirche geschlagen. Doch für die Gewissensinhalte im Zusammenhang mit Glaubenslehren blieb nach wie vor das Bestreben der Kirche erfolgreich, hier eine geschlossene Gemeinschaft zu erhalten. Und die hat sich besonders in den Subkulturen der Religion erhalten, wie eben Fälle wie die Teufelsaustreibung beweisen.

Eine solche vorgegebene Sinngebung von Leben und Dasein nun als rein vorstellungsgebunden zu erkennen, bedeutet für die meisten Menschen eine Entlassung aus einem umhegten Garten ins wilde Freigelände, ohne daß sie mit dieser Freiheit etwas anzufangen wissen. Und so stolpern sie gleich wieder in eine andere Gewissensgemeinschaft hinein (etwa den Marxismus) oder sie vertuschen für sich, daß sie eigentlich „gar nichts glauben".

Die Möglichkeit, nun zu einer eigenen Sinngebung des Lebens und all seiner Erscheinungen zu kommen, nehmen sie nicht wahr; denn das setzt Mut voraus.

Die Freiheit, als die einzige Möglichkeit des Menschen, von ihrem Erleben aus das Jenseitige als Tatsache zu erkennen, verlangt einen selbständigen Entscheid, und das nicht nur im Sinn des Wählens zwischen einem vorgegebenen Gut oder Böse, sondern als Sinngebung des Daseins überhaupt.

Wo also eigene Sinngebung des Lebens stattfindet, wird erkannt, daß wir nicht „transsubjektiven Gewalten" ausgeliefert sind, sondern daß diese Gewalten – als Schicksal empfunden – unsere Antwort erheischen und wir diese zu geben haben.

Daß diese eigene Sinngebung nicht in millionenfache auseinanderzuflattern braucht, dafür sorgen schon vorweg naturgesetzliche und naturwissenschaftliche Tatsachen, aber auch Lebensgemeinschaften, denen wir verbunden sind, wie Familie, Sippe, Volk, welche unterbewußte Gemeinsamkeiten schenken.

Gemeinsamkeiten jedoch, die auf Ideologien aufbauen, prägen schon wieder wie Kirchen, und damit ist wieder die Freiheit des einzelnen ver-

dunkelt, dem es verwehrt wird, über die vorgegebenen Gewissensinhalte selbst zu urteilen.

Stellungnahme zum Teufelsaberglauben im Werk Mathilde Ludendorffs

Das ganze Werk Mathilde Ludendorffs durchzieht der Gedanke des Sinns von Leben und Schöpfung. Schon der „Triumph des Unsterblichkeitwillens" spricht vom Sinnen des Träumers und wie dieser fragt:

„Erfasse ich wahrhaft den Sinn,
das heilige Rätsel des Werdens?"

Und über das Böse, das die Menschen den „Teufel" nennen, der sie zu Boden wirft, sagt die Ahne zu dem sinnenden Träumer:

„Erkenntnis ist die Erlösung der Seele
von diesen furchtbaren Fesseln.
Es nannten die Menschen diese Gewalt
den ‚Teufel', und weil sie sie meist nicht besiegten,
so dünkte sie unbesiegbar durch Menschen . . .
Erlösung ist nicht
Vernichtung, Bekämpfung des Hasses
durch Liebe zum Menschen,
Erlösung ist einzig der Wandel des Hasses
zum heiligen Helfer Gottes." (Ausg. 1973, S. 84)

In wenigen Zeilen ist hier die wirkliche Vernichtung des „Teufels", d. h. des Bösen, und damit die Erlösung gegeben.

Mathilde Ludendorff spricht in manchem ihrer Werke vom „Teufel", was bei einem Arzt und Psychiater, der sie war, nicht verwunderlich ist.

Jene Bezüge, wo sie den Teufelsglauben medizinisch untersucht, erübrigen sich, angeführt zu werden, denn selbst die Kirche hat sich von dem Aberglauben getrennt, daß Geisteskrankheiten ein Besessensein durch den Teufel seien.

Es geht um *zwei andere Fragen,* in denen die Kirche und viele Religionen am Teufel festhalten: um die Tatsache, daß der Mensch das Böse tun kann, *und* um die Frage, ob es das Böse unabhängig vom Menschen, eben den Teufel, gibt.

Im Werk *„Des Menschen Seele"* greift Mathilde Ludendorff die *erste Frage* auf. Sie ist letztlich die Frage nach der Unvollkommenheit des Men-

schen und ob diese mit dem Schöpfungsziel, dem Bewußtwerden des Göttlichen im Menschen, vereinbar ist.

Der Ort der *menschlichen Unvollkommenheit* ist das menschliche Bewußtsein in seinen Fähigkeiten (des Bewußtseins als Stufe zwischen dem vollkommenen Unterbewußtsein und dem Überbewußtsein):

„Die einzige Stätte im Weltall, da Unvollkommenheit herrscht,
auch die einzige Stätte, da Freiheit des Willens Umschöpfung entscheidet!
Nie wird sich uns göttlich vollkommene Schöpfung so tief offenbaren,
wie in allen Gesetzen dieses Bewußtseins, des sinnvoll unvollkommenen!"

Allzugern möchte das Denken des Menschen in dieser unvollkommenen Seelenstufe nur einen Mangel an Können sehen, den man durch eifriges Streben auszutilgen vermag.

Doch Mathilde Ludendorff weist auf die nicht änderbare Art dieser Seelenstufe hin, die sinnvoll ist im Rahmen der Vollkommenheit der Schöpfung.

„Alle Kraft, alles Können, das in diesem vollkommenen All erschienen,
kann nicht wie Menschenwerk geändert oder von Mängeln befreit,
kann nicht von menschlichem Schaffen gebessert erst werden!
Viele Priester lehrten so gottfernen Wahn und schufen darnach
ihre Regeln der Überwindung ‚des Teufels', ‚der Sünden'.
Das vollkommene Weltall, die Erscheinung göttlichen Wesens,
ist solchen Wahngebilden der Menschen ferne, überragt sie hoch,
wie göttliches Wesen die Ersinner des Wahns überragt,
des Wahns, mit dem sich seit Jahrtausenden schon
betörte Menschen begnügten, an den sie glaubten,
für alle Wunder der Schöpfung hierdurch erblindet!
Wenn göttliches Wesen ein unvollkommenes Bewußtsein will ...
so gibt es in diesem Bewußtsein nur seelisches Können,
das, ohne dem Wesen nach je geändert, von Mängeln befreit zu werden,
jedwedem der Ziele in gleich vollkommener Weise genügt,
ganz wie der freie Entscheid sie für das Erleben der Seele verwertet.

(Ausg. 1941, S. 27/28)

So wird klar, daß die Unvollkommenheit des menschlichen Bewußtseins nur eine „scheinbare" Unvollkommenheit der Schöpfung und *nicht* das Böse ist, sondern nur die Voraussetzung, daß der Mensch überhaupt gut und böse sein kann. Diese Unvollkommenheit ist eine Tatsache wie jede naturwissenschaftliche.

Hier scheiden sich die Geister; denn das Christentum hält schon die Möglichkeit, daß der Mensch Gut und Böse erkennen kann, für ein Werk des Teufels, wie die Sündenfallgeschichte der Bibel beweist.

Im Werk *„Selbstschöpfung"* wird dieser Gedanke noch einmal aufgegriffen:

„So wähnten die Menschen die Seele
von ‚Erbsünde und Teufel' besessen
und schufen sich ihre Lehren des Wahns,
um über den Teufel zu siegen,
schufen sich ihre Gebete und Kulte, Bußen und Strafen,
um endlich den ‚Satan in ihrer Brust' zu bezwingen.
Und weil ihr Meinen Verkennung und Wahn
über der Seele sinnvoll vollkomm'ne Gesetze gewesen,
so blieb denn auch all ihr ‚Ringen'
mit ihrem Teufel vergebens . . .
Und weil durch Kulte und törichtes Ringen
mit einem Teufel in eigener Brust
die Seele sich niemals gewandelt,
so fand ein weiterer Wahn auch Glauben,
daß Menschenseelen unfähig seien,
aus Gottferne sich zu befreien,
ja, daß selbst Veredlung der Seele
nur möglich werde ‚durch Gnade Gottes',
doch niemals durch eigne Kraft,
und die Menschenseele niemals die Kraft besäße,
zu einem Gotteinklang sich umzuschaffen!" (Ausg. 1941, S. 38)

Die *zweite Frage, ob es den „Teufel" gibt,* scheitert schon an der Tatsache, daß das Gute wie das Böse keine Begriffe sind, denen eine Erscheinung, ein Gegenstand entspricht, sie sind überhaupt nicht Begriffe des Vernunftdenkens, sondern Erlebnisgehalte.

Das Gute, als Erfüllung eines jener göttlichen Wünsche, die auf uns einstrahlen – wir wissen nicht woher und warum –, ist einer der Willens- und Wesenszüge Gottes, die wir erleben können. Wir können uns ihnen hingeben oder ihnen entgegengesetzt handeln.

Mathilde Ludendorff spricht von Selbstschöpfung der Vollkommenheit, die dann Tatsache ist, wenn ein Mensch in dauernder Bewährung sich im

Gotteinklang erhält. Eine solche Umschöpfung ist einmalig und unwiderruflich.

Im Gegensatz zu dieser Selbstschöpfung kann auch eine zum unwandelbar Bösen stattfinden, die äußerlich viel Ähnlichkeit mit der Selbstschöpfung der Vollkommenheit hat.

Einige Zeilen aus dem o. a. Werk:

„Nicht der heilige Stolz schafft die Tat endgültiger Selbstgestaltung,
nein, es ist der Haß wider Gott und alles Gottgleichnis ...
Lange schon entfachte das Ich dies lohende Feuer immerwährenden Hasses,
doch lange zaudert es auch vor dem letzten endgült'gen Entscheide!
Verachtung der unvollkommenen Menschen, die an den Ketten
der Lustgier und Leidangst liegen, stützt seinen Stolz,
und verhütet die letzte endgültige Selbstgestaltung.
Wenn aber vollkommen Göttliches in einem Menschenwerk oder Menschen
ihm jemals entgegentritt und seine Menschenverachtung zertrümmert;
wenn es erkennen muß, daß Menschen Gotteinklang werden können,
daß es selber nur das nicht vermöchte, dann mordet dies Ich
in sich das letzte Band zu Gott und zum Erbgut der Seele.
Der Gottfeind, ‚der Teufel in Menschengestalt',
der stolze, über Lustgier und Leidangst erhabene unwandelbare Hasser Gottes,
der einzig gefährliche Gegner des Göttlichen ist so geschaffen ...
Selten ist diese Selbstgestaltung zum wankellosen Widergott;
die Freiheit des Willens verliert dieses Ich!
Es ist dem Hasse versklavt und gottfeindlichem Tun,
wie der plappernde Tote der Lustgier und Leidangst.
Leer ist das Ich von göttlichem Leben; in ihm lodert nur eines:
das sengende, niemals erlöschende Feuer des Hasses,
das alles Göttliche in diesem All tödlich vernichten möchte für immer
und erst in der Stunde des ewigen Todes in dieser Seele erlischt.

(S. 58/59)

Man kann annehmen, daß die Menschen vom Auftreten solcher Menschen den Begriff des „Teufels", des „Satans" bildeten (Mathilde Ludendorff weist z. B. auf den „Großinquisitor" hin), doch kann diese Gestalt auch eine Idee der Vernunft sein, indem diese sich das Nur-Böse so verwirklicht denkt.

So hat Mathilde Ludendorff eindeutige Antworten gegeben, wie der Sinn der Schöpfung eng verwoben ist mit der Unvollkommenheit des

Menschen, die ihm die Möglichkeit gibt, in Freiheit diesen Sinn in der Erscheinung zu verwirklichen, wie aber dieser Sinn auch beinhaltet, daß völlig Gottwidriges werden kann, das „Teuflische“, wozu es keines Teufels bedarf; sondern der Mensch hat selbst die Fähigkeit dazu.

Mehr Verantwortung liegt so auf den Schultern des Menschen, als ihm die Priester zugestehen. Wo sie mit dem ewig hin- und herschwankenden Menschen vorlieb nehmen und jeden auf sich stehenden verteufeln, ist gerade das Wort von der Selbstschöpfung des Menschen die Befreiung aus Hörigkeit jeder Art.

B 4157 D



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 21 9. 11. 1975 15. Jahr

Inhalts-Übersicht

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 21 9. 11. 1975 15. Jahr

Wen der Teufel treibt ...

Papst bekräftigt Glaube an Teufel und Dämonen

Von Hans Binder

Wo Kräfte und wo Macht ausgeübt werden, da müssen sie nach Ansicht aller Theologen von „personalen geistigen Wesen“ ausgehen. Mit Nachdruck betonte deshalb Papst Paul VI. in einer am 26. Juni 1975 im „Osservatore Romano“ veröffentlichten Studie die Existenz des Teufels (= Verleumder, übers. a. d. Griechischen). Die vatikanische Glaubenskongregation hatte das Dokument ausgearbeitet. Es äußert „Unbehagen“ über den mangelnden Glauben an die Existenz Satans (= Widersacher, übers. a. d. Hebräischen) und weist darauf hin, daß nach wie vor die wichtigsten biblischen Texte über die Existenz des Teufels = Satans Bestandteil der offiziellen Lehrmeinung der römisch-katholischen Kirche seien. Schon 1972 hatte der Papst gewarnt und vom Standpunkt der christlichen Lehre auch ganz richtig festgestellt: „Wer sich weigert, die Existenz der Dämonen anzuerkennen, verläßt den Bereich der biblischen und kirchlichen Lehre.“

Folgerichtig bedauern die obersten Lehrherren in Rom in der genannten Studie auch, daß den Exorzismen (Beschwörungen und Austreibungen böser Geister und des Teufels) heute nicht mehr die Bedeutung zuerkannt werde, die sie in der christlichen Kirche einst gehabt haben. Weil sie ja davon ausgehen, daß nur die katholische Kirche die rechte Auffassung vom und die rechten Mittel gegen den Teufel und andere personale Dämonen hat, warnen sie natürlich davor, sich „auf morbide (krankhafte, weichliche) Weise“ von vorgeblichen Teufelserscheinungen faszinieren zu lassen. Außerdem will und muß man sich als Mann der Kirche gegen die florierenden und mit der Kirche konkurrierenden okkulten Zirkel abgrenzen,

obgleich wesentliche Unterschiede im Dämonenglauben der Kirche und aller anderen Gruppen überhaupt nicht bestehen.

Es ist auch verständlich, wenn angesichts der um ihren Einfluß ringenden Kirche jeder Aberglaube (d. i. der vom eigenen Glauben abweichende Glaube) und jede Magie (d. i. Zauber-, Geheimkunst der außerkirchlichen Meister) abgelehnt werden. Und weil sich die Kirche mit ihrem Dämonenglauben nicht von vorneherein der Lächerlichkeit preisgeben kann, warnt die vatikanische Glaubenskongregation die Kirchenschäfchen natürlich davor, einen dämonischen Einfluß als leichten Vorwand für eigenes Versagen oder eigene Schuld anzugeben. Wenn von einem möglichen Eingriff des Satans gesprochen werde, habe die Kirche ebenso wie bei den Wundern eine „kritische Überprüfung“ angeordnet; denn es sei leicht, Opfer der Einbildung zu werden (so!) oder sich von ungenauen Berichten verleiten zu lassen. Da reden die Herren der Kirche wie die Herren der Parapsychologie! Wie „kritisch überprüft“ wird von seiten der Kirche bei Wundern und Dämonenwerk, zeigen die Beispiele. Daß eine vorurteilsfreie, wissenschaftliche Überprüfung für sie aber gar nicht in Frage kommt, versteht sich bei dem von vorneherein gegebenen und in den Worten des Jesus und der Apostel in der Bibel verankerten Glauben an Teufel/Satan und andere Dämonen von selbst. Was geglaubt wird, wird nicht bezweifelt. Die Amateure und Profis der Parapsychologie zeigen mit ihrem scheinbar so eifrigen Forschen mehr noch als die kirchlichen Nachforscher bei Wundern und Teufelswerk, daß Gläubige in Sachen ihres Glaubens befangen und blind sind.

Wie eingangs schon betont, ist die menschliche Vorstellung von einer geistigen (auch bösen) Macht, die als Gott oder Dämon personifiziert wird, weit verbreitet und wesentlicher Bestandteil aller Religionen. Im Alten Testament spielt der Teufel die Rolle eines Anklägers der Menschen vor Gott. Die alten Juden dachten also – recht vernünftig – auch daran, daß ihr Gott als höchster Richter eine Art Staatsanwalt zur Seite haben muß, eben den Teufel, den – auf deutsch – Verleumder und Ankläger. (Die in der Rechtsprechung eingesetzten Staatsanwälte sollen allerdings nur die Rolle des Anklägers spielen.)

Im Neuen Testament tritt der Teufel dann als oberster der bösen Geister, als Antichrist und Widersacher Gottes auf (Matth. 12, 22–29). Die Vorstellungen vom Teufelspakt (dem auch Goethe durch die Person des Mephisto in seinem Trauerspiel „Faust“ so viel Aufmerksamkeit schenkte),

der Teufelsbuhlschaft usw. entstammen genauso wie die Verhexungen und Teufelsaustreibungen dem christlichen Glauben.

Der im 2. Jahrhundert lebende griechische Philosoph Celsus bekämpfte als erster in der Geschichte in einem zusammenhängenden Werk den christlichen Offenbarungsglauben und die christliche Missionspraxis. Celsus war der Auffassung, daß der Mensch nur durch eigene intellektuelle Anstrengung und eigenes tugendhaftes Leben zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen könne (also durch Anwendung seiner eigenen zwei Erkenntnismittel: *Vernunft* und *Erleben* des Guten, Wahren, Schönen und Edlen, des göttlich gerichteten Fühlens und Handelns und der Menschenliebe), nicht aber durch irgendeine Offenbarungsreligion. Die Kirche hat das Werk Celsus' vernichtet; es ist aber noch zu einem großen Teil in Form von Zitaten in der polemischen Gegenschrift des christlichen Theologen Origenes erhalten, die 60 Jahre später verfaßt worden ist.

Celsus hat sich von dem zum Irrtum führenden Übergriff der Vernunft freigehalten, die da glaubt, alles, auch das Wesen der Erscheinung, das „Ding an sich", sei personenhaft, also selbst Erscheinung, und die auch Willensäußerungen, sogar Menschenliebe (1. Korintherbrief), Tod usw. personifiziert. Celsus glaubte ebensowenig wie andere seiner Zeitgenossen oder viele Menschen nach ihm an eine Welt voller unsichtbarer personaler Geister (einschließlich der besonders paradox scheinenden Dreieinigkeit aus Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist), wie sie die Kirche mit ihrem Lehramt noch immer glauben machen will – allerdings auch vertreten muß, wenn sie die Fundamente des Christentums nicht abtragen lassen will. (Scheinbar unbekümmert darum lehnen heute sogar katholische Theologieprofessoren wie Küng, Tübingen, den Glauben an personifizierte Teufel und Dämonen ab.)

Celsus: „Gott hat die Menschen nicht, wie die Christen behaupten, nach seinem Bilde geschaffen, denn Gott hat weder das Ansehen eines Menschen noch das irgend einer anderen sichtbaren Gestalt." (Origenes, Contra Celsus, VI. Buch)

Über den von Juden einst erdachten Satan/Teufel (vgl. AT und NT) meint Celsus: „Diese Vorstellung (vom Widersacher Gottes) ist eine Entwürdigung Gottes, der in dieser Weise wie ein sterblicher Mensch dargestellt wird, den ein Widersacher oder Feind verhindert, anderen so viel Gutes zu erzeigen, als er gern wollte. Der Sohn Gottes soll von diesem Satan überwunden worden sein; er belehrt uns durch die Leiden und

Übel, welche ihm derselbe verursacht hat, daß wir Plagen und Beschwerden, die er uns gleichfalls schicken wird, verachten sollen. Auch kündet uns der Sohn Gottes an, daß der Satan zu einer gewissen Zeit auf der Erde erscheinen, sich göttliche Ehre anmaßen und große und erstaunliche Wunder verrichten werde, die Bekenner Christi aber, die den Satan von sich abhalten wollen, dürften auf diese Wunderwerke gar nicht achten, sondern müssen Christo allein glauben. Muß man hieran nicht einen Betrüger erkennen, der zum Voraus zu verhüten sucht, daß jemand nach ihm eine andere Lehre vortrage und sich Anhänger verschaffe?“ (Origenes, Contra Celsus, VI. Buch; zit. nach Löhde, Für Gewissens- und Glaubensfreiheit, Berlin, 4. Auflage, 1941)

Der Glaube an personale Geister, samt den Vorstellungen über Gott, Dämonen und Teufel, fordert neben einer erkenntnistheoretischen und philosophischen Kritik also auch eine psychologische Auseinandersetzung mit seinen Urhebern heraus – und mit den Gläubigen.

Eine noch tiefer schürfende Würdigung und Kritik des jüdischen und christlichen Teufelsglaubens als bei Celsus lesen wir bei M. Ludendorff (Erlösung von Jesu Christo, Pähl 1967, S. 188 ff.):

„Überall da, wo der Irrwahn von Lohn ud Strafe nach dem Tode in Himmel und Hölle Fuß faßt, findet auch die Irrlehre dauernden Widerklang, die das Weltall, Himmel und Hölle von Engeln oder Teufeln erfüllt sein läßt, die nun im guten oder im bösen Sinn auf die Menschenseele Einfluß haben können. All die Irrlehren der (alten) Inder über Engel und Teufel, die sie von der Dämonen fürchtenden Urbevölkerung aufsogen, entwerten stark die Strahlen ihrer hochwertigen Erkenntnis, führen zum Verkennen der heiligen Naturgesetze und erst recht zum Verkennen der Gesetze der Selbstschöpfung. Wir brauchen die Worte der Inder, die von diesen Engeln und Teufeln zeugen, nicht anzuführen. Sie sind alle schon in die jüdischen Lehren des alten Testaments und des Talmud hinübergewandert und dort noch um ein Beträchtliches verworrener und tiefstehender geworden. ...

Weit erschreckender als die Engelsvorstellungen sind die Teufelslehren der jüdischen Evangelisten. Die Lehre, daß der Gottessohn selbst vom Teufel versucht werden kann und sich von den übrigen Menschen nur dadurch unterscheidet, daß er der Versuchung widersteht, stammt erst aus der Zeit des tieferen Verfalls Indiens durch Buddha. Meines Wissens hören wir von Krischna noch nichts dergleichen. ...“

Wir erkannten „die grauenvollen Irrlehren, daß jene ernsten Stoffwechselstörungen usw., die Geisteskrankheiten bei den Menschen bewirken können, eine ‚Besessenheit vom Teufel' seien. Wir haben eine ganze Reihe der Berichte der jüdischen Evangelisten wiedergegeben, in denen Jesus solche Teufel austreibt, und lassen nicht unerwähnt, daß dieser Teufelsglaube die schauerliche Mißhandlung der Geisteskranken im Mittelalter und die ‚Hexen'-Folterungen und -Verbrennungen im Gefolge hatte und noch heute in den Christenvölkern ein sehr törichtes und unschönes Verhalten den geisteskranken Menschen gegenüber zeitigt. Hier müssen wir nur darauf hinweisen, daß Jesus auch ins einzelne gehende Mitteilungen gemacht haben soll, nach welchen Gesetzen der Teufel Besitz von Menschen ergreift und wie er sich sonst verhält: Matth., 12, 43–45 . . .

Ferner erfuhren wir, daß die Teufel mit Jesu sprechen und er ihnen Bitten erfüllt. Ja, wir finden auch eine Reihe von Mitteilungen in den Evangelien, nach denen Jesus von Nazareth diese Teufelsaustreibungen für einen so wesentlichen Bestandteil seiner Weltanschauung und seiner Weltaufgabe hält, daß er sogar seinen Jüngern die Macht erteilt, Teufel auszutreiben, und ihnen solches auch zum Teil schon zu seinen Lebzeiten gelang." (Matth. 10, 7–8; Markus 16, 17–18; 9, 38; 6, 12–13; Lukas 10, 17–20)

„Diese Ermächtigung der Jünger, Teufel auszutreiben, hat folgerichtig dazu geführt, daß von christlichen Geistlichen sogar auch noch bis zur Stunde dieses Amt ausgeübt wird. Ja, ein ganzer Teil des Kultus, zum Beispiel die Einsegnung der Leiche usw. gilt Christen heute noch als Teufelsaustreibung oder Schutz vor den Teufeln.

Wer diesen Engels- und Teufelsglauben, und besonders den letzteren für einen unwesentlichen Bestandteil des Christentums ausgibt, nur weil er selbst solchen Glauben als ‚tiefstehenden Aberglauben' erkannt hat, und sich dennoch Christ nennen möchte, der fälscht unheimlich die Wahrheit. Nichts ist den jüdischen Evangelisten wesentlicher an den Taten Jesu als die Aufgabe der Teufelsaustreibungen und aller anderen Wunderheilungen, wie dies Jesus ja auch bei seiner Meldung an Johannes betont."

Der Papst und die Kurie sind also wirklich auf dem einzigen der christlichen Lehre gerecht werdenden Weg, wenn sie mit Nachdruck auf die Existenz von Dämonen und des Teufels hinweisen. Aber die meisten Christen verstehen dies kaum oder gar nicht, weil sie ja kaum oder gar keine Christengläubige sind, sondern vielmehr – in der Sprache der Kirche ausgedrückt – unbekümmerte Schafe einer großen Herde.

B 4157 D



DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 11 9. 6. 1978 2.6.78 18. Jahr

Inhalts-Übersicht

„Ihr Sohn ist behext!"

Das sonderbare Rezept eines Hellsehers und Hexenbanners

Von Carl Pelz

Ob man über die folgende kleine Geschichte lachen oder mit den von ihr Betroffenen Mitleid empfinden soll, ist schwer zu sagen. Jedenfalls wurde sie mir erzählt, als ich mich in den 30er Jahren in Pommern auf einer längeren Vortragsreise befand.

Diese Geschichte zeigt uns, daß vor allem unter der Landbevölkerung, selbst in unserem so aufgeklärten zwanzigsten Jahrhundert, noch Reste jener abergläubischen und mittelalterlichen Vorstellungen lebendig sind, die 25 Jahre später wieder in der Lüneburger Heide zu Hexenprozessen führten.

Der junge Bauernsohn Anton Brandt*) war vom Schicksal hart betroffen. Er litt seit Jahren an einem schweren Rückenmarkleiden. Seine besorgten Eltern hatten alles nur Mögliche getan, um dem jungen Manne zur Gesundheit zu verhelfen. Alle ärztliche Kunst schien aber zu versagen. Dann suchte man seine Zuflucht bei den verschiedensten Kurpfuschern und Quacksalbern. Sie verordneten allerhand Mixturen und Gesundheitstees, ohne daß diese die erhoffte Wirkung hatten.

Nun lebte in der nahen Stadt Bütow ein Mann, dem man rätselhafte Kräfte nachsagte. Er könne hellsehen und sei außerdem noch ein Hexenbanner; behextes Vieh und behexte Menschen könne er durch gewisse

*) Alle Namen sind bis auf den des Hellsehers und Hexenbanners Decknamen. Der Verfasser.

Beschwörungsformeln wieder gesund machen. Ich selbst hatte den Mann schon einige Zeit vorher in Stolp kennengelernt. Er war von einem Geschäftsmanne geholt worden und sollte einen Diebstahl aufklären. Allerdings klappte es diesmal nicht. Herr Mutschall (so hieß dieser „Hellseher") erzählte uns zwar eine recht dunkle und phantastische Geschichte über den Hergang der Tat und die Täter, aber bei der ganzen Sache kam nicht das geringste heraus, was vorauszusehen war.

Bei dem angeblichen Wundermanne handelte es sich um einen früheren Eisenbahnunterbeamten. Sein Alter schätzte ich auf Mitte Fünfzig. Aus seinem runden und etwas geröteten Gesicht sahen helle Augen, denen nichts zu entgehen schien. Nach seinem erfolglosen Gastspiel saß er in meinem Zimmer mir gegenüber und erzählte mir, wie er zu seinen magischen Kräften gekommen sei. Es war die alte Geschichte, die ich da zu hören bekam: „Ich habe meine Gabe von meinem Vater geerbt; der konnte auch hellsehen. Auch er hatte die Kräfte, behextes Vieh und behexte Menschen wieder gesund zu machen."

Nun, ich hörte mir das alles mit Interesse an, mußte mir aber bald sagen, daß ein armer Irrer vor mir saß. Alle meine Bemühungen, dem Manne etwas näher auf den Zahn zu fühlen und etwas mehr über die geerbten geheimnisvollen Kräfte zu erfahren, scheiterten an der Erklärung des Mannes: „Darüber darf ich nicht sprechen. Das ist mein Geheimnis!"

Auch diese Erklärung war mir nicht neu. Mit ihr operieren „Wundermänner" und „Wunderfrauen", wenn man den Versuch macht, auf die Quellen ihrer „geheimen Kräfte" vorzustoßen.

Jener Bauer nun ließ sich eines Tages den „Hellseher" und „Hexenbanner" kommen. Seine abergläubische Einstellung und sein menschlich durchaus verständlicher Wunsch, seinem Jungen, den er ja in der Wirtschaft so sehr brauchte, zu helfen, hatte den Bauer zu seinem Entschluß veranlaßt. Nur Mutschall kann die Rettung bringen! Davon waren der Bauer und auch seine Frau fest überzeugt.

Der „Hexenbanner" kam. Er ließ sich die Geschichte von dem Kranken erzählen. Dann faßte sich der geheimnisvolle Mann mit beiden Händen an den Kopf und dachte nach. Tief beeindruckt und neugierig saßen die Angehörigen des kranken Anton an dem Tisch. Nach einigen Augenblicken erwartungsvollen Schweigens sah der „Hellseher" den Bauern an und sprach zu ihm:

„Ihr Sohn ist behext!“

Die Leute erschraken. „Siehst Du, das habe ich immer schon gesagt!“ sagte der Bauersmann zu seiner Frau.

„Wer kann ihn denn behext haben?“ wollten die Leute nun wissen. Aber auch darauf konnte der „Hellseher“ eine Antwort geben.

„Ein Mann ist in den letzten Wochen auf Ihren Hof gekommen ... Der Mann ging in Hemdsärmeln ... Er hat sich von Ihnen ein Pferd geliehen ... Dieser Mann hat das getan!“

Der Bauer sah seine Frau an. Wer ist denn da bei uns gewesen? Ein Pferd geholt? Ein Mann in Hemdsärmeln?

„Richtig, das stimmt ja“, erklärte der Landmann nach einigem Nachdenken. In seinem Gesicht konnte man förmlich lesen, daß er sich an einen bestimmten Vorfall erinnerte. „Da war ja doch vor ein paar Wochen der Bauer Franz Bendicks bei mir. Der kam tatsächlich mit aufgekrempelten Hemdärmeln. Es war den Tag sehr heiß. Richtig, es stimmt ja auch. Er hat sich von mir ein Pferd ausgeliehen, weil sich eins seiner Pferde an einem Bein verletzt hatte. Stimmt, stimmt, ich kann mich noch genau darauf entsinnen!“ Und dann begann der Bauer zu schimpfen: „Dieser verfluchte Kerl, dem hätte ich so eine Gemeinheit gar nicht zugetraut!“

Der „hellsehende Hexenbanner“ beruhigte den aufgeregten Mann. „Es hat gar keinen Zweck, sich aufzuregen, denn beweisen können wir dem Bendicks gar nichts. Wir wissen, daß er es ist, und das genügt!“

„Aber dagegen muß doch etwas getan werden!“ meinte der Bauer, seinen Zorn nur mit Mühe verbergend. Aber das war doch gerade der Zweck, zu dem der „Hexenbanner“ gekommen war. Und so kam dieser nun mit seinem Rezept heraus, das er sozusagen griffbereit bei der Hand hatte.

„Haben Sie zwei goldene Ringe?“ fragte der „Hellseher“ im Flüstertone und recht geheimnisvoll den Bauer. Dieser staunte wieder, diesmal über diese recht sonderbare Frage. Aber der „Hexenbanner“ mußte ja wissen, was er zum Entzaubern benötigt. Damit beruhigte sich der brave Landmann.

„Ja, die könnte ich Ihnen geben!“

„Gut! Und noch etwas: hat Ihr Sohn ein Paar neue Schuhe?“ wollte der Mann mit den geheimnisvollen Fähigkeiten weiter wissen. Wieder schüttelte der erstaunte Bauer den Kopf und fragte sich: Auch das ist ja recht komisch, aber der Mann muß ja wissen, was er noch alles für seine Beschwörungskünste braucht:

„Ja, die habe ich. Ich habe sie dem Anton erst vor 14 Tagen in der Stadt gekauft!"

„Gut! Und nun passen Sie genau auf!" Das brauchte Mutschall seinem Kunden nicht zum zweiten Male zu sagen, denn der Bauer hörte genau hin. Nun sollte er ja zu hören bekommen, was mit den Ringen und den neuen Schuhen gemacht werden sollte. Und so gab dann der Hexenmeister die zu seinem Rezept gehörende Gebrauchsanweisung, die in dem Bauern ein recht gruseliges Gefühl auslöste:

„Mit den beiden Ringen und den Schuhen gehen Sie um Mitternacht auf den Kirchhof. Das müssen Sie schon heute abend machen, wenn ich fortgegangen bin. Es darf Sie niemand sehen. Wenn Sie durch das Friedhofstor gegangen sind, dürfen Sie sich auf keinen Fall umsehen. Dann gehen Sie an das erste neuaufgeschüttete Grab und legen die Sachen auf das Kopfende des Grabes. Dann machen Sie drei Kreuze, kehren um und gehen wieder nach Hause, ohne sich wieder umzusehen. Haben Sie alles gut verstanden?"

Und ob die Bauersleute das nicht alles gut verstanden hatten!

„Soll das denn wirklich helfen?" Der Hexenbanner witterte Mißtrauen, fand dann aber schnell passende Worte, um die Leute den ihnen aufgeschwatzten Blödsinn glauben zu lassen. Man redete noch eine Weile über andere, belanglosere Dinge. Und dann verabschiedete sich der hellsehende Hexenmeister nicht ohne vorher 20 Mark für seine Bemühungen eingestrichen zu haben.

Schon in der nächsten Nacht, um die Geisterstunde, schlich sich der Bauer auf den Dorffriedhof. Säuberlich in Papier eingepackt, trug er die neuen Lederschuhe seines kranken Anton unter dem Arm. Zwei goldene Ringe steckten, in einem weißen Briefumschlag verpackt, in seiner Brusttasche. Am Kirchhofstor angekommen, schöpfte er noch einmal Mut; denn der Mann war in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal in der Nacht auf einem Kirchhof gewesen. Dann öffnete er die kleine Tür, die auch nachts nie verschlossen wurde, und schritt mutig weiter.

Der Mond schien ziemlich hell, und so fand der nächtliche Besucher des Totenreiches auch bald ein neuaufgeschüttetes Grab. Unter ihm lag der vor acht Tagen verstorbene Müller Grabowski. An seiner Bestattung hatte der Bauer selbst teilgenommen. Schnell legte er die Sachen, wie ihm geheißen worden war, auf das Grab, um ebenso schnell kehrt zu machen und nach Hause zu gehen. Nicht ein einziges Mal hatte er sich umgesehen. Das hatte

er allein aus bloßer Angst nicht getan. Zu Hause angekommen, legte er sich ins Bett in dem festen Glauben, endlich das richtige Rezept zur Heilung seines behexten Sohnes gefunden zu haben.

Am nächsten Morgen betritt wie gewöhnlich immer um dieselbe Zeit die alte Friedhofswärterin den Kirchhof. Sie kennt dort fast jedes Grab und weiß, wer unter ihm seinen letzten Schlaf schläft. Sie hatte kaum mit ihrer Arbeit begonnen, als ihr Blick auf den Grabhügel des Müllers fiel. „Nanu, watt es denn datt?“ Die Alte sieht näher hin. Sie erblickt das weiße Paket. Dann sieht sie auch den Briefumschlag, der neben dem Paket liegt. Ihn nimmt sie zuerst vom Grab. Sie betastet ihn und fühlt, daß in ihm zwei Ringe enthalten sind. Dann legt sie den Umschlag wieder auf den Hügel. Dann betastet sie das Paket, das zwei Schuhe enthält. „Dat es doch komisch“, murmelt die Frau vor sich hin und geht wieder ihrer Arbeit nach. Als sie abends nach Hause geht, wirft sie noch schnell einen Blick auf jenes Grab. Alles war noch so, wie am Morgen.

Am nächsten Morgen war ihr erster Gang nach dem Grab des Müllers Grabowski. Und was sehen ihre erstaunten Augen? Paket und Briefumschlag sind verschwunden! Vielleicht hat sie sich gestern doch in dem Grab geirrt. Aber nein, es ist kein Irrtum, die Sachen lagen auf dem Grab des Müllers, und nun sind sie fort. Nun erzählt die Alte die Geschichte im Dorf.

Auch der Bauer, der die Sachen auf das Grab gelegt hatte, bekommt davon zu hören. Er sagt natürlich keinen Ton, um nicht im Dorf beredet zu werden, und staunt. „Wer kann denn die Sachen da fortgeholt haben?“ fragt er sich. Bald beruhigt er sich aber in dem Gedanken: die Hauptsache ist, daß Anton wieder gesund wird. Soll die Ringe und die Schuhe sonst wer geholt haben, die Hauptsache ist, daß Anton bald wieder arbeiten kann!

Woche um Woche, Monat um Monat verging, ohne daß in dem Zustand des beklagenswerten Jungen eine Besserung festzustellen gewesen wäre. Der Bauer Bendicks, der nach der Aussage des hellsehenden Hexenbanners an allem die Schuld tragen sollte, hatte bald gemerkt, daß er von seinem Nachbar gemieden wurde, ohne aber den wahren Grund dieser Feindschaft erfahren zu haben.

Allmählich sah aber der Vater des Kranken doch ein, daß er auch diesmal einem Gauner in die Hände gefallen war. Er dachte über die ganze Geschichte noch einmal nüchtern und mit klarem Verstand nach und kam

dann auch bald auf die einzig richtige Erklärung der Hexenkünste jenes Hellsehers. Dieser schlaue Fuchs kannte die Lebensgewohnheiten der Landbewohner genau so, wie jeder Mensch, der unter ihnen lebt. Es kommt auf dem Lande oft vor, daß sich jemand ein Pferd von seinem Nachbarn ausleiht. Und daß sich der Bauer Bendicks mit aufgekrempelten Hemdärmeln das Pferd geholt hat, war noch nicht einmal ein Zufall, sondern eine ganz natürliche Sache. Es war ja warm, und da läuft eben jeder Mensch, der auf dem Land arbeitet, mit hochgeschlagenen Hemdärmeln herum. Es war also gar kein Kunststück, das alles zu „prophezeien".

So dachte nun auch der Bauer. Kurz entschlossen brachte er Anton in das nächste Krankenhaus. Gewiß, es dauerte nun ziemlich lange, bis Anton wieder nach Hause fahren konnte. Aber die ärztliche Kunst hatte seine Gesundheit fast vollkommen wieder hergestellt. Hätte man schon früher den Weg ins Krankenhaus gefunden und wäre man nicht auf den Gedanken verfallen, allerhand Kurpfuscher und Quacksalber hinzuziehen, dann wäre dem Kranken auch früher geholfen gewesen und ihm und seinen Eltern Sorgen, Geld, Ringe und Schuhe erspart geblieben. Der hellsehende Hexenbanner aber, der sich, was stark vermutet wurde, hinterher die Ringe und Schuhe vom Dorffriedhof selbst abgeholt hatte, endete einige Zeit später im Irrenhaus.

Mensch und Maß

DRÄNGENDE LEBENSFRAGEN IN NEUER SICHT

Folge 19 9. 10. 1977 17. Jahr

Zeitenwende

Der Sozialdarwinismus und die Gotterkenntnis

Zum 100. Geburtstag Mathilde Ludendorffs / Von Gunther Duda

Auf der Tagung des „Bergedorfer Gesprächskreises zu Fragen der industriellen Gesellschaft“ 1977 in der Villa Hammerschmidt ging es darum, einen anderen „way of life“ (!) zu finden. Voller Zweifel, ob „der Fortschritt noch Fortschritt“ ist, befand der Hauptredner E. F. Schumacher/London:

„Ich bin nun der festen Überzeugung, daß wir es in der Tat nicht mit einem bloßen Konjunkturrückschlag zu tun haben, sondern mit einer Zeitenwende. Eine Epoche geht zu Ende. Wir erleben zur Zeit lediglich den Anfang eines Umbruches, der sich immer mehr verschärfen wird und uns die Aufgabe stellt, vieles von dem, was wir bisher für normal gehalten haben, als im höchsten Grade abnorm zu erkennen und uns an ganz neue Situationen irgendwie anzupassen.“

Diese Worte, so wahr sie sind, wären nicht überlieferungswürdig, folgten ihnen nicht einige Gedanken, welche aufhorchen lassen. Der 1911 geborene Redner und Verfasser des ins Deutsche übertragenen Buches „Es geht auch anders“ (1974), bekannte nämlich vor seinem Zuhörerkreis mit hohen und höchsten Namen aus Wissenschaft, Industrie und Politik:

„Es ist klar, daß in der Hochtechnik alles mit mathematischer Präzision ablaufen muß. Es ist aber auch klar, daß bei dieser mathematischen Präzision das Qualitative – sagen wir ruhig: das Wahre, Gute, Schöne – keinen eigentlichen Platz finden kann und unweigerlich ausgemerzt wird.

Kein Wunder, daß sich diese materialistisch-quantitative Welt- und Lebensauffassung jetzt totgelaufen hat und überall neue Ansätze bemerkbar werden: Ansätze philosophischer Art, sowie auch dringende Schreie nach

Lebensqualität. Kein Wunder, daß die Vernachlässigung der qualitativen Werte nun auch immer mehr in der Umwelt sichtbar wird, im Antlitz der Städte, im Bild der Landschaft, in der Gesundheit von Boden, Pflanzen, Tier und Mensch.“ (Protokoll-Nr. 56/1977) –

Ein Zeitalter geht zu Grunde, weil es das Wahre, Gute und Schöne – die „göttlichen Wünsche“, wie sie in der Gotterkenntnis Mathilde Ludendorffs heißen – ausmerzte!

Welch tiefes „Gespür“ für das Wesentliche des Menschenlebens und für das Kennzeichnende unserer nun in das Grab der Vergangenheit sinkenden und sich so hochmütig gebärdenden Epoche! Wie charakteristisch aber auch die Tatsache, daß das anschließende Gespräch über neue Wege der Lebensgestaltung solche Wahrheit nicht hörte, trotz aller Verunsicherung und – Hilflosigkeit.

Der Fortschrittsglaube von 250 Jahren stürzt zusammen, der „Götze Nützlichkeit“ zerbirst, der „Verdrängungswettbewerb“ verhungert, „neue Werte“ drängen ins menschliche Bewußtsein und das, „was man vielleicht Geborgenheitsgefühl im Sinne von Gemeinsinn oder Solidarität nennen kann“, erfüllt mehr und mehr die Menschen.

Auch die Sehnsucht nach der Natur erwacht allerorten. Auf eine Anzeige, mit der ein Schäfer für die Lüneburger Heide gesucht wurde, meldeten sich 4600 Bewerber, und zwar aus allen Volksschichten.

Die Spitzen eines Eisberges? Das wird die Zukunft weisen. Aus der Tiefe der Menschenseelen scheint wieder einmal nach langem Irren Neues aufzubrechen. „Göttliche Offenbarungen aus dem Unterbewußtsein“, aus der Seele der Völker?

Die spürbar werdende Selbst-Besinnung geht vom Gemüt und den göttlichen Kräften des Ichs aus. Deren Verstummen kennzeichnete den dahingehenden Zeitabschnitt. Der „Ausmerze“ des Guten, Schönen, Wahren und der göttlich gerichteten Menschenliebe mußten Materialismus und Rationalismus folgen. Die jeweilige Ich-Entfaltung oder Ich-Verkümmerung bestimmen die kulturelle Höhe einer Zeit.

Wann immer man den ersten Beginn des zu Ende gehenden materialistischen Zeitalters ansetzen mag, vor 300 Jahren bei Decartes oder vor 200 Jahren mit der sogenannten ersten industriellen Revolution, seine weltweite Herrschaft trat es vor gut 100 Jahren an.

Es sind über 50 Jahre her, als Mathilde von Kemnitz in der Festrede zur

Geburtstagsfeier Erich Ludendorffs am 1. 4. 1924 scharfsichtig die „Zeichen der Zeit“ sichtbar machte:

„In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts ... ereignete sich etwas Entscheidendes in dem Geistesleben des deutschen Volkes, was schicksalschwere Folgen hatte, aber bis zur Stunde in seiner Tragweite noch wenig bekannt ist. Alle zersetzenden intellektualistischen Einflüsse der sogenannten ‚Aufklärung‘ hatten bis zur Stunde das deutsche Volk nicht in seiner Religiosität zu erschüttern vermocht. Noch immer trug ... (es) bewußt die stolze Verantwortung auf seinen Schultern, das Gottesbewußtsein in den Menschen wach zu halten.

Da ergriff mit einem Male das Werk eines englischen Forschers die Gemüter auf das Heftigste. Charles Darwins Buch*) über die Entstehung der Arten sollte das Geistesleben des deutschen Volkes in seinen Grundfesten erschüttern. Es brachte in wundervoller ernster Forscherarbeit den endgültigen Beweis, daß alle Lebewesen auf unserem Stern, so verschiedengestaltig sie auch sein mögen, entstanden sind aus einer unsichtbar kleinen einfachen Zelle. Aber der Forscher fügte zu der wunderbaren Lehre der Entwicklungsgeschichte eine gottferne, nüchterne und nur zu leicht widerlegbare Deutung dieser Entwicklung, gab eine rein mechanistische Schöpfungstheorie.

Der ‚Konkurrenzkampf‘ im Daseinsstreite sollte die gestaltende Macht gewesen sein, die den Aufstieg der Lebewelt zum Menschen bewirkt hatte. Die Erde, das Wunderland bewußten Gotterlebens, wandelte er zu einem Tummelplatz listiger Daseinsstreiter, und den Menschen, den stolzen Träger der Gottbewußtheit, zu einer Säugetierabart. Alle seelischen Werte wurden durch diese Irrlehre umgewertet, für Gott und Seele ließen sie keinen Raum.

An dieser Lehre brach die Seele unseres Volkes durch zwiefache Irrtat zusammen. Die Kirchen beider Konfessionen lehnten nämlich in Dogmenstarre beides – die herrliche Tatsache der Entwicklung und den Irrtum der mechanistischen Schöpfungslehre – vollkommen ab, statt sich im starken Gottglauben mit Hilfe der neuen Erkenntnis der Entwicklung zu einem vertieften Gottschauen durchzuringen (wie das in meinem Buche ‚Triumph

---

*) „Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung oder Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe um das Dasein“, 1860. „Die Abstammung des Menschen und die geschichtliche Zuchtwahl“, 1871.

des Unsterblichkeitwillens' und den nachfolgenden Werken, namentlich in der ‚Schöpfungsgeschichte' nun geschehen ist). – Die Wissenschaften andererseits nahmen beides, die Erkenntnis und den Irrtum, als Tatsachen an, und nun konnte die unselige Schöpfungstheorie Darwins allmählich alle Gebiete der Wissenschaft verflachen und durchsetzen, ja sie übte auch mehr und mehr ihren schädlichen Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben und die Kunst aus.

So war das deutsche Volk in seinem religiösen Leben entwurzelt, und nun war es ein leichtes ... dies Volk auf allen Gebieten des Geisteslebens zu demoralisieren ...

Es war eine große Schuld der Geistigen des deutschen Volkes, daß sie so zwiefach versagt hatten. Denn es war doch ein Deutscher, Martin Luther, gewesen, der vor 400 Jahren den Kirchen vorgelebt hatte, daß unerbittlicher Wahrheitswille und starker Gottglaube ein und dasselbe sind. Es waren aber auch Deutsche gewesen, welche der Wissenschaft zwei herrliche Schutzwälle gegenüber den Irrlehren der mechanistischen Schöpfungsgeschichte errichtet hatten. Hatte doch Kant mit seiner Erkenntnis von den Grenzen der Vernunft die Wissenschaft für alle Zeiten von solchen Irrlehren geschützt und hatte doch Schopenhauer durch seine Erkenntnis, daß in jeder Erscheinung des Weltalls ein lebendiger schöpferischer Wille wohnt, den zweiten Schutzdamm errichtet."

Erst heute, wenn auch keineswegs schon überall, beginnt man die Wahrheit dieser Feststellung und Warnung zugleich zu erkennen:

„Charles Darwin ist das Symbol einer geistigen Revolution, sein Werk ist zu einer der markantesten Zäsuren der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts geworden. Viele Pfade, gebahnt und geebnet in vorausgegangenen Jahrzehnten, ja Jahrhunderten, münden in Darwins Werk; von ihm aus führen die biologischen Zweige der Naturwissenschaft neue Wege."

Mit diesen Worten beginnt eine der seltenen Untersuchungen*) über „den Einfluß der darwinistischen Ideen auf das politische und gesellschaftliche Denken Großbritanniens, der Vereinigten Staaten und der sich industrialisierenden Nationen Europas".

Die Verbrüderung der darwinistischen Auslesetheorie mit anderen Gei-

*) Hannsjoachim W. Koch, Der Sozialdarwinismus – Seine Genese und sein Einfluß auf das imperialistische Denken. C. H. Beck, München 1973, Schwarze Reihe Band 97, kt. 179 Seiten, DM 12,80. Koch ist Dozent an der Universität York, England.

stesströmungen, wie mit denen des Liberalismus und der Sozialwissenschaft, z. B. mit Herbert Spencers Übertragung des biologischen Auslesevorgangs auf das Leben der Staaten, wirkte sich verhängnisvoll aus.

So lag es „vollkommen in der Logik der Entwicklung, daß die Fortschrittsidee der Aufklärer im 19. Jahrhundert in eine biologisch beweisbare Evolutionstheorie umgemünzt wurde, um so mehr, als der Fortschrittsglaube im 19. Jahrhundert ebensosehr eine Religion war wie im Mittelalter der Katholizismus. Er war in seiner klassischen Ära, in den Visionen eines Condorcet oder Comte, auch eine Moralphilosophie, die organisch aus der Weltanschauung der französischen Aufklärung wuchs, und hat als solche das politische Denken der westlichen Welt für eineinhalb Jahrhunderte bestimmt.

Der Fortschrittsglaube beeinflußte alle wichtigen philosophischen und sozialen Denkstrukturen jener Zeit: den deutschen Idealismus, den britischen Utilitarismus, den französischen Positivismus, den amerikanischen Pragmatismus, den Sozialismus eines Proudhon wie eines Karl Marx.

Wie zu sehen sein wird, beeinflußte er auch nationalistische und rassistische Philosophien, sowie den Darwinismus, soziologische und anthropologische Theorien und die Geschichtsphilosophie. Der ‚Fortschritt' wurde zum Altar, auf dem seine extremeren Exponenten bereit waren, für den Perfektionismus der Zukunft das Bestehende von gestern zu opfern; er wurde zum Schlagwort, seine Dynamik als unaufhaltsam beschworen." (Koch, S. 19)

„Der evolutionäre Optimismus, ein Optimismus auf populärer Ebene, der Gesellschaft, Staat und Umwelt betraf, erreichte seinen Höhepunkt durch den Einschluß der Theorie Darwins, die der Fortschrittsideologie – soweit sie nur auf Theorie und gutem Glauben beruhte – den praktischen ‚wissenschaftlichen Beweis' zu liefern schienen. Darwinistische Prinzipien erfüllten nun ihre kaum vorhergesehene Rolle in der naturphilosophischen Weltdeutung, in der Gesellschaftstheorie und der Sozialethik. Sie wurde zum Ausdruck einer sich aufklärerisch gebenden liberalen Zeitdoktrin, und ohne Rücksicht auf Darwins eigene Skepsis ... wurde die Auslesetheorie zum zentralen Modell sozialen und politischen Denkens. Aus der freien Konkurrenz zwischen Individuen, die den Begabtesten und sittlich Besten ermittelte, wurde der brutale Kampf ums Dasein zwischen sozialen und politischen Kollektiven: Klassen, Völkern, Rassen." (Koch, S. 21)

Nachdem der zwar noch machtvolle, aber im Innersten tödlich getroffene Christenglauben seine Lebenskraft eingebüßt hatte, erwies sich die

neue Lehre von der natürlichen Auslese für Wissenschaftler wie für Laien als ungemein überzeugend, „war sie doch so einfach und unkompliziert; sie schien einfach alles zu erklären und entsprach zudem der Säkularisierungstendenz des 19. Jahrhunderts. Statt einer bisher rein metaphysischen Auslegung brachte Darwin eine wissenschaftliche Erklärung mit zahlreichen empirischen Belegen. Er schien ein jahrhundertealtes Problem gelöst zu haben, indem er der Evolutionstheorie sein Konzept der natürlichen Auslese zugefügt hatte.“ (Koch, S. 53)

Und nicht zu Unrecht konnte geklagt werden:

„Newton vertrieb Gott aus der Natur, Darwin vertrieb ihn aus dem Leben, Freud vertrieb ihn aus seiner letzten Zuflucht, der Seele.“ (bei Koch, S. 22)

Ähnlich wertete Mathilde Ludendorff:

„Die Menschen, denen der arteigene Gottglaube genommen war, erhielten durch den Darwinismus noch den letzten Stoß in die Seelenöde.“

Gewiß, Charles Darwin hatte selbst gezweifelt, schrieb er doch einmal an T. H. Huxley:

„Wenn, wie ich annehmen muß, äußere Bedingungen nur wenig direkte Wirkung ausüben, was zum Kuckuck bestimmt jeweils die Veränderungen?“

Aber seine Deutung wurde nicht erschüttert und noch weniger die seiner Nachbeter:

„In der Erhaltung begünstigter Individuen und Rassen in dem beständig wiederkehrenden Kampf ums Dasein sehen wir das wirksamste und nie ruhende Mittel in der natürlichen Züchtung. Der Kampf ums Dasein ist die unvermeidliche Folge der hochpotenzierten geometrischen Zunahme, welche allen organischen Wesen gemein ist ...

Da die natürliche Auslese nur durch und für das Gute in jedem Wesen wirkt, so wird jede weitere körperliche und geistige Ausstattung desselben seine Vervollkommnung fördern ... So geht aus dem Kampfe der Natur, aus Hunger und Tod unmittelbar die Lösung des höchsten Problems hervor, das wir zu fassen vermögen, die Erzeugung immer höherer und vollkommener Tiere. Das ist wahrlich eine großartige Aussicht.“ (Ch. Darwin, bei Koch S. 58 und 60)

Schon 1872 hatte sich der Grundsatz der natürlichen Auslese in England, Deutschland und in Amerika fast vollkommen durchgesetzt:

„Der ‚Sozialdarwinismus‘ wurde zum Klischee des Vokabulars des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die Lehren Spencers und Darwins wurden

zum Inbegriff der brutalen Kraft, des Sozialkonfliktes, des Krieges und der Rasse reduziert. Der Sozialdarwinismus wurde zum Zeichen und Ausdruck des Kampfes ums Dasein und des Überlebens des Besten." (Koch, S. 71)

Über diesen zur Ideologie entarteten wissenschaftlichen Deutungsversuch schrieb Mathilde Ludendorff schon 1922:

„So sah man denn infolge der darwinistischen Erklärung der Artenentstehung das Umwälzende und Erschütternde der neuen Erkenntnis in der wissenschaftlichen Abschaffung des Schöpfungsmythos und in dem Aufbau einer rein mechanistischen ‚Evolutionslehre'. Nun konnte man frohlockend rufen: ‚Gott ist tot!' Nun war der Ring geschlossen! ‚Gott ist tot!' jubelte der Naturwissenschaftler, ‚Gott ist tot!' wiederholte die Laienwelt beseligt, als stammelte sie ein neues Evangelium! Und wie schön sich diese Selektionstheorie den zusammengeschrumpften seelischen Bedürfnissen der ‚Zivilisation' anpaßte! Die Natur lehrt es uns also selbst, zu welch hohen Zielen, zu welch fruchtbaren Schöpfungen jener rücksichtslose Kampf ums Dasein mit den Artgenossen führte, wurden doch durch ihn die Tüchtigen, die Besten auserlesen! Denn, und das ist das neue Evangelium dieses Darwinismus: Das Nützlichste für den Kampf ist das Beste.

Welch beschämende Wandlung seit den alten Griechen, die das Schöne mit dem Guten gleichsetzten. Welchen Einfluß auf das moralische Bewußtsein eines Jahrhunderts mußte eine Lehre haben, nach der z. B. List und Trug, die siegreichen Mittel im Wettkampf des Daseins, durch Auslese entwickelte Tugenden wurden! Denn ist nicht das Endglied der langen Entwicklungsreihe selbst fortwährend in der Weiterentwicklung der natürlichen Auslese ausgesetzt? Sollte es nicht als Erkennender der Gesetze diese Auslesearbeit noch bewußt unterstützen? Die für den ‚Konkurrenzkampf' am besten Ausgestatteten, sie sind die Wichtigsten für die Erhaltung der Art, sie also sind die ‚Helden', die uns die Stufen zum Olymp hinaufführen. Dies war eine Verherrlichung flachster, wie man gewöhnlich sagt, ‚realistischer' Lebensziele, wie sie schöner nicht ersonnen werden konnten." (Triumph des Unsterblichkeitwillens, 1973, S. 111)

Wie sehr Mathilde Ludendorff recht hatte und recht behielt, wie sehr die ‚Moral' des Sozialdarwinismus ebenso wie die des Christentums das Leben durchsetzte und wie sehr hieran die freien Völker zu Grunde gehen, das können wir heute klar überblicken. Koch legt hierfür genügend Belege aus dem englischen Sprachraum vor, die es jedoch in Europa ebenfalls zur Genüge gibt. Für die calvinistische Theologie wurde Reichtum schlechthin

zum Erweis göttlicher Gnade und so konnte sich kein Geringerer als der alte Rockefeller brüsten:

„The Lord gave me my money!",

und der Bischof von Massachusetts 1900 verkünden:

„Die Göttlichkeit ist mit dem Reichtum vereint."

Selbstverständlich rechtfertigte der neue Glaube auch jeden Krieg und jeden Imperialismus, ja er gebot diese:

„Die Natur, die so unerbittlich und erbarmungslos in ihrer Vernichtung ist, wünscht nur die beste Rasse als herrschende. Die Rivalität der Nationen erstrebt letzten Endes das Wohl der Menschheit ... Es widerspräche der Natur, wenn die Nationen aufhörten, um die besten Positionen in der Welt zu kämpfen ... Eine Nation, die sich mit ihren vergangenen Erfolgen begnügt, muß ihren Platz für eine bessere Nation räumen. Das ist das Gesetz der Natur." (R. Thirlmere 1907, berühmter englischer Schriftsteller)

„Dauerhaft Gutes wird in dieser Welt nur durch Kampf und Blutvergießen entwickelt. Solange Ungerechtigkeit in dieser Welt existiert, sind das Schwert, das Gewehr und das Torpedoboot Teile des Evolutionsmechanismus." (Sir Nathaniel Barnaby 1904)

„Es scheint sehr viel Wahrheit in dem Glauben zu liegen, daß der wunderbare Fortschritt der Vereinigten Staaten sowie der Charakter ihrer Bevölkerung Resultate der natürlichen Auslese sind." (Charles Darwin)

„Eroberungen sind die Prämien, die von der Natur jenen nationalen Gruppen verliehen werden, deren Eigenschaften sie für die Kriegführung am leistungsfähigsten machen. Die Eroberer sind in Wirklichkeit von überlegenem Charakter, dem der Sieg und der Gewinn von Rechts wegen zukommt." (W. Bagehot 1873, britischer Schriftsteller)

„Der Sieg im Krieg ist jene Methode in der Wirtschaftlichkeit göttlicher Voraussicht, durch die die gesunde Nation den Platz der kranken einnimmt, denn in unserer Zeit ist der Sieg das Produkt höherer Leistungsfähigkeit und diese das logische Produkt überlegener Moral." (H. F. Wyatt, 1911 in „Der Krieg als Prüfstein Gottes"!)

„Wir sind eine erobernde Rasse, wir müssen dem Gebot unseres Blutes folgen und neue Märkte und wenn notwendig neue Länder in Besitz nehmen." (A. J. Beveridge, US-Senator)

„Die Schwärme schwarzer, brauner, schmutzigweißer und gelber Völker haben auszusterben." (H. G. Wells 1911, britischer Sozialist)

„Das unausweisliche Problem ist das der Weltherrschaft. Wir werden es lösen. Angelsächsische Institutionen, angelsächsisches Denken und die englische Sprache werden zum Hauptmerkmal des politischen, sozialen und geistigen Lebens der von den Angelsachsen beherrschten Menschheit werden müssen.“ (J. K. Hosmer, US-Historiker, 1890)

„Es scheint, als ob die minderwertigen Rassen nur die Verkünder des Kommens der höherstehenden Rasse seien, Stimmen, die in die Wildnis rufen: ‚Bereitet dem Herrn den Weg‘.“ (J. Strong, US-Geistlicher, 1885)

„Ich behaupte, daß wir die erste Rasse in dieser Welt sind, und je mehr wir von dieser Welt beherrschen, um so besser ist es für die ganze menschliche Rasse.“ (Cecil Rhodes)

Kein Wunder, wenn auch Hitler dem Sozialdarwinismus verfiel und z. B. seinem Volk 1945 angesichts des siegreichen Bolschewismus das Lebensrecht absprach.

Der Sozialdarwinismus gehört zu den tragischen Bestätigungen von Einsichten der Gotterkenntnis Ludendorff. Er beweist, wie tief auch eine aus dem Materialismus geborene Weltanschauung mit ihren Gewissenswertungen in die Geschichte eingreifen kann und ihr wesentlicher Gestalter wird. (s. „Die Volksseele und ihre Machtgestalter“, S. 307 f.) Und dasselbe gilt heute für die neue Weltreligion des atheistischen Marxismus.

Aber auch er ist wie der Gleichheitswahn untrennbar mit dem materialistischen Zeitalter, das bis dahingeht, verbunden. Das Gute, das Wahre, das Schöne und die göttlich gerichtete Menschenliebe werden und müssen an seine Stelle treten als sinnvolle Antwort auf die Vergangenheit:

„Es war ein trauriges Schicksal, das in seiner fruchtbaren Auswirkung niemals ganz abgewendet werden kann, daß das Erkenntnisgebiet, welches uns die sichersten Heilmittel in der Krise unserer Erkenntnis hätte bieten können, die Entwicklungsgeschichte, gerade in der Zeit die wichtigste Entfaltung erlebte, in der die Religion durch klaffenden Widerspruch zur Wissenschaft ungewollt Entartung zum Materialismus (im naturwissenschaftlichen Sinne) auslöste. Hätten tiefschauende, vom ‚Glauben an die Metaphysik‘ beseelte Gedanken mancher großer Deutschen über dieses Wissensgebiet die Vorherrschaft behalten, hätte sich auf ihnen der stolze Wissensbau des 19. und 20. Jahrhunderts aufgebaut: es ist nicht abzusehen, welch ein reiches Geistesleben sich dann auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst trotz allen Glaubensterrors entfaltet hätte!“ (Triumph des Unsterblichkeitwillens, S. 99)

Zeitenwende? – Hundert Jahre nach Darwins Lehre spricht man vom Untergang eines Zeitalters, das er mitprägte. Und das neue? Auch wenn der Materialismus in Wissenschaft und im Leben noch mächtig ist, die kommende Epoche hob mit den Werken der Gotterkenntnis Mathilde Ludendorffs an. Diese Zuversicht darf man schon heute getrost aussprechen, denn die Seele der Völker mit ihren göttlichen Kräften lebt und wirkt noch!

Literaturhinweise

Geheime Weltmächte

Eine Abhandlung über die „Innere Regierung" der Welt

Von

S. Ipares

(1. Auflage 1936)

11.—15. Tausend

Ludendorffs Verlag G. m. b. H. / München 19

Inhalt

Übersichttafel: Die „Innere Regierung“ der Welt befindet sich auf Seite 24 und 25.

Ludendorffs Verlag GmbH., München, 1936
Printed in Germany / Druckerei Albert Ebner, München.

Erich und Mathilde Ludendorff

Die Judenmacht ihr Wesen und Ende

Mit 40 Abbildungen

Herausgegeben
von
Dr. Mathilde Ludendorff



1939

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Inhaltsverzeichnis

3. Der Jude erfüllt die politischen und wirtschaftlichen frommen Pflichten

A) Jüdisch fromme Politik

Mathilde Ludendorff

ihr Werk und Wirken

Herausgegeben von

General Ludendorff

geschrieben

von ihm und anderen Mitarbeitern

Die Federzeichnungen

stammen aus der Hand von

Lina Richter, geb. Spieß



19 38

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München

Inhaltsangabe:

Als Schöpfer Deutscher Gotterkenntnis:

Anlagen:

Festschrift

zum achtzigsten Geburtstage

Mathilde Ludendorffs

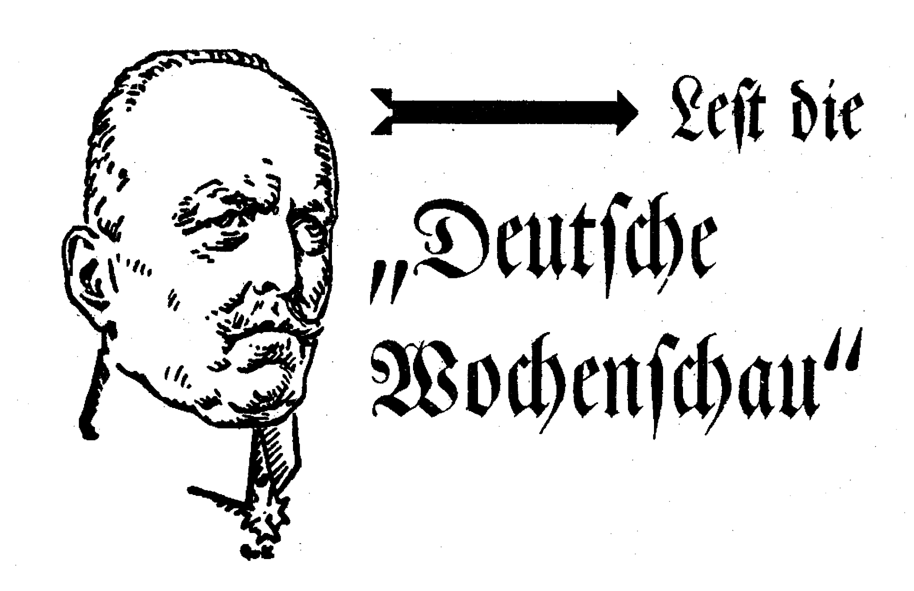
aus dem Kreise ihrer Mitarbeiter

Herausgegeben vom Bund für Gotterkenntnis (L) in Tutzing

19 57

Verlag Hohe Warte · Franz v. Bebenburg · Pähl

Inhalts-Übersicht



Achtung freie Deutsche!

Die ständige Kampfwaffe Ludendorffs ist seine Wochenschrift:

Deutsche Wochenschau

Völkische Feldpost

Berlin SW 68, Zimmerstraße 7

Bezugspreis monatlich 1 Mark / Durch die Post zu beziehen

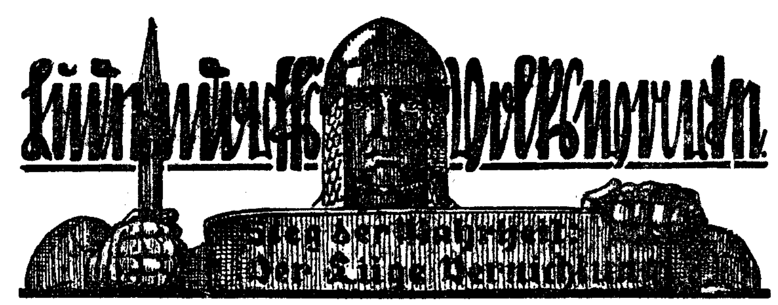
Jede Woche erscheint in dieser Wochenschrift als Ergänzung der Schriften des Generals Ludendorff neue und weitere wichtigste Kampfaufklärung über die Verbrechen der überstaatlichen Mächte in Vergangenheit und Gegenwart, die zu verbreiten, vor allem für das Deutsche Volk, aber auch für alle Völker der Erde lebensnotwendig ist. Aber darüber hinaus wird in der Deutschen Wochenschau dem Deutschen Volke und allen Völkern der Erde der Weg zur Arterhaltung und Freiheit und die schöpferische Gestaltung einer lebendigen, wehrwilligen Volkseinheit und der sie und ihre politische, kulturelle und wirtschaftliche Selbständigkeit sichernden Staatsform gezeigt.

Durch die Aufsätze des großen Feldherrn und Befreiers von den überstaatlichen Mächten General Ludendorff und der großen Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff (von Kemnitz) hat die Wochenschrift weltgeschichtliche Bedeutung und die verflossenen Jahrgänge sind heute schon gesuchte, hochbewertete Dokumente.

Die Schriftleitung der Deutschen Wochenschau.

Jeder Deutsche liest die „Deutsche Wochenschau!“

Der Feldherr Erich Ludendorff und seine Frau Dr. Mathilde Ludendorff schrieben in den Jahren 1926 bis zum April 1929 Beiträge für die **„Deutsche Wochenschau“**. Ab Mai 1929 bis zum Verbot durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 veröffentlichten beide ihre Beiträge in der Wochenschrift **„Ludendorffs Volkswarte“** und deren Beilage **„Vor'm Volksgericht“**. Ab 1933 bis 1939 schrieben beide in **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift“**. Digitalisiert als Leseproben jeweils im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com oder anderer Quellen erhältlich. Ansonsten digitalisiert im PDF-Format zu beziehen beim Verlag Hohe Warte (www.hohewarte.de, E-mail: vertrieb@hohewarte.de) oder unter www.booklooker.de.





Die, die soviel von „Auferstehung" schwätzen,
die stemmen sich, solang 's nur geht,
mit aller Wucht dagegen in Entsetzen,
wenn wirklich einmal jemand aufersteht!

Wer Streifbandbezug wünscht, sende diese Karte an Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19 mit dem Vermerk „Streifbandbezug" (in Deutschland monatlich -.70 RM.)

An das Postamt des neuen Beziehers

Ich bestelle hiermit bei der Post die Halb-Monatsschrift

Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

(Erscheint zweimal im Monat in München)

ab Monat .... bis auf Widerruf, monatlich -.60 RM. (zuzüglich 4 Pfg. Zustellgeld) und bitte, den Betrag einziehen zu lassen.

Vor- und Zuname: ....

Beruf: ....

Wohnort und Straße: ....

....

Zuständiges Postamt: ....

(in Orten mit mehreren, Nr. des Postamtes)

„Ludendorffs Halbmonatsschrift – Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ der Jahre 1929 bis 1939 jetzt in digitalisierter Form (PDF-Dateien) auf Datenträger im Verlag Hohe Warte erhältlich. Im Internet unter www.hohewarte.de oder e-mail: info@hohewarte.de . Ebenfalls unter www.booklooker.de oder anderer Bezugsquellen. Im gebundenen Nachdruck auch vom Verlag für ganzheitliche Forschung in Viöl erhältlich.

Zusammenstellungen von Matthias Köpke (Stand: Juni/2018)
als e-Bücher (PDF-Dateien) kostenlos im Internet unter
www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Quellen:

1. „Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“, 2013.
2. „Das Buch der Kriege Jahwehs“, 2013.
3. „Kampf für Wahlenthaltung“, 2013.
4. „Kampfgift Alkohol“, 2013.
5. „Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff“, 2014.
6. „Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“, 2014.
7. „Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe“, 2014.
8. „Scheinwerfer-Leuchten“, 2014.
9. „Haus Ludendorff und Wort Gottes“, 2014.
10. „Jahweh, Esausegen und Jakobs Joch“, 2014.
11. „Es war vor einhundert Jahren“, 2014.
12. „Destruction of Freemasonry through Revelation of their Secrets“ von Erich Ludendorff; Hrsg. von Matthias Köpke, 2014.
13. „Schrifttumsverzeichnis von Erich Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff“ Eine Übersicht, 2014.
14. „Denkschrift: Mit brennender Sorge“, Offener Brief, 2015.
15. „Drei Irrtümer und ihre Folgen“, Okkultismus, 2015.
16. „Vom Wesen und Wirken des Bibelgottes Jahweh und seiner Kirche“, 2015
17. „Warum sind meine Kinder nicht geimpft?“, 2015.
18. „Erich Ludendorff. Eine Antwort auf Verleumdungen des Toten“,
19. „Die Hochflut des Okkultismus“, 2016.
20. „Meine Klage bei den Kirchen- und Rabbinergerichten“, 2016.
21. „Die Ludendorff-Bewegung und der Nationalsozialismus“, 2017.
22. „Das offene Tor – Der Esausegen und die überstaatlichen Mächte“, 2017.
23. „Mathilde Ludendorff. Eine Antwort auf Verleumdungen der Toten“, 2017.
24. „Der Pensionsprozeß Ludendorff – Eine Dokumentation“, 2018.
25. „Am Heiligen Quell – Beilage zur Ludendorffs Volkswarte 1929-1931“,
26. „Mathilde Ludendorffs Bedeutung für die Frauen“, 2017.
27. „Die Spaltung der Ost- und Westkirche“, 2017.
28. „Von ‚Gott’ zu Gott – Das von Wahn überschattete Wort?“, 2017.
29. „Der ‚geschichtliche’ und der biblische Jesus“, 2017.
30. „Das päpstliche Rom gegen das deutsche Reich“, 2017.
31. „Wahrheit oder Lug und List“, 2017.
32. „Die Weite der Weltdeutung Mathilde Ludendorffs“, 2017.
33. „Eine ‚vollkommene’ Gesellschaftsordnung?“, 2017.
34. „Ludendorff und Hitler“, 2018.
35. „Vergleich einiger Rassenlehren“, 2018.
36. „Haben die 3 großen Weltreligionen etwas mit der Flüchtlingskrise zu tun?“
37. „Mathilde Ludendorffs Auseinandersetzung mit dem Okkultismus“, 2018.
38. „Die Mission des Rudolf Steiner“, 2018.
39. „Die Philosophin und der Feldherr“, 2018.
40. „Warum die Weltfreimaurerei Mathilde Ludendorff so ‚liebt’“, 2018.
41. „Statt okkulter Priesterherrschaft – Gotterkenntnis“, 2018.
42. „Seelenabrichtung durch Magie und Kult“, 2018.
43. „Ist die Bibel ein jüdisches Geschichtsbuch?“, 2018.
44. „Wie wird das Werk Mathilde Ludendorffs im Leben wirksam?“, 2018.
45. „Auf der Suche nach Sicherheit und Gewissheit“, 2018.
46. „Ludendorffsche Philosophie und Darwinismus“, 2018.
47. Wie frei ist der Mensch? – Gedanken über die Freiheit“, 2018.
48. „Mathilde Ludendorff und das Ende der Religionen“, 2018.
49. „Vom Denken in der griechischen Antike bis zur Gegenwart“, 2018.
50. „Die Gotterkenntnis Ludendorff als zeitgemäße Lösung der Volkserhaltung“, 2018.

51. **„Mathilde Ludendorffs Loslösung vom Christentum und das Werden ihrer Gotterkenntnis“,** 2018.
52. **„Die Bedeutung Mathilde Ludendorffs für die Welt“,** 2018.
53. **„Die ersten Blutopfer ‚unserer Freiheit’“,** 2018.
54. **„Alles ‚zum Besten der Menschheit’ – Ziele und Wege des Illuminatenordens Adam Weishaupts“,** 2018.
55. **„Wie und warum das Haus Ludendorff zum Gegner der Freimaurerei wurde“,** 2018.
56. **„Unser Marxismus – eine unserer Verirrungen“,** 2018.
57. **„Omnia instaurare in Christo – Alles in Christus erneuern“,** 2018.

Besucht auch meinen Internetkanal bei Youtube:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing
und schaut bei Videos und Playlists hinein.

Abhandlungen zu verschiedenen Themen welche in der Zeitschrift „Mensch und Maß“, Verlag Hohe Warte, erschienen sind. Zusammengestellt und neu veröffentlicht von Matthias Köpke. Stand: Mai 2018.

1. 100 Jahre Marxismus in Deutschland; (Kurt Martens) 5 Teile
2. 300 Jahre europäischer Geschichte erfunden?; (Wolfram Zarnack) 8 Teile
3. Admiral Wilhelm Canaris – ein Friedensfreund im Zwielicht; (Hugo Manfred Beer) 7 T.
4. Alles „zum Besten der Menschheit“ – Ziele und Wege des Illuminatenordens Adam Weishaupts; (Dieter Wächter) 23 Teile
5. Antiklerikales aus „fernen“ Zeiten; (Aus dem Briefwechsel Friedrich des Großen mit Voltaire); 3 Teile
6. „Asien über Dir!“; Eine soziologische Kulturstudie zur europäischen und asiatischen Mentalität; (Dr. Leonore Kühn);
7. Bedeutsame Dreigestirne: Schelling/Hölderlin/Hegel und Hegel/Marx/Lenin; (Bert Wegener) 2 Teile
8. Berichte über Konzentrationslager; Vergleichende Betrachtung anhand der Schriften von P. Rassinier und L. Niethammer u.a.; 4 Teile
9. Bittere Gedanken; Vom Verdrängen, „Schreibtischtätern“ und alleingelassener Überzeugungstreue; (Arnold Cronberg) 4 Teile
10. Briefe an bekannte Publizisten und Historiker; (Manfred Pohl);
11. Das Erbe Peters der Großen – Das „Testament“ des Zaren und seine Verwirklichung; (Dr. K. Maurer); 3 Teile
12. Das Reichskonkordat vom 20.07.1933; (W. Werner); 3 Teile
13. Das römische Bollwerk an der Weichsel – „Mut zur geschichtlichen Wahrheit“; (Dieter Wächter); 6 Teile
14. „Dein Reich komme“; Römische Sekten als Werkzeuge der Einwelterrichtung; (Arnold Cronberg); 3 Teile
15. Denk-, Urteils- und Willenskraft: Grundlagen der Freiheit; Ein Beitrag zum Thema „Esoterik/Okkultismus“; (Heidrun Münch) 2 Teile
16. Der Hass als Mittel der Ausgrenzung; Über das Buch von Prof. Dr. Shahak: Jüdische Geschichte, jüdische Religion: Die Last von 3000 Jahren; (Nora Seligmann); 7 Teile
17. Der Trug der Astrologie; (Dr. Mathilde Ludendorff) 3 Teile
18. Der Weg zur Deutschen Einheit; (Walter Löhde); 12 Teile
19. Deutsch sein – Eine geschichtliche und philosophische Betrachtung zur deutschen Identität; (Hans Binder); 2 Teile
20. Die Deutsche Jugendbewegung; (Kurt Martens); 11 Teile
21. Die Frankfurter Schule; (Ludolf Regensburger); 3 Teile
22. „Die Hand Gottes“ im Ustaschastaat 1941-1945; (Arnold Cronberg); 4 Teile
23. Die Mystik – Anspruch und Wirklichkeit; (Dr. Gunther Duda), 2 Teile
24. Die Philosophin und der Feldherr; (Hans Kopp);
25. „Die Zeichen stehen grausenhaft ...“; Von Omen, Orakeln, Auguren und ihren Offenbarungen; (Dr. Gunther Duda); 3 Teile
26. Erik Jan Hanussen (1889-1933), Hellseher, SA-Mann, Berater Hitlers; (Prof. Otto Prokopp); 2 Teile

27. Erinnerungen an 1946; (Kurt Martens); 3 Teile
28. Felix Dahns ausgewählte Romane und Erzählungen; (Gundolf Fuchs); 8 Teile
29. Franklin Delano Roosevelts Weg zum Kriege; (Nora Seligmann); 3 Teile
30. Franz Grillparzer - „ein Dichter der letzten Dinge"; (hermann Weber); 3 Teile
31. Freimaurerei und Menschenwürde; (Dr. Mathilde Ludendorff), 2 Teile
32. Friedrich Schiller und die Revolution seit 1789; (Gunther Duda); 3 Teile
33. Gedanken über die Freiheit; (Hans Kopp); 4 Teile
34. Geschichtsforschung im Spannungsfeld; (Dietmar Lange); 2 Teile
35. Geschichtsunterricht: Die Rolle der Ideologen 1932/33; (Gunther Duda); 14 Teile
36. „Gott wirkt durch die Menschen"; (Arnold Cronberg); 3 Teile
37. Induziertes Irresein durch Okkultlehren; (Dr. Mathilde Ludendorff); 15 Teile
38. Ist die Bibel ein jüdisches Geschichtsbuch? Geschichte oder Heilsgeschichte? (Emil Ostertag); 16 Teile
39. Ist die Ludendorffbewegung konservativ?; (Bert Wegener); 3 Teile
40. Ist mit dem Tod alles zu Ende? – Ein schwieriger Vortrag über einen schwierigen Gegenstand; (Hans Kopp)
41. Klassen- oder Volksdenken – Marx oder Mathilde Ludendorff; (Hans Kopp); 2 Teile
42. Ludendorffs Kampf gegen die Hitler-Diktatur; Eine Dokumentation zu seinem 130. Geburtstag; (Gunther Duda); 7 Teile
43. Mathilde Ludendorffs Auseinandersetzung mit dem Okkultismus; (H.B.), 3 Teile
44. Multikulturelle Gesellschaft oder Völkervielfalt?; (Karl Grampp); 2 Teile
45. Nationalsozialismus und Romkirche; Zum 120. Geburtstag Erich Ludendorffs; (Dieter Wächter); 6 Teile
46. Omnia instaurare in Christo; (Alles in Christus erneuern); Kann Papst J.P. II. sittliche Freiheit und Menschenwürde beleben?; (Dieter Wächter); 11 Teile
47. „Polen – Dein Untergang liegt in Rom!" – Zadruga und Ludendorff-Bewegung; (Hans Kopp und Stanislaw Potrzebowski); 2 Teile
48. Religiöser Glaube und Politik; (Arnold Cronberg); 2 Teile
49. Roms religiöses Weltmachtstreben; (Arnold Cronberg); 6 Teile
50. Schule als Staatsaufgabe; (Heinrich Bodner); 2 Teile
51. Seele und Materie; (Dietrich Cornelius); 3 Teile
52. Seelenabrichtung durch Magie und Kult; Von freimaurerischem und anderem Herrschaftswissen; (Gunther Duda); 7 Teile
53. „Sie sind kein Deutscher, denn Ihre Heimat ist Rom, Ihr Vaterland ist die Kirche"; Was verantwortungsbewusste Menschen wissen sollten; (Walther Werner); 4 Teile
54. Staat und Volk; (Ludolf Regensburger); 2 Teile
55. Suggestion und Seelenmißbrauch im Dienst politischer Machenschaften; (Franz von Bebenburg), 2 Teile
56. Tibet ist überall - Seelenkranke als Orakelpriester – Zur Erklärung okkulter Phänomene; (Hans Binder), 2 Teile
57. Über den Umgang mit Geschichte; (Hedwig Sachs); 2 Teile
58. Über Feme- und Opfermorde oder „Ludendorff und der Verfolgungswahn"; (Arnold Cronberg), 3 Teile
59. Und immer leiden die Menschen und Völker; Polen als Werkzeug und Opfer christkatholischen Weltmachtstrebens; (Walther Werner); 7 Teile
60. Unsere Kinder in Gefahr - Seelenmißbrauch an der verletzten Kinderseele; (Dr. Mathilde Ludendorff); 4 Teile

61. Unser Marxismus – eine unserer Verirrungen; (Kurt Martens); 17 Teile
62. Versuche der Kriegsvermeidung; (Karl Münch); 3 Teile
63. Vom Denken in der griechischen Antike bis zur Gegenwart; (Johanna Beck); 2 Teile
64. Vom Wesen der Freiheit; (S. Korte); 2 Teile
65. Vom Wesen der Kultur; (G.M.);
66. Von Luther zu Ludendorff; (wichtig),14 S.
67. Vor 60 Jahren bolschewistische Revolution in Rußland; (Gerhard Müller); 3 Teile
68. Vor 70 Jahren – Zum 9.11.1923; (Hans Kopp); 2 Teile
69. Vorgeschichtsforschung und Völkerpsychologie; (Fritz Köhncke); 4 Teile
70. Weltreligionen oder Gotterkenntnis; (Karl Münch); 2 Teile
71. Westliche Kreuzugspropaganda gegen „Diktaturen“ 1904-1991; (Arnold Cronberg); 5 T.
72. Wider das geschichtliche Vergessen! „Hitlers Verrat der Deutschen“; (Arnold Cronberg); 2 Teile
73. Wie Rom „vorgestern“ Menschenwürde und Freiheit hütete – Zur Vertreibung der Salzburger Protestanten vor 250 Jahren; (Walther Werner); 3 Teile
74. Versuche der Kriegsvermeidung; (Karl Münch); 3 Teile
75. Vorgeschichtsforschung und Völkerpsychologie; (Fritz Köhncke); 4 Teile
76. Zionismus – gestern und heute; (G.D.); 5 Teile
77. Zur Erforschung des Terrorismus; (Dr. K. Maurer) 4 Teile
78. Zur Kulturpolitik von heute; (Gunther Duda);
79. Zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges; (Fritz Köhncke); 3 Teile